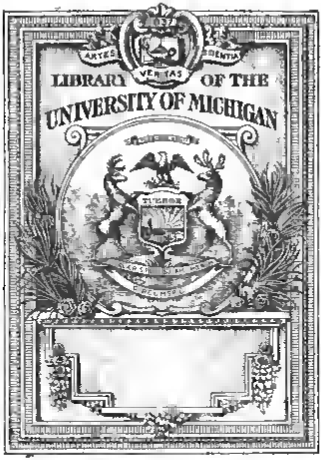
BUHR A
39015 01808105 2b

Digitized by Google


ARTES
VERITAS
IDENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

DC
209
.K58

Napoleons Untergang 1813

Herausgegeben von F. M. Kircheisen

Verlag Robert Lutz Stuttgart

Memoiren Bibliothek

IV. Serie

Elfter Band

Napoleons Untergang

Zweiter Band

1813

von

F. M. Kircheisen

Napoleons Untergang

In vier Bänden

Ausgewählte Memoirenstücke

Herausgegeben von
F. M. Kircheisen

Zweiter Band

Verlag Robert Lutz · Stuttgart

Digitized by Google

Napoleons Untergang

Zweiter Band
1813

Zweite Auflage

Verlag Robert Lutz Stuttgart

Druck von A. Bonz' Erben, Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis

320864

Inhalt.

Seite

1.

Allgemeiner Ueberblick über den Feldzug von 1813 . 11

2.

Oberſt Freiherr von Odeleben, Napoleons Charakter und ſeine Lebensweiſe im Felde im Jahre 1813.

Arbeitsthätigkeit Napoleons im Felde. — Gewohnheiten des Kaiſers. — Seine Kabinetsgehülfen. — Lektüre Napoleons auf der Reiſe. — Caulaincourt. — Adjutanten Napoleons. — Oberſt Bacler d'Albe. — Die Schauſpielerin Bourgoing in Dresden. — Urtheilsfähigkeit des Kaiſers. — Die Ehrenlegion. — Gefolge Napoleons. — Unermüdliche Schaffenskraft des Kaiſers. — Die Einrichtung ſeines Reiſewagens. — Anzug des Kaiſers. — Seine Pferde. — Leidenſchaft Napoleons. — Seine Sprache. — Der Haushalt des Kaiſers im Felde. — Generalſtabschef Berthier. — König Murat. — Maret. — Daru. — Die Alte Garde. — Napoleon in Dresden. 43

3.

Oberſt von Löwenſtern, Im Dienſte des Grafen Wittgenſtein und des Grafen Tſchernitſcheff gegen Napoleon.

Erſtes Kapitel.

Stellung bei Wintzingerode — Vorrücken durch Schleſien nach Sachſen. — Vorpoſtendienſt. — Schlacht bei Lützen. — Rückzug auf Dresden 113

Zweites Kapitel.

Streifzüge im Rücken des franzöſiſchen Heeres — Schlacht bei Bautzen. — Rückzug über Hochkirch. — Gefecht bei Reichenbach. — Abermalige Streifzüge. — Blockade von Glogau. — Leben in Fraustadt . . . 126

Drittes Kapitel.

Wiederausbruch der Feindſeligkeiten. — Vorpoſtendienſt. — Wegnahme einer Kriegskaſſe. — Blockade von Wittenberg. — Sendung über die Elbe . . . 144

Seite

Viertes Kapitel.

Schlacht bei Leipzig — Marsch über Eisleben nach Heiligenstadt. — Verwendung bei der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden. — Gefechte vor Hamburg — Abmarsch nach Rendsburg und Einschließung des Orts bis zum Waffenstillstand mit den Dänen . 167

4.

F. J. L. Rilliet-de-Constant, Tagebuch eines Kürassierleutnants während des Feldzuges 1813.

Erstes Kapitel.

Abmarsch von Metz nach Dresden — Schlacht bei Bautzen. — Der Marschall Ney. — Waffenstillstand. — Feier des Geburtstages des Kaisers. — Schlacht an der Katzbach — Schlacht bei Dresden — Tod Moreaus 185

Zweites Kapitel.

Rückzug auf Bautzen. — Große Truppenschau. — Gute Napoleons gegen seine alten Soldaten. — Blüchers Uebergang über die Elbe. — Marsch der Franzosen nach Leipzig — Die Völkerschlacht — Rückzug 206

Drittes Kapitel.

Fortsetzung des Rückzugs — Streifzug an der Unstrut. — Schlacht bei Hanau. — Heldenmut der Jungen Garde — Marsch auf Frankfurt und Mainz — Uebergang über den Rhein 227

5.

Oberst Freiherr von Odeleben, Die Schlacht bei Leipzig 243

6.

C. J. L. Hussell, Die Schreckenstage von Leipzig . 265

7.

Ernst Moritz Arndt, Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein (Aufenthalt in Sachsen 1813) 321

Kartenanhang: Schlacht bei Leipzig.

Allgemeiner Ueberblick über den Feldzug von 1813

Die Große Armee, jenes herrliche Heer, mit dem Napoleon so stolz und zuversichtlich nach dem russischen Norden gezogen war, hatte aufgehört zu sein! Sie hatte in Schnee und Eis ihren Untergang gefunden. Das, was noch von ihr übrig geblieben, waren armselige Häuflein zerlumpter und kranker Soldaten, denen nur die Sehnsucht nach der Heimat, nach Ruhe und Erholung noch Kraft verlieh, sich weiter zu schleppen. Wenige nur beseelte noch der Glaube an die Unüberwindlichkeit ihres Kaisers; die meisten sahen ein, daß ihm kein Heer mehr zur Verfügung stand. Und wollten sie es sich selbst auch nicht eingestehen, so mußten sie sich auf ihrem Zuge durch Deutschland davon überzeugen, wie sehr das Ansehen der einst so gefürchteten napoleonischen Soldaten gesunken war.

Ueberall, und besonders in Preußen, empfing man die Flüchtlinge der Großen Armee mit ironischem Spott. Die Bauern vertrieben sie aus den Dörfern, wo die Hungernden und Müden endlich ein wenig Ruhe gefunden zu haben glaubten, mit dem bloßen Rufe: „die Kosaken kommen!" Auf den Landstraßen nahm man den vereinzelt marschierenden Soldaten die Waffen ab und verhöhnte sie noch obendrein.

Zu diesem Umschwung in der Gesinnung des preußischen Volkes hatte ganz besonders Yorks Konvention von Tauroggen beigetragen, durch die er sich am 31. Dezember 1812 dem General Diebitsch verpflichtete, zwei Monate lang nicht mehr gegen die Russen zu kämpfen, bis vom Könige Befehle eingetroffen seien. Er hatte das Korps des

Marschalls Macdonald, dem er zugeteilt war, verlassen und trug dadurch dazu bei, daß die unter Murat stehenden Franzosen gezwungen wurden, hinter die Weichsel zurückzugehen. So stand den Russen der Weg nach Deutschland offen. Schließlich verließ der König von Neapel infolge zweifelhafter Unterhandlungen mit dem österreichischen Staatsmann Metternich unter dem Vorwande, sein eigenes Königreich verteidigen zu müssen, die einer energischen Führung so sehr bedürftigen Reste der Großen Armee und überließ sie dem Oberbefehl des Prinzen Eugen

Es war eine traurige Erbschaft, die der Vizekönig von Italien antrat. Von diesem einst mehr als eine halbe Million zählenden Heere waren nicht mehr als 40 000 Mann übriggeblieben, die Frankreich dem zur Erhebung bereiten Deutschland entgegenzustellen hatte. Denn die Stunde der Befreiung hatte für Deutschlands Völker geschlagen! Männer, wie der Freiherr vom Stein, Hardenberg, Arndt, Görres, Schön, Gruner, Scharnhorst, Gneisenau, Blücher und andere, hatten diesen Augenblick längst vorausgesehen Stein erblickte von Anfang an in dem russischen Feldzug den Vorläufer deutschen Völkererwachens und wirkte bereits in Petersburg an der Spitze des deutschen Komitees darauf hin. Arndt wiederum tat mit seinem Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann das Seinige. Hieß es doch in diesem Katechismus: „Wer den Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Uebermut steuert, tut Gottes Dienst; das ist der Krieg, welcher dem Herrn gefällt; das ist das Blut, dessen Tropfen Gott im Himmel zählt!" Und Stein schrieb bereits am 16 Dezember an den Präsidenten Schön: „Jetzt ist es Zeit, daß sich Deutschland erhebe, daß es Freiheit und Ehre wiedererringe,

daß es beweise, wie nicht das Volk sondern seine Fürsten sich freiwillig unter das Joch gebeugt haben."

Die Worte beider Männer hallten in dem Herzen des deutschen Volkes wider. Jahrelang hatte es den französischen Kaiser nur mit einem Glorienschein von Siegesruhm und -glanz umgeben gesehen, jetzt aber war er vor seinen Augen vernichtet und geschlagen nach seiner Hauptstadt geeilt; er war also doch nicht unbesiegbar.

Obwohl Napoleon der empfindlichste Schlag getroffen hatte, der ihn treffen konnte: der Verlust eines ganzen herrlichen Heeres, so war doch er selbst nicht gebrochen. Der Löwe war verwundet aber nicht tot! Kaum war er am Abend des 18. Dezember 1812 nach Saint-Cloud zurückgekehrt, so ging er am nächsten Morgen mit unverwüstlicher Tätigkeit und Arbeitskraft wieder ans Werk, um eine noch größere Armee ins Leben zu rufen, als die, die er nach Rußland geführt hatte. Es gelang ihm, sich durch die Veräußerung der Gemeindegüter 300 Millionen zu verschaffen, und außerdem besaß er einen Privatschatz von 160 Millionen, den er opferte. Binnen kurzem hatte er die Aushebung neuer Rekruten bewerkstelligt, und im Frühling des Jahres 1813 konnte er ein Heer von mehr als 500 000 Mann aufstellen. Dreihundertundfünfzigtausend Mann überschritten den Rhein, um sich mit den Trümmern der Großen Armee von 1812 zu verbinden, während die übrigen zum Schutze der Grenzen zurückblieben.

Diese neue Armee bestand meist aus ganz jungen Soldaten, halben Kindern, unter denen manche das 18. Lebensjahr noch nicht erreicht hatten. Aber Mut, Tatendrang und Begeisterung leuchteten ihnen aus den Augen. Sie waren alle bereit, sich für ihren Kaiser und fürs Vaterland zu

ſchlagen. Nicht immer reichten ihre jungen Kräfte dazu aus, aber ihre Tapferkeit war bewunderungswürdig. Das Beiſpiel der alten Grognards, die das Feuer vieler Schlachten über ihren Köpfen hatten praſſeln hören, die in Pulverdampf und Schlachtenſtaub groß geworden waren, und an deren Seite die begeiſterten Jünglinge marſchierten, ſachte dieſe zu großen Taten an. Sie ſahen ja nicht die erloſchenen Blicke in den verwitterten Geſichteen ihrer alten Kameraden, die wohl wußten, daß es mit ihrem Kriegerruhme vorbei ſei, daß ſie kein Auſterlitz wieder erleben würden! Der Heldenmut jener jungen Schar war unvergleichlich, und mehr wie einmal entriß ſie im Laufe des Feldzugs alten erprobten Soldaten, wie dem Marſchall Ney, Ausrufe höchſter Bewunderung. Unwiderſtehlich wirkte auf ſie die Macht des Mannes, der ſie zum Siege aber zum Tode führte!

Und doch war Napoleon in dieſem Feldzuge nicht mehr derſelbe, der er geweſen. Er war nicht mehr der Schlachtenkaiſer, der General von ehedem, obwohl ihn dieſelbe Genialität des Geiſtes und unermüdliche Tatkraft beſeelten. Sein Körper war gealtert. Er kannte die Anſtrengungen eines Feldzuges nicht mehr in dem Maße vertragen wie früher, wo er tagelang nicht aus dem Sattel gekommen war. Demnach machte er die Märſche meiſt zu Pferd, und nur wenn er ſich nicht wohl fühlte, ſchlecht genannt war, aber wenn die Zeit nicht drängte, bediente er ſich ſeines Wagens. Noch hatte er ſeine unerſchütterliche Willenskraft und ſagte: „Ich werde dieſen Feldzug als General Bonaparte und nicht als Kaiſer führen.“ Aber was nützte ihm der Wille, wenn die Natur ſich ſträubte?

Auch ſeine Marſchälle und Generale waren nicht mehr dieſelben. Uneinigkeit und Neid hatten unter ihnen Platz

gegriffen. Die meisten waren des Krieges müde. Sie sehnten sich nach Ruhe und Bequemlichkeit. Zu Reichtum und Ansehen gelangt, schmachteten sie nach dem üppigen Leben auf ihren Schlössern. Der 60jährige Generalstabschef Berthier, Napoleons rechte Hand, wurde bereits damals von leichten Gehirnstörungen heimgesucht und führte die Befehle des Kaisers nicht mehr mit derselben Genauigkeit und mit demselben Scharfblick aus wie ehemals. In seinem Generalstab fehlte es auch an tüchtigen Offizieren. Viele tapfere Männer, wie Lannes, waren tot; viele, wie Bessières und Duroc, fielen in diesem Feldzuge. Andere, die Napoleon mit klugem Rate und mit ihrer Tatkraft hätten zur Seite stehen können, wie Davout und Soult, erhielten ein entferntes Kommando, und einige, wie Murat und Bernadotte, verrieten ihn sogar. Napoleon war gezwungen, an die Spitze seiner jungen Armee neue Befehlshaber zu stellen, unter andern den General Bertrand und den General Lauriston, die niemals eine Infanterietruppe befehligt hatten, da sie der Artillerie und dem Train angehörten. Dazu ließ die Disziplin unter seinen Soldaten sichtlich nach, und Betrug und Nachlässigkeit nahmen überhand.

Preußens Kriegserklärung war am 16. März erfolgt, und am folgenden Tag erließ Friedrich Wilhelm III. seinen »Aufruf an mein Volk« und »An mein Kriegsheer«. Wie Sturmesbrausen ging es über die deutschen Lande, und Preußen gab das Zeichen zur Erhebung. Jedermann machte sich die Worte Fichtes zum Wahlspruch: „Nicht siegen oder sterben soll unsere Losung sein, sondern siegen schlechtweg!“ Das waren herrliche Worte, so ganz geeignet, deutsche Tapferkeit und deutschen Mut zu wecken. Die Freiwilligen aller Stände strömten herbei, um an dem Kampfe für die

Freiheit teilzunehmen. Bald war das kleine, arme Preußen in der Lage, ein Heer von 271 000 Mann aufzustellen. Auf siebzehn Einwohner kam ein Soldat!

Die auf diese Weise in Schlesien gebildete Armee setzte sich in den Tagen vom 16.—24. März gegen die Elbe in Marsch, geführt von dem alten Haudegen Leberecht von Blücher, dem die Leidenschaft des Freiheitskampfes im Blute kochte. Die Soldaten folgten diesem Vorbilde eines echten Schlachtengenerals blindlings und mit einer Hingebung, die an Fanatismus grenzte. Die Begeisterung für die heilige Sache hatte sie alle ergriffen.

Inzwischen hatten die Russen und der General von York die Oder überschritten. Preußen wurde rasch bis zur Elbe besetzt, ausgenommen die preußischen Festungen, in denen französische Besatzungen lagen. Der am 25. März von Kalisch aus erfolgte Aufruf des Fürsten Kutusow forderte alle deutschen Fürsten zur Teilnahme an der Sache der Freiheit auf und drohte denen mit Entthronung, die sich weigerten, in die Reihen der Kämpfenden einzutreten. Mecklenburg und Anhalt-Dessau hatten sich bereits vom Rheinbund losgesagt.

Blücher zog nun mit seinem Heere durch das noch mit Frankreich verbündete Sachsen. Der König Friedrich August hatte sich anfangs nach Plauen und von dort nach Oesterreich geflüchtet, um sich dessen vermittelnder Politik anzuschließen. Infolgedessen war die Elblinie, die der Vizekönig Eugen bis dahin geschützt hatte, an beiden Enden durchbrochen. Eugen mußte sich bis an die Saale zurückziehen, und Blücher rückte am 22. März in Sachsen ein. In einem Aufruf forderte er die Einwohner auf, sich gegen »die fremden Unterdrücker« zu erheben und sich mit ihm zu

vereinigen. Aber Sachsen stand nicht auf und widersetzte sich auch den Forderungen des Freiherrn vom Stein, der am 9. April in Dresden eintraf.

Schon aber hatte Napoleon Paris verlassen und kam am 16. April um Mitternacht in Mainz an, wo er in fieberhafter Tätigkeit seine junge Armee zu einem Hauptschlag vorbereitete, mit dem er den ganzen Krieg zu beenden hoffte. Auch politisch war er in Mainz ungemein tätig. Der Rheinbund stand nicht mehr auf festen Füßen, und es galt, seine Fürsten durch Drohungen im Zaume zu halten. Vor allem lag Napoleon daran, daß sie ihm ihre Kontingente bedingungslos zur Verfügung stellten. Ein Teil seiner Truppen befand sich bereits in Frankfurt. Ende April hatte er seine ganze Hauptmacht auf der Heerstraße in Marsch und rückte mit ihr im Gefühl seiner eisernen Kraft über Weißenfels, Lützen, Markranstädt und Lindenau nach Leipzig vor.

So schön und gut organisiert aber Napoleons Heer war, es krankte an dem fast gänzlichen Mangel an Kavallerie. Infolgedessen war er nicht in der Lage, sich genügend über die Stellungen des Feindes zu unterrichten. Ein erstes Zusammentreffen fand am 1. Mai bei Weißenfels mit Wintzingerode statt, wobei der Marschall Bessières den Tod fand. Die Franzosen behielten die Oberhand und marschierten weiter nach Leipzig. Sie waren bereits über Markranstädt hinaus, als Napoleon von Groß- und Kleingörschen her heftigen Kanonendonner hörte, der so stark wurde, daß er seine Truppen nach Lützen umkehren ließ. Es war die höchste Zeit. Ney war von Blücher bei Großgörschen und Kaja mit Uebermacht angegriffen worden, und es entspann sich jene blutige Schlacht am 2. Mai, in

der auf jeder Seite der Gegner ungefähr 80 000 Mann in den Kampf kamen.

Die Junge Garde erhielt in dieſer Schlacht die Feuertaufe. Sie benahm ſich bewunderungswürdig, wenn auch manche Fehler unterliefen: ein einziger Kampftag macht aus einem Rekruten keinen Soldaten! Ney rief mehrmals von Begeiſterung hingeriſſen aus: „Dieſe Kinder ſind Helden! Mit ihnen kann ich tun, was ich will!“ Napoleons Anweſenheit tat wahre Wunder. Der Zauber ſeiner Perſönlichkeit wirkte wie berauſchender Trank auf alle dieſe jungen Rekruten. Sie ſtürzten ſich wie Löwen in den Kampf und wichen nicht einen Schritt breit von der Stelle. Die zahlloſen Verwundeten, die dem Kaiſer von Kaja her entgegenſtrömten, begrüßten ihn mit jubelndem »Vive l'Empereur«, und ſelbſt die Sterbenden richteten ſich noch einmal auf, um mit verklärtem Blick und mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte ihm ihren Gruß zu bieten. Trotzdem fühlte Napoleon, daß er jetzt einem geübteren Feinde, der von der Liebe zum Vaterland beſeelt war, gegenüberſtand und er ihm wohl eine von flammender Begeiſterung belebte, aber an Erfahrung arme Armee entgegenzuſetzen hatte.

Der blutige Kampf hatte auf beiden Seiten große Opfer gefordert. 10 000 Tote und Verwundete der Verbündeten und 15 000 Franzoſen bedeckten das Schlachtfeld. Aber weder Kanonen noch andere Trophäen fielen in die Hände Napoleons. Scharnhorſt, der mächtige Geiſt des verbündeten Heeres, erhielt eine leichte Wunde, der er, da er ſich nicht ſchonte, auf ſeiner Reiſe nach Wien, am 28. Juni in Prag, erlag. Auch Blücher war verwundet worden und hatte den Oberbefehl über die Schleſiſche Armee an York abgeben müſſen. Dieſer hatte ſich noch in der

Nacht zum Rückzug hinter die Elbe entschlossen, worüber Blücher außer sich vor Wut war und sofort noch einen allerdings ergebnislosen Nachtangriff machte. Um seine Soldaten über den seiner Meinung nach schmachvollen Rückzug zu beruhigen, sagte er am 4. Mai in einer Ansprache zu ihnen: „Guten Morgen, Kinder! Dit Mal hat et gut gegangen; de Franzosen sind et gewahr geworden, mit wem se zu duhn haben. Der König läßt sich bedanken bei Euch — det Pulver is alle; darum gehn wir zurück bet hinder de Elbe. Da kommen mehr Kameraden und bringen uns wedder Pulver un Blei un denn gehn wir wedder drup up de Franzosen, dat se de schwere Not kriegen. — Wer nu sagt, dat wir reterieren, dat is en Hundssott, en schlechter Kerl! Guten Morgen, Kinder!"

Aus Mangel an Reiterei konnte Napoleon den Feind nicht verfolgen, aber er war nach diesem Siege wieder des Rheinbundes sicher, und der Glaube an die Unbesiegbarkeit ihres Kaisers kehrte bei seinen alten Soldaten zurück. Sie blickten wieder zuversichtlicher in die Zukunft. Sachsen wurde wieder besetzt, und der König kehrte reumütig zu seinem Verbündeten zurück, der am 8. Mai in die sächsische Hauptstadt eingezogen war.

Die Preußen setzten jetzt ihre ganze Hoffnung auf den Eintritt Oesterreichs in den Kampf, da sie die Schwäche des russischen Heeres und dessen geringe Begeisterung für die Sache sahen. Friedrich Wilhelm verkündete dies kurz nach der Schlacht bei Groß-Görschen seinen Truppen mit den Worten: „In wenigen Tagen wird uns eine neue mächtige Hilfe zur Seite stehen."

In der Tat war der Beitritt der Oesterreicher zur Koalition vorauszusehen, denn Napoleon hatte die an-

gebotene Vermittlung Oesterreichs zurückgewiesen. Er hatte die Verbündeten bis über die Elbe in die Oberlausitz verfolgt, und am 20. Mai kam es mittags bei Bautzen zur Schlacht, die zwei Tage währte.

Es waren heiße, mörderische Tage, aber obwohl die Franzosen das Schlachtfeld behaupteten, so war doch dieser Sieg für sie ein unfruchtbarer. Auf beiden Seiten zählte man an die 40 000 Tote und Verwundete. „Was!" rief da Napoleon schmerzlich aus, „nach einer solchen Schlächterei kein Ergebnis? Nicht einen Gefangenen! Diese Leute da lassen mir nicht einen Nagel?" — „Wir werden alle noch unser Leben hier lassen," seufzten seine Soldaten, die darüber unwillig waren, daß sie sich, obwohl sie immer Sieger waren, fortwährend schlagen mußten.

Verbündete wie Franzosen hatten bei Bautzen wie Verzweifelte gefochten, und bei Napoleons großer Ueberlegenheit und der vortrefflichen Anlage der Schlacht wäre ihm, um so mehr, da trotz der Tapferkeit des Feindes es im verbündeten Hauptquartier an Einigkeit in der Oberleitung mangelte, ein anderer Sieg beschieden gewesen. Es spielten indes noch verschiedene andere Umstände mit, die diesen Sieg zu einem fruchtlosen für Napoleon machten. Erstens hatte er es hier nicht mit den Preußen von 1806 und 1807 zu tun, sondern mit Truppen voll von Hingebung, Tapferkeit, ausgezeichneter Manneszucht und beseelt von vortrefflichen Unterführern. Zweitens fehlte es Napoleon in diesem Feldzug an Kavallerie zur Verfolgung des Feindes, und endlich hatten er und Ney gehörige Fehler dadurch begangen, daß beide zu zögernd in ihren Angriffen waren: Napoleon im Zentrum, der Marschall auf dem rechten Flügel des Feindes. Die Tage

von Bautzen wurden dem Kaiser noch dadurch verhängnisvoll, daß er den Tod seines getreuen Duroc zu beklagen hatte, den während der Verfolgung des Feindes am 22. Mai bei Markersdorf eine Kugel in den Unterleib traf.

Während sich diese Vorgänge in Sachsen abspielten, hatte der Marschall Davout im Norden Deutschlands bedeutende Erfolge erzielt, und Napoleon war Herr der ganzen Elblinie geworden. Er hielt es jetzt für unbedingt nötig, sein junges, schnell zusammengerafftes Heer zu vervollständigen und aufzufrischen. Auch die Verbündeten hatten eine Waffenruhe ebenso nötig wie er. So schloß man eine solche am 4. Juni in Pleiswitz ab, die bis Ende Juli währen sollte. Während dieser Waffenruhe wurde das Lützowsche Freikorps am 17. Juni bei Kitzen von den Franzosen überfallen und unter großen Verlusten zersprengt. Sein Führer hatte den Abschluß des Waffenstillstandes zu spät erfahren und den Kampf fortgesetzt.

Napoleon hatte jetzt die Absicht, Frieden zu schließen. Er war überzeugt, sein Schwiegervater werde ihn um seiner Tochter Marie Luise willen nicht aufgeben. Er täuschte sich. Metternich nutzte dieses blinde Vertrauen seines gefährlichen Gegners aus und spielte eine doppelte Politik. Er hatte bereits dem Kaiser Alexander erklärt, Oesterreich werde dem Kampfe beitreten, wenn Napoleon die Vermittlung verweigere; nähme er sie aber an, so käme dies auf eins heraus, denn die Unterhandlungen würden zeigen, daß der französische Kaiser weder »klug noch gerecht sein wolle«. Und alles bereitete sich zu dieser Intrige vor.

Bereits am 14. Juni hatte England mit Rußland und Preußen einen Subsidienvertrag in Reichenbach abgeschlossen. Als Gegenleistung verlangte es unter anderem die Rück-

gabe Hannovers. Am 27. Juni war auch Oesterreich diesem Vertrage beigetreten.

Um nun Napoleon zur Annahme der Vermittlung und zur Verlängerung des Waffenstillstandes zu bewegen, reiste Metternich selbst nach Dresden und hatte dort am 26. Juni im Marcolinischen Schlosse die erste stürmische Unterredung mit ihm. Sie währte acht Stunden. Oesterreich verlangte die Zusammenberufung eines Kongresses, wo der Frieden unter folgenden Bedingungen verhandelt werden sollte: Abtretung Hollands, Spaniens, des Rheinbundes, Polens, des größten Teiles von Italien und Verzicht auf die Schweiz. Ueber solche maßlose Forderungen aufs höchste empört, rief Napoleon beleidigt aus: „Sie wollen also den Krieg?! Gut! Sie sollen ihn haben. Wir werden uns in Wien wiedersehen. Wieviel Verbündete sind Sie denn? Vier, fünf, sechs, zwanzig? Je zahlreicher Sie sind, desto ruhiger bin ich.“ Dennoch kam man am Ende überein, daß in Prag ein Kongreß zusammentreten und der Ablauf des Waffenstillstandes bis zum 10. August verlängert werden solle. Hätte Napoleon die Bedingungen bis dahin nicht angenommen, so sollte am 11. August die Kriegserklärung Oesterreichs erfolgen.

Napoleon war allerdings zu einigen Abtretungen bereit, wie der illyrischen Provinzen, des Herzogtums Warschau und Spaniens, er wollte jedoch Holland und die Hansestädte behalten und sprach sich unbestimmt über das Aufgeben des Rheinbundes aus. Der mit seiner Antwort beauftragte Graf Bubna kam erst am 11. August im österreichischen Hauptquartier an, aber schon am 10., um Mitternacht, hatte Oesterreich die Kriegserklärung in die Welt geschleudert, und am 12 verkündete es seinen Bei-

tritt zur Koalition. Schweden, dem der Besitz Norwegens verbürgt wurde, war dem Kalischer Bündnis bereits am 23. Juli beigetreten.

So war die Fortsetzung des Krieges unvermeidlich. Um Napoleon zog sich ein eiserner Gürtel von kampfesmutigen Heeren zusammen, deren größter Wunsch es war, den Imperator mit ihren gewaltigen Kräften zu erdrücken. An der Spitze der Koalition stand mit dem Kaiser Alexander Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, der einst von Napoleon die größten Wohltaten empfangen hatte. Er befehligte 128 000 Mann der Nordarmee; dann kam die 100 000 Mann starke Schlesische Armee unter Blücher und die aus 220 000 Mann bestehende Böhmische Armee unter Fürst Schwarzenberg. Außerdem verfügten die Verbündeten noch über mehr als 200 000 Mann, die auf verschiedenen Kriegsschauplätzen verteilt waren. Moreau wurde aus Amerika gerufen, um mit Rat und Tat an diesem Völkerringen gegen den einstigen Rivalen teilzunehmen. Diesen gewaltigen Heeresmassen konnte Napoleon nur weit geringere Kräfte entgegenstellen. Und dabei setzte sich seine Armee großenteils aus Rekruten und zahlreichen Deutschen, Italienern und Polen zusammen, von denen er nicht sicher sein konnte, daß sie ihm mit derselben Treue dienten wie seine eigenen Soldaten.

Da Napoleon über die Stärke und die Stellung seiner Feinde schlecht unterrichtet war, vermutete er ihre Hauptmacht in Schlesien und schätzte die Nordarmee geringer als sie war. Sein Streben ging auch jetzt noch auf die Vernichtung Preußens hin. Zum Mittelpunkt seiner Bewegungen machte er Dresden, sandte Oudinot von Baruth aus nach Berlin, um die Nordarmee hinter die Oder zurück-

zuwerfen, und wandte sich selbst mit seiner Hauptmacht gegen Blücher. Er mußte jedoch die Verfolgung der Schlesischen Armee dem Marschall Macdonald überlassen, um dem von Schwarzenberg bedrohten Dresden zu Hilfe zu eilen, wo er ganz unerwartet am 26. August eintraf.

Inzwischen war Oudinot, auf den der Kaiser große Hoffnungen gesetzt hatte, nach einem heftigen Kampfe bei Großbeeren von Bülow am 23 August geschlagen worden. Davout mußte, nachdem er Schwerin und Wismar genommen hatte, zurückgehen. Macdonald, den Napoleon in Schlesien Blücher gegenüber hatte stehen lassen, beging den Fehler, den sehr überlegenen Feind am 26. August an der Katzbach anzugreifen. Er hatte, völlig geschlagen, den Fluß in Unordnung überschreiten müssen und dabei 10 000 Mann mit allem Gepäck und den meisten Geschützen verloren. Durch den Sieg der Preußen an der Katzbach ward Schlesien von den Franzosen befreit.

Vom Glück begünstigter war Napoleon in der Schlacht bei Dresden. Er errang hier seinen letzten großen Sieg. Wohl waren die Verluste auf beiden Seiten gleich, aber der Franzosenkaiser machte 15 000 Gefangene und eroberte 40 Kanonen. Die Verbündeten hatten das Unglück, hier den General Moreau zu verlieren, dem eine Kugel auf den Räcknitzer Höhen beide Beine wegriß. Napoleon war über den errungenen Sieg sehr vergnügt und sagte bei dieser Gelegenheit im strömenden Regen: „Heute rettete das schlechte Wetter den Feind vor vollständiger Vernichtung. Ich würde die Höhen erstürmt haben, was ich wegen des Regens nicht konnte!“

Dieser Sieg wurde jedoch durch die Vernichtung des mit der Verfolgung des Feindes beauftragten Generals

Vandamme bei Kulm stark beeinträchtigt. Vandamme war im Begriff gewesen, dem Fürsten Schwarzenberg den Rückzug abzuschneiden und hatte dabei auf die Unterstützung Gouvion Saint-Cyrs und Mortiers gehofft. Diese beiden Marschälle aber ließen ihn im Stich. Er wurde am Südabhange des Erzgebirges von den verbündeten Russen und Preußen unter den Generalen Ostermann und Kleist nach verzweifeltem Kampfe gezwungen, die Waffen zu strecken. Als Gefangener widerfuhr ihm die Schmach, auf einem Karren durch die Dörfer geführt zu werden, wo ihn die Bevölkerung unwürdigerweise verspottete und beschimpfte.

Die Schlacht an der Katzbach war für die Verbündeten der Anfang zu ihren Siegen geworden. Als Gegenstück zu dieser Niederlage der Franzosen konnte die Besiegung des »Tapfersten der Tapferen«, des Marschalls Ney, durch Bülow und Tauentzien bei Dennewitz am 6. September gelten. Dadurch war auch der zweite Versuch Napoleons, Berlin zu besetzen, zunichte geworden.

Drei Tage später, am 9. September, schlossen Oesterreich, Rußland und Preußen den Vertrag von Teplitz ab, der dasselbe festsetzte, was Preußen schon früher verlangt hatte: Auflösung des Rheinbundes, Abschaffung der Herrschaft der Franzosen auf dem rechten Rheinufer, Herstellung des Besitzstandes von 1805 für Oesterreich und Preußen, usw. Nach Verlauf eines Monats, am 8. Oktober, trat auch Bayern der Koalition durch den Vertrag von Ried bei.

Blücher hatte inzwischen, nachdem er in der Lausitz seine Armee neu ausgerüstet hatte, seinen Rechtsmarsch nach der Elbe angetreten und durch seinen siegreichen Elbübergang bei Wartenburg am 3. Oktober den Entscheidungskampf gegen Napoleon eingeleitet. Ihm folgte die Nord-

armee unter Bernadotte, der zuerst mit schönen Redensarten davonzukommen suchte. Aber mit dem alten Blücher war nicht zu spassen. Auf die süßlichen Worte des schwedischen Kronprinzen rief er dem Dolmetsch auf gut Deutsch zu: „Sagen Sie dem Kerl, der Teufel soll ihn holen, wenn er nicht will!"

Blüchers energischer Vormarsch brachte alles in Bewegung. Als auch die Böhmische Armee unter Schwarzenberg sich auf Leipzig zuwandte, eilte Napoleon von Dresden herbei, und vom 16. bis zum 19. Oktober kam es zu jenem furchtbaren Völkerringen, zu dem sich die Nationen aus allen Ecken und Enden Europas zusammengefunden zu haben schienen. Sogar Baschkiren und Sibirier, nur mit Bogen und Pfeil bewaffnet, fochten in dem gewaltigen Kampfe um die Freiheit der Völker.

Der erste Tag der Völkerschlacht, der 16. Oktober, war Napoleons Waffen günstig. Der Kaiser behauptete siegreich bei Wachau das Schlachtfeld gegen die Heere der Verbündeten, nur sein linker Flügel, unter Marschall Marmont, wurde bei Möckern durch die Ueberzahl unter York gänzlich geschlagen. Marmont mußte sich hinter die Parthe zurückziehen.

Am 17. Oktober ruhte der Kampf, wie auf beiderseitige Vereinbarung. Die Verbündeten erwarteten an diesem Tage beträchtliche Verstärkungen, und Napoleon begann, sich mit dem Gedanken des Rückzuges vertraut zu machen. Er schlug den Verbündeten einen Waffenstillstand vor, aber es war zu spät. Napoleon befand sich, wie der österreichische General Merveldt sich ausdrückte, »wie in einer Falle«.

Der Entscheidungstag nahte! Napoleon behauptete zwar auch am 18. Oktober im Süden seine Hauptstellung, aber

im Norden drangen die Verbündeten bis an die Stadt vor, warfen die Franzosen bis an die Stadtmauern zurück und errangen über sie einen vollkommenen Sieg. Während des mörderischen Kampfes war das ganze sächsische Korps zu den Verbündeten übergegangen, und 600 Württemberger waren seinem Beispiel gefolgt.

Die Franzosen schlugen sich in diesem Riesenkampfe wie die Löwen, und besonders tat die Junge Garde in Probstheida Wunder der Tapferkeit. Vergebens! Napoleons Stunde hatte geschlagen! Es galt, den Rückzug anzutreten. Während die Verbündeten der Meinung waren, es werde am 19. noch einmal zu einer Schlacht kommen, war es Napoleon an diesem Tage gelungen, den größten Teil seines Heeres über Lindenau nach Weißenfels marschieren zu lassen. Dies war übrigens die einzige Rückzugslinie, die Napoleon offen blieb. Die Stadt war bald ganz von den Verbündeten umzingelt, und es kam noch zu den heftigsten Nachhutsgefechten. Unglücklicherweise wurde die einzige Brücke, die über die Elster führte, von den Franzosen gesprengt und so den Heeresteilen, die sich noch in der Stadt befanden, der Rückzug abgeschnitten. Viele waren tollkühn genug, sich schwimmend an das andere Ufer zu retten, und es entstand ein furchtbares Durcheinander unter den um das nackte Leben kämpfenden Menschen. Auf diese Weise erreichte der Marschall Macdonald, der sich in die Fluten warf, glücklich das andere Ufer, während der edle Polenfürst Poniatowski dabei ertrank. 15 000 Gefangene außer den Verwundeten fielen den Siegern in die Hände.

An die 100 000 Tote und Verwundete bedeckten das unermeßliche Schlachtfeld von Leipzig! Unter den von den Verbündeten gemachten Gefangenen befand sich außer

den Generalen Lauriston, Bertrand und Reynier auch der greise König Friedrich August I. von Sachsen, Napoleons Bundesgenosse, mit dem die Sieger zu unterhandeln verzichteten. Er wurde unverzüglich nach Berlin in die Gefangenschaft geführt.

Des Jubels über den endlich errungenen Sieg über den Unüberwindlichen war in Deutschland kein Ende. Am glücklichsten darüber war der alte Marschall Vorwärts, der am 20. Oktober an seine Frau schrieb:

„Die 2 großen und Schönen Tage sind verlebt, den 18. und den 19. Ihl der große Colosh wie die Eiche vom Stuhrm, er der große Tiran hat sich gerettet, aber seine knappen sind in unsern henden. — Den 19 wurde zu ende des kampffs Leipzig mit Stuhrm und großer uffopffrung genomen, man wollte Leipzig in brand schiffen ich widersetzte mich die Russischen Batterien und sie durften nur mit kugell Schiffen. An meiner seitte drank die Russische Infanterie zuerst in die stadt, an der andern seitte die braven Pomern, es wahr ein kampff ohne gleichen, 100 Canonen sind in Leipzig genomen unsere Monarchen haben mich uf öffentligen margte gedankt Alexander drückte mich ans HErtz."

Napoleon hatte, als er Leipzig verließ, auf deutschem Boden keinen Verbündeten mehr. Das ursprüngliche Ziel seiner Feinde: Auflösung des Rheinbundes und Befreiung von der Herrschaft der Franzosen bis zum Rhein war erreicht! Ganz Deutschland erhob sich jetzt gegen den einst so Gewaltigen, um von ihm für all die Jahre der Bedrückung Rechenschaft zu fordern. Die siegreichen Heerhaufen verfolgten ihn bis an die Mainebene, wo Napoleon noch einen letzten Sieg auf deutschem Boden erfocht. Bei Hanau schlug er am 30 und 31 Oktober den bayrischen

Marſchall von Wrede, der ihm den Weg über den Rhein zu verſperren ſuchte. So ward dem Kaiſer der Franzoſen, ehe er mit den Trümmern ſeines Heeres Deutſchland verließ, der Triumph zuteil, einen abtrünnigen Bundesgenoſſen zu demütigen. „Ich hatte ihn wohl zum Grafen gemacht," ſagte der Kaiſer verächtlich von Wrede, „aber niemals hätte ich einen General aus ihm machen können."

Napoleon brachte einen großen Teil ſeiner Truppen über den Rhein; die letzten überſchritten den Fluß im Dezember 1813. Was jedoch nicht vom Feinde vernichtet worden war, mußte jetzt dem Typhus unterliegen, der unter den franzöſiſchen Soldaten ausgebrochen war. Und ſo ſah Napoleon zum zweitenmal eine glänzende Armee vor ſeinen Augen untergehn. Es war vorbei mit ſeinem Glück! Seinen Feinden aber wuchs durch ihre Erfolge das Selbſtbewußtſein und die Hoffnung; drohende Sturmwolken zogen ſich über dem Haupte des franzöſiſchen Kaiſers zuſammen. Was noch vor wenigen Wochen ſelbſt den Verwegenſten als unmöglich erſchienen war, deuchte jetzt allen ein Kinderſpiel: der Untergang der napoleoniſchen Herrſchaft! Stein und Arndt machten ſich ſofort ans Werk und riefen den Deutſchen die ewig denkwürdigen Worte zu:

„Der Rhein Deutſchlands Strom, nicht Deutſchlands Grenze!"

* * *

Es iſt von höchſtem Intereſſe, die Aufzeichnungen von Augenzeugen ſolcher welterſchütternder Ereigniſſe zu leſen. Da iſt zunächſt der damalige ſächſiſche Major, ſpätere Oberſt Freiherr Ernſt Otto von Odeleben, der im Jahre 1816 ſein Tagebuch über den Feldzug von 1813 unter dem

Titel: „Napoleons Feldzug in Sachsen, im Jahre 1813," herausgegeben hat. Er war dem Kaiser Napoleon als Stabsoffizier in der Eigenschaft eines topographischen Ratgebers beigeordnet und ist dadurch ganz besonders in der Lage, ein treffliches Bild Napoleons, seiner Gewohnheiten und Handlungen zu geben.

Er vertritt den Standpunkt, daß eine annähernd genaue Charakteristik niemals, wie es gewöhnlich geschieht, aus der politischen Tätigkeit Napoleons heraus, sondern vielmehr aus allerlei persönlichen Zügen gewonnen werden kann. Und Odelebens Schilderung selbst bildet den Beweis zu dieser Auffassung.

Er beschreibt uns den Kaiser in seinem Hauptquartier, wie er unermüdlich bei der Arbeit ist. Eine ganze Reihe von Adjutanten, Ordonnanzen, Pagen und Dienern sind in den Vorzimmern wie ein Bienenschwarm tätig, die Fülle der Befehle Napoleons mit der größten Schnelligkeit und Genauigkeit auszuführen. Vier Sekretäre schreiben die abgerissenen Gedanken des großen Kaisers nieder, um sie dann wieder andern zur weiteren Ausarbeitung zu überlassen.

Auf einen Wink des Herrschers und Feldherrn kommt das ganze Lager in Bewegung. Die Pferde Napoleons werden vorgeführt, die Zelte abgebrochen, und dann geht es, der Kaiser an der Spitze, hinter ihm das ganze Gefolge, im scharfen Trab weiter.

Im Verkehr mit seiner nächsten Umgebung, mit seinen Vertrauten, seinen Sekretären, Adjutanten und Soldaten lernen wir durch Odeleben einen Napoleon kennen, der unsere ganze Sympathie und hohe Bewunderung besitzt. Eine Menge interessanter Vorgänge, wie die Verleihung der

Adler an die Regimenter, ferner Einzelheiten über das Wesen Napoleons, seine Kleidung, seine Art zu sprechen usw. vervollständigen das Bild.

Auch eine Beschreibung der Personen, die den Kaiser umgeben, finden wir in Odelebens Tagebuch. Alle diese Charakteristiken von Männern wie Berthier, dem König Murat und von Generalen und andern höheren Persönlichkeiten des kaiserlichen Gefolges umrahmen in angenehmer Weise das Bild, das wir von Napoleons eigener Person gewonnen haben. Nicht minder interessiert Odelebens Darstellung der Kriegsbegebenheiten während der drei Schlachttage bei Leipzig, besonders weil auch hierbei Napoleon und seine Handlungen den Mittelpunkt bilden.

Auch in diesem Buche, wie in dem Bande »1812« erteilen wir dem späteren General Woldemar von Löwenstern das Wort. Er stand in russischen Diensten, befehligte im Feldzug von 1813 als Oberst zwei Kosakenregimenter und wurde meist zum Aufklärungsdienst verwendet.

Hier haben wir ein echtes Kosakenleben vor uns! Den ganzen Tag im Sattel, gleichviel ob Regen oder Sonnenschein, bald hier, bald dort, immer den Feind beunruhigend und verfolgend. Bald sehen wir Löwenstern mit tollkühner Verwegenheit inmitten der feindlichen Schlachtlinie, bald die Stellung des Feindes auskundschaften. Immer aber ist er unermüdlich und rastlos; hier eine feindliche Abteilung aufhebend, dort einen bedeutenden Wagenzug, eine Kriegskasse wegnehmend. Glaubt sich der Feind einmal in Sicherheit, hui! sind die Kosaken da! Wie ein Ungewitter überfallen sie die ermüdeten Soldaten, die meinen, eine starke Truppe vor sich zu haben, schlagen sie in

wilde Flucht und sind dann, wenn Unterstützung naht, wie der Wind verschwunden.

Eine Fülle tollkühner Reiterstücklein erzählt uns dieser verwegene Oberst Löwenstern. Seine Taten grenzen mitunter ans Phantastische, und bisweilen läßt er sich durch die allzu lebhafte Schilderung seiner Erlebnisse bis zur Uebertreibung hinreißen. Vor unserm geistigen Auge öffnen sich die eisigen Steppen Rußlands; wir sehen die tapferen Soldaten der Großen Armee von Kosaken umschwärmt, die weder Mitleid noch Erbarmen kennen. Dann führt uns Löwenstern mitten in den Schlachtendonner, aber wir erleben hier nicht den Kampf der Massen. Er schildert uns die rastlose Tätigkeit des Plänklers, der während der Schlacht überall da, wo der Feind ihn am wenigsten vermutet, Unheil und Verderben anrichtet. Hier fängt der Kundschafter einen Adjutanten mit wichtigen Depeschen ab, dort versucht er einen höheren Offizier gefangen zu nehmen. Ja, Löwenstern hatte sogar die kühne Absicht, Napoleon selbst gefangen zu nehmen!

Welche Erfolge die Kosaken mit ihren wilden Streifzügen errungen haben, ist bekannt. Die Verluste, die der Feind dadurch erlitt, waren oft größer als der Verlust eines Gefechtes.

Das Lagerleben weiß Löwenstern ebenso lebhaft zu schildern wie einen Kampf. Angesichts des Feindes sehen wir die Offiziere einen Tanzabend veranstalten. Die dazu nötigen Musikinstrumente holt eine flüchtige Kosakenschar mit unerhörter Verwegenheit aus einem Dorfe inmitten der feindlichen Linien heraus. Alle Kriegsgefahr vergessend, geben sich die jungen Helden den verlockenden Klängen, den geschmeidigen Bewegungen des Tanzes hin,

nur dann und wann beugt sich ein erhitzter Tänzer zum Fenster hinaus, um angestrengt zu lauschen, ob er nicht Flintenschüsse vernehme, die den Angriff des Feindes verraten.

Diese so anschaulich wiedergegebenen Erlebnisse des Obersten von Löwensteen erschienen zum erstenmal unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten eines Livländers. Herausgegeben von F. von Smitt." 2 Bände Leipzig, 1858. Außerdem hat Löwensteen Memoiren in französischer Sprache hinterlassen, die W. H. Weil im Jahre 1903 herausgegeben hat. Der in diesem Buche abgedruckte Teil wurde dem ersten Werke entnommen.

An dritter Stelle schildert ein Franzose das Ringen des Schlachtenkaisers mit dem verbundeten Europa. Der Verfasser war ein Kürassierleutnant, ein geborener Genfer, namens Rilliet de Constant, der unter dem Marschall Ney, dem »Tapfersten der Tapferen«, focht. Er hatte die Kriegsschule von Saint-Germain besucht und war, erst neunzehnjährig, mit der jungen, kriegsbegeisterten Armee Napoleons in den gewaltigen Kampf gegen die Verbündeten gezogen.

Eine unbändige Freude am freien, soldatischen Leben durchzieht diese Erinnerungsblätter, aber auch tiefes Mitleid mit der unglücklichen, von Kriegsgreueln heimgesuchten Bevölkerung.

Scharfe Beobachtungsgabe und vernünftige Kritik zeichnen diesen einfachen Menschen aus. Obgleich er nur Leutnant war, so verstand er doch die großen Absichten und Pläne der Feldherren und bemerkte vor allem die Fehler, die die kriegsmüden Marschälle und Generale des großen

Kaisers im Glauben an ihre Unfehlbarkeit begingen. Seinen eigenen Erlebnissen fügt Rilliet noch wichtige Mitteilungen des Generals Jomini hinzu, die dieser ihm später persönlich machte, und die zu den Aufzeichnungen eine ungemein interessante Ergänzung bilden.

In lebhaften Farben schildert er die Kämpfe der Schlesischen Armee, die Schlachten bei Bautzen, an der Katzbach, bei Leipzig und besonders interessant den Rückzug des geschlagenen napoleonischen Heeres nach dem Rheine. Die spannende Erzählung läßt uns das Schicksal der französischen Armee miterleben. Mit Bangen sehen wir die Wagschale des Schlachtenglücks steigen und sinken, bis sie sich endlich bei Leipzig tief zu ungunsten des großen Korsen neigt.

Rilliets Aufzeichnungen wurden im Jahre 1859 zum erstenmal in der „Bibliothèque Universelle. Revue Suisse et étrangère“ unter dem Titel: „Journal d'un sous-lieutenant de cuirassiers,“ veröffentlicht. Neuerdings, im Jahre 1908, erschienen sie in: „Soldats suisses au service étranger“, in Genf.

Ein Leipziger Bürger, Christian Ludwig Hussell, hat eine Fülle lebenswahrer, wenn auch nicht immer unparteiischer Beobachtungen über die Völkerschlacht niedergeschrieben und sie unter dem Titel: „Leipzig während der Schreckenstage der Schlacht im Monat Oktober 1813 als Beitrag zur Chronik dieser Stadt“ noch am Schlusse des Jahres 1813 herausgegeben.

Von einem Turme des höchsten Gebäudes der Stadt aus hat Hussell, mit einem guten Fernrohr bewaffnet, die Stellungen und Bewegungen beider Parteien im Umkreise von mehr als sechs Stunden beobachten können. Er hat

ſich ferner mit großer Kühnheit bis dicht hinter die franzöſiſchen Reihen, in das entſetzliche Gewühl des Armeetroſſes und in die Bivaks hineingewagt und während des Sturmes auf Leipzig ſolange in den Straßen der Stadt verharrt, bis ein längeres Bleiben ein leichtſinniges Spiel mit dem Leben geweſen wäre.

Wir ſehen die furchtbaren Kämpfe, das Flammen und Blitzen von Hunderten von Feuerſchlünden bei den Dörfern Wachau, Probſtheida, Lindenau und Möckern an unſerm Auge vorüberziehen, bis endlich die Beſchießung Leipzigs und der Sturm auf die Stadt dem gewaltigen Ringen ein Ende machen, und die franzöſiſche Armee den Rückzug antritt.

Wer je über einen franzöſiſchen Rückzug geleſen hat, der wird die ungemein lebendige und feſſelnde Schilderung, die uns Huſſell davon entwirft, bewundern müſſen. Ein Strom von fliehenden und kämpfenden Soldaten, Beamten, Dienern, ein unendlicher Zug von Wagen, Pferden und Schlachtvieren wälzt ſich in unglaublicher Verwirrung aus der Stadt heraus. Die übereilte Sprengung der Elſterbrücke macht 15 000 Mann die weitere Flucht unmöglich; ſie werden niedergemacht, gefangen genommen, oder ſie ertrinken kläglich bei dem Verſuche, ſich durch Schwimmen zu retten.

Welche Verwirrung aber herrſchte erſt in der Stadt! Die Straßen waren bedeckt mit Verwundeten, die auf dem harten Pflaſter ſchon ſtundenlang lagen, ohne Pflege, ohne einen Biſſen Brot, ja, ohne einen Tropfen Waſſer. Tote Pferde, Waffen, umgeworfene Wagen, Kot und Unrat machten das Gehen auf den Straßen unmöglich. Erſt die einziehenden Verbündeten brachten ein wenig Ordnung in dieſen ſchrecklichen Wirrwarr.

Hussells Schilderung dieser Szenen bildet ein interessantes Gegenstück zu den Erzählungen der Soldaten. Wir sehen darin den Krieg in seiner wahren Gestalt mit all dem Elend, all den Greueln und Leiden, die er mit sich bringt. Ein Bürger, dem nicht am Ruhme gelegen ist wie dem Soldaten, der seine Kriegstaten erzählt, leuchtet hier mit unerbittlicher Gründlichkeit und Strenge hinter die Kulissen des Kriegs!

Und nun zum Schluß noch die Stimme eines Patrioten, des kernfesten Ernst Moritz Arndt, der selbst in Wort und Schrift zu dem Baue des deutschen Vaterlandes manchen Stein mit aufschichten half. Er war ein großer Napoleonhasser und infolgedessen kein unparteiischer Beobachter und Beurteiler der politischen Ereignisse. Aber in „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein" erzählt uns Arndt in seiner schlichten, markigen Weise seine Reise mit dem Minister durch Sachsen und entwirft manch anschauliches, fesselndes Bild, das uns unmittelbar in den Geist des Freiheitskriegs versetzt. Noch wertvoller sind uns seine Charakteristiken der Persönlichkeiten, die mit und um Stein lebten, besonders aber die Beschreibung des innersten Wesens dieses großen Staatsmannes selbst, dem Europa zum großen Teil die Befreiung von napoleonischer Herrschaft verdankte. Der Auszug aus Arndts Werk wurde der dritten Ausgabe, die im Jahre 1869 in Berlin erschien, entnommen.

F. M. K.

Napoleons Untergang
1813

Oberst Freiherr von Odeleben

Napoleons Charakter und seine Lebensweise im Felde im Jahre 1813

Arbeitsthätigkeit Napoleons im Felde — Gewohnheiten des Kaiſers. — Seine Kabinettsgehilfen. — Lektüre Napoleons auf der Reiſe. — Caulaincourt — Adjutanten Napoleons. — Oberſt Bacler d'Albe. — Die Schauſpielerin Bourgoing in Dresden. — Unterhaltſamkeit des Kaiſers. — Die Ehrenlegion. — Gefolge Napoleons — Unermüdliche Schaffenskraft des Kaiſers. — Die Einrichtung ſeines Reiſewagens. — Anzug des Kaiſers. — Seine Pferde. — Leidenſchaft Napoleons. — Seine Sprache — Der Haushalt des Kaiſers im Felde — Generalſtabschef Berthier. — König Murat. — Maret. — Daru — Die Alte Garde. — Napoleon in Dresden

Wenn auch ein Herrſcher wie Napoleon niemals Liebe, höchſtens Verwunderung einflößen kann, ſo iſt es doch für den Beobachter des menſchlichen Charakters wichtig, einen Mann, der wegen ſeines Verſtandes und ſeines Glückes von der Nachwelt angeſtaunt und immer einen unauslöſchlichen Punkt in der Geſchichte einnehmen wird, in ſeinem natürlichen Weſen und Leben kennen zu lernen, weil er in der wirklichen Welt — die bei ihm die politiſche war — immer nur von der trügeriſchen Seite erſchienen iſt. Wer aber vermöchte wohl Napoleons Herz zu ergründen und über den Rätſelhaften zu urteilen, den die ungeheuerſten Begebenheiten und wunderbarſten Verkettungen mit ſich fortriſſen? Ihn, der genötigt war, alle Kräfte und die ganze Gewandtheit des Geiſtes aufzubieten, um dem Heere der Neider und Feinde entgegenzutreten, die Klügſten ſelbſt zu betören, den Trotzigſten zu imponieren; den Liebling des Glücks, dem ſein ungeheures Glück den Wahn aufdrang, daß er, ein

Wunder der Welt, als würdigster und geistvollster Beherrscher einer großen Nation, alles bisher Gesehene und Gewagte verdunkeln solle?

Um die Eigenschaften so seltener Menschen genau zu beurteilen, leisten oft kleine Züge ihres Treibens wichtige Dienste, und deshalb wird allen, die nicht in Napoleons Nähe kamen, dergleichen willkommen sein. Seine zahllosen Feinde haben sich mündlich und schriftlich erschöpft, ihn zu verlästern und zu schänden. Dagegen haben seine Günstlinge und feurige, von Napoleons Ruhm geblendete Gemüter diesen Fluchbedeckten unter die Götter versetzt.

Man folge doch der Mittelstraße! Man beachte die Gewalt der Leidenschaft, das Gefühl der Kraft, die Lockungen des Glücks und des Erfolgs, das Schicksal endlich, und richte dann mit Mäßigung!

Festigkeit des Charakters ist die Hauptbedingung der Größe. Schwankende Gemüter können seltner bemerkbare Fortschritte machen. Der Gelehrte, der Künstler, der Kaufmann und der Soldat brauchen eine große Ausdauer, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Wie leicht artet sie bei dem letzteren unter der Strenge und der Roheit, die sein Stand mit sich bringt, in Starrsinn aus, der, unbekümmert um das Leiden anderer, alles mit der eisernen Notwendigkeit entschuldigt und dem Zweck entgegengeht, zu dem ihn Glück und Macht hinleiten. Einen solchen Sinn hatte sich Napoleon während der Revolution angeeignet. Der Keim der Herrschsucht, der sich schon in seiner frühesten Kindheit geoffenbart haben soll, wurde durch ein immerwährendes Streben nach Unumschränktheit entwickelt und durch den Widerstand, den ihm England, sein Erbfeind, entgegensetzte, mehr und mehr ausgebildet.

Wie sehr muß man beklagen, daß Napoleon seine großen, wirklich einzigen Talente, verbunden mit den unendlichen Hilfsquellen Frankreichs, nicht ausschließlich zur Beförderung des inneren Wohlstandes seines Reiches verwendete Aber sein Blut und sein Geist waren viel zu unruhig, um sich allein mit Verbesserungen und Einrichtungen des Landes abzugeben. Einen Gedanken zu fassen, die Mittel dazu anzuweisen, die Zeit und alles übrige zu bestimmen, dies war die Sache weniger Augenblicke, und sie machte schnell hundert anderen Plänen Raum, die nun mit gleicher Tätigkeit betrieben wurden. Eine stete Rastlosigkeit trieb ihn von dem einen zu dem andern. Mittel und Personen standen ihm zur Verfügung, und so konnten die Zeiten der Ruhe seinem stürmischen Charakter nicht genügen.

Nach der so festen Verbindung mit dem mächtigen Kaiserhaus Oesterreich blieb ihm, dem Unbezwungenen, dem Hochbeglückten, wohl noch etwas zu wünschen übrig? Er wurde nach jahrelangem Widerstreben, nach mancher fruchtlosen Unternehmung von neuem ein merkwürdiges Beispiel, daß das höchste Erdenglück am ersten durch blinden Uebermut zusammenstürzt.

So wenig man Napoleon große Umsicht absprechen kann, so überwog doch das Vertrauen auf sein Glück, unter dessen Schutz er auf den Gipfel menschlicher Größe gestiegen war, die Bedenklichkeiten, die sich dem kälteren oder entfernter stehenden Beobachter aufdrangen. Sicher geworden durch die Erfolge mancher künstlich verketteten Pläne, durch Verhandlungen, die die Entwürfe seiner Gegner scheitern machten und zu seinem Vorteil Uneinigkeit oder halbe Maßregeln erzeugten, glaubte er auch ferner, daß er diese Mittel

ungestraft anwenden könne, und baute auf die Fehler der Feinde ebenso als auf sein Genie. Napoleons frühere Unternehmungen waren, nach Carnots Grundsätzen, mathematisch berechnet, glücklich ausgeführt worden; er erlaubte sich Abweichungen von den Regeln der Basis der Operationslinien. Noch gelang es ihm, ungeachtet seiner Fehler, zu siegen, teils durch Uebermacht, teils durch andere Umstände. Dies machte ihn immer kecker und sein Angriffssystem unzuverlässiger, bis endlich der Zug nach Moskau verriet, daß er sich weit mehr auf seinen Glücksstern als auf solide Grundsätze des Krieges stütze. Ueber die mathematischen Berechnungen, denen er vielleicht jahrelanges Nachdenken widmete, unterließ er, für die physischen Bedürfnisse seiner Truppen hinlänglich zu sorgen, und diese Sorglosigkeit verbreitete namenloses Unglück in seinem Heere bis zu seiner gänzlichen Vertreibung aus Deutschland.

Napoleon war immer mit geographischen Berechnungen beschäftigt. Er erwog mit geübtem Blick die Entfernungen des Raumes und der Zeit; auf ihnen beruhte das Uebereinstimmen der Märsche seiner Heere zu seinem Zweck, sowohl in strategischen als taktischen Bewegungen. Aber durch die Genauigkeit der Märsche unter den strengen Befehlen seiner Generale verwöhnt, glaubte er, daß die Verpflegung mit derselben Leichtigkeit zu bewirken, und daß es hinreichend sei, ebenso diktatorisch Brot und Fleisch als das Vorrücken auf einen bestimmten Punkt zu verlangen. Die oberen Verwaltungsbehörden der Armee waren vielleicht nachlässig und die Untergebenen freche Betrüger, die sich auf ihre Unentbehrlichkeit stützten. Napoleon, der vielleicht selbst nicht über die Machenschaften dieser Menschen unterrichtet war, wurde hintergangen; und dieser so wichtige

Zweig der Verwaltung blieb schließlich in den Händen der Zahlmeister und Intendanten.

Wahrscheinlich war Caulaincourt der einzige, der ihn ausdrücklich auf diese Mißbräuche aufmerksam machte; wenigstens wurde er einmal unerwartet während des Waffenstillstandes des Jahres 1813 zur Revision der Lazarette gebraucht, über deren Zustand der Kaiser vielleicht mißtrauisch geworden war. Man hat aber leider nicht bemerkt, daß dieser Besuch eine große Aenderung bewirkt hätte.

Napoleon war, wie gesagt, immer zu sehr mit seinen mathematisch-geographischen Berechnungen beschäftigt, um sich diesen unangenehmsten Teil der Kriegskunst angelegen sein zu lassen. Er haßte ihn zweifellos als das beschwerlichste Hindernis seiner Pläne. Der Intendant Daru vermied, um ihn nicht aufzureizen, die Größe der Gefahr zur Sprache zu bringen, und Napoleon glaubte, genug getan zu haben, wenn er große Massen von Lebensmitteln aus Frankreich selbst nachfolgen ließ. Wie schändlich aber damit umgegangen wurde, und wie wenig durch die Abscheulichkeit der Angestellten den Truppen zugute kam, ist weltbekannt. Es schien den französischen Behörden vielleicht notwendig, die Not auf den höchsten Gipfel steigen zu sehen, damit Napoleon, durch die unendlichen Hindernisse verdrossen gemacht, dem ewigen Krieg endlich ein Ziel setze. Der gewöhnliche Soldat war ja schon längst zu einer Ware ohne allen Wert herabgesunken.

Eine von jenen wohlberechneten und sehr gelungenen Bewegungen war der Marsch des Generals Bertrand aus Italien über Nürnberg nach Sachsen. Er trug in jedem Falle sehr viel zu der siegreichen Eröffnung des Feldzuges von 1813 bei. Eine ebenso kluge Anordnung lag dem

Marsche des Marschalls Ney, vor der Schlacht bei Bautzen, zugrunde. Im ferneren Verlaufe des Feldzuges nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes waren dieser lohnswürdigen oder glänzenden Märsche weit weniger, weil Napoleon auf die Defensive beschränkt wurde und in einem engen Raume zusammengedrückt, bald hier- bald dorthin eilen mußte. Man sah schon allzudeutlich das Unzuverlässige dieser Lage. Und wenn sich Napoleon schmeichelte, irgend einen glücklichen Schlag ausführen zu können, so geschah der Versuch mit einer solchen Masse von Kräften, daß das Genie eines gewandten Feldherrn dadurch gar sehr verdunkelt ward. Dieser letzte Teil des Feldzuges machte ihm deswegen keine Ehre, weil er, blind vertrauend auf die wahrscheinlichen Fehler seiner Feinde und auf seine Kunst, hartnäckig auf der zuerst gefaßten Idee bestehen blieb und die nachteilige Stellung, die ihm und seinem Heere Verderben drohte, nicht beachtete. Anstatt einige Vorteile aufzugeben, setzte er alles aufs Spiel und verlor es.

Und doch bewies Napoleon durch frühere Aeußerungen, wie sehr er wegen des Zutritts Oesterreichs zur Koalition — der ihm schon nach der geographischen Lage den Untergang bereiten mußte — besorgt war*. Ich kenne nicht den Inhalt der Unterhaltungen, die in Dresden und Liegnitz durch den General Graf Bubna stattgefunden haben; aber es war auffallend, daß sich Napoleon in Neumarkt, schon einige Tage vor dem Abschluß des Waffenstillstandes, nach dem sogenannten Lager von Pirna genau erkundigte, in welchem zu Anfang des siebenjährigen Krieges der größere Teil des sächsischen Heeres kapitulieren mußte. Die Stärke

* Vergleiche dazu die Unterhaltungen Napoleons mit Metternich vom 26 Juni im Gespräche Napoleons des Ersten. 2 Bd S. 276 ff Stuttgart, 1612, K Luh.

der Stellung und der Truppen, die Ursachen ihres Unfalls, kurz alle Umstände erforschte er genau und mochte für den Fall, daß Oesterreich sich gegen ihn erkläre, schon jetzt auf diese natürliche Grenzfestung bauen. In jedem Falle war der Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, dazu bestimmt, das Lager, das sich dort bilden sollte, zu befehligen und Sachsen von der gedachten Seite zu decken; denn kurz nach Napoleons Ankunft in Dresden mußte Soult eine Besichtigung der Gegend von Königstein und der dortigen Umgebung vornehmen. Allein die schlechten Nachrichten aus Spanien bewogen später den Kaiser, diesen Feldherrn Hals über Kopf mit neuen Weisungen versehen, dahin zu schicken und dem Marschall Gouvion Saint-Cyr das Kommando dieser befestigten Stellung zu übergeben.

Napoleons Marschälle und Generale waren daran gewöhnt, sich ganz unerwartet von einem Ort zum andern schleudern zu lassen und sich überhaupt dem Willen des Kaisers blindlings aufzuopfern. Soult hatte erst vor kurzem seine besten Pferde aus Spanien nach Deutschland bringen lassen. Während des Waffenstillstandes kam seine Gemahlin aus Paris in Dresden an. Zwei Tage darauf, nachdem der Kaiser die rückgängige Bewegung seiner Truppen von Vitoria bis an die französische Grenze erfahren hatte, erhielt er von neuem, ganz unerwartet, jenes Kommando in Spanien, mußte in der Nacht noch abreisen, alle Pferde, Maulesel und Wagen verkaufen und seine Leute verabschieden! Die Offiziere seines Generalstabes kamen in dieselbe Lage, weil der größte Teil ihm folgen mußte. Die Herzogin mußte nach dreitägigem Aufenthalt dem schönen Dresden wieder Lebewohl sagen.

Die Strapazen und Anstrengungen, die Napoleons

Umgebung, seine Adjutanten, Sekretäre, Ordonnanzoffiziere, überhaupt alle Personen vom Großstallmeister an bis auf den Geringsten ertragen mußten, waren ungeheuer. Caulaincourt war immer unermüdlich zu nennen und gleich ihm ein jeder stündlich und augenblicklich zum Dienste des Kaisers — und zwar mit einer gewissen Eleganz im Anzuge — bereit. Da in dem Hause, wo Napoleon sein Absteigequartier nahm, immer alles gedrängt übereinander lag, und außer seinen Wohnzimmern, dem Kabinett, dem Dienstsalon und den Speisezimmern für den Dienst, auch für Berthier ein Schlaf- und ein Schreibzimmer erforderlich waren, so mußten sich die Adjutanten öfters gar schlecht behelfen. Ein Mann von hoher Geburt, wie der General Graf Narbonne, der als Gesandter in Wien eins der glänzendsten Häuser geführt hatte, lag in der zweiten Hälfte des Feldzugs als dienstuender Adjutant des Kaisers nicht selten auf einem Strohlager oder auf ein paar Stühlen in Napoleons Vorzimmer, um ihn, wenn wichtige Meldungen oder Depeschen einliefen, vielleicht sechs- bis achtmal in einer Nacht zu wecken. In diesem Vorzimmer Napoleons lag der gesamte Dienst auf einer Streu: zwei Adjutanten des Kaisers, deren jeder wieder seinen Adjutanten hatte, die zu Versendungen gebraucht wurden und unter sich abwechselten; ein Stallmeister, ein paar Ordonnanzoffiziere, zwei Pagen und oft aber auch, wenn alles in gespannter Erwartung eines schnellen Aufbruchs oder Gefechts war, jeder, der nicht sicher war, verlangt zu werden.

Infolgedessen sah es in dem Vorzimmer oft aus wie in dem Bauche des trojanischen Pferdes. Rustam, der vielberühmte Mameluck — der echte nämlich, den Napoleon aus Aegypten mitgebracht hatte — ruhte jedesmal auf dem

Boden in der Nähe des Zimmers des Kaiſers, gewöhnlich auf einer anderen Seite des Einganges. Er diente dem Kaiſer eigentlich als Reitknecht, ſo wie unſereinem der treue Sancho Panſa überall nachtrabt, nur daß er ſein Roß nicht ſelbſt wartete und ebenſoviel friſche Pferde hatte als der Kaiſer. Sobald dieſer zu Pferde ſtieg, war Ruſtam hinter ihm, mit Napoleons Ueberrock, Mantel und einem kleinen Mantelſack, auch mit einem wachstuchartigen Ueberzug für ſich ſelbſt bepackt. Er kleidete Napoleon an und aus, war ſtets in deſſen Nähe und bediente ihn zuweilen bei der Tafel. Man erzeigt Ruſtam zu viel Ehre, wenn man glaubt, daß er ein beſonderes Zutrauen genoſſen oder einen gewiſſen Rang bekleidet habe. Obgleich Ruſtam ſchon dem Kaiſer in ſo vielen Gefechten gefolgt war, ſo hatte er doch nicht einmal das Kreuz der Ehrenlegion bekommen. Caulaincourt und die älteren Begleiter des Kaiſers nannten ihn Du, und er lebte zuſammen mit den angeſeheneren Bedienten des kaiſerlichen Hauſes. Dieſer Mann, der nun ganz in Frankreich eingebürgert war und eine Pariſerin heiratete, deren Bild er ſtets auf der bloßen Bruſt trug, hatte viel Empfehlendes in dem offenen Geſicht, in dem großen braunen Auge und ein ſo freies, herzliches Benehmen, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn ſich Napoleon auf ſeine Treue ganz verlaſſen zu dürfen glaubte. Und doch iſt ihm Ruſtam nicht gefolgt, als der Kaiſer vom Gipfel ſeines Ruhmes nach Elba hinabſtieg. Ich glaube, daß er ſich vor der künftigen mürriſchen Gemütsſtimmung Napoleons gefürchtet und den bürgerlichen und angenehmen Aufenthalt in Paris — das er ſehr liebte — vorgezogen hat.

Außer ihm war noch ein Quafumameluck zur Bedienung des Kaiſers im Hauptquartier, ein geborener Verſailler.

Er war in Rustams Tracht gekleidet, doch hatte er nicht dessen Eigenheiten und diente gewissermaßen nur als Reserve bei der größeren Abteilung des kaiserlichen Dienstes oder Hoflagers, während Rustam bloß dem Kaiser angehörte.

Wenn ich vom Kabinett des Kaisers spreche, so bedeutet dies, während des Feldzugs, das größte und beste Zimmer desjenigen Gebäudes, das zum Aufenthalt und zum Schreibzimmer für ihn und seine Kabinettssekretäre diente. Es schien wichtiger zu sein als das Gemach, das er selbst bewohnte. Blieb Napoleon im Biwak bei den Truppen, so wurde unmittelbar neben seinem eigenen Zelt ein anstoßendes für das Kabinett aufgeschlagen und einmal wie das andere mit der größten Genauigkeit eingerichtet.

In der Mitte des Zimmers stand eine große Tafel, auf der die beste Karte des Kriegsschauplatzes ausgebreitet ward. In Sachsen war es die von Petri, weil sich Napoleon im Jahre 1806 an dieselbe gewöhnt hatte und sie sehr schätzte*. Es war noch dasselbe Exemplar, gewöhnlich schon vor seinem Eintritt ins Haus gehörig orientiert und mit Stecknadeln, die bunte Kuppen hatten, überall bespickt, um die Stellungen der verschiedenen Armeekorps und des Feindes bemerkbar zu machen. Dieses Geschäft besorgte der Direktor seines topographischen Bureaus**, der fast unablässig mit ihm arbeiten mußte und am besten mit den Stellungen bekannt war. Lag diese Karte nicht bereit, so mußte sie doch unmittelbar nach seiner Ankunft herbeigeschafft werden, denn sie war seine tragbare Heimat und schien ihm mehr am Herzen zu liegen als andere Bedürfnisse des Lebens. Des

* Er bediente sich jedoch auch gelegentlich der Backenbergschen Blätter (Anmerkung des Verfassers.)

** Bacler d'Albe

Nachts wurde sie mit etwa 20 bis 30 Lichtern besetzt, in deren Mitte der Zirkel lag. Stieg Napoleon zu Pferde, so trug der Großstallmeister Caulaincourt das nötige Blatt auf der Brust eingeknüpft, weil er Napoleon stets am nächsten war, um sie ihm darreichen zu können, wenn er sagte. La carte.

In den vier Ecken dieses Heiligtums wurden, wenn sie zu haben waren, kleine Tische aufgestellt, an denen seine Sekretäre arbeiteten; manchmal arbeitete er auch selbst mit seinem Direktor des topographischen Bureaus an diesen Tischen. Gewöhnlich diktierte der Kaiser jenen, indem er, völlig angezogen, in seiner gewöhnlichen grünen Uniform und sehr oft mit dem Hut auf dem Kopfe, im Zimmer hin und her ging. Gewöhnt, alles, was aus seinem Kopfe herausströmte, mit der größten Schnelligkeit ausgeführt zu sehen, konnte ihm auch niemand schnell genug schreiben; und was er in die Feder diktierte, mußte deshalb in Chiffren geschrieben werden. Es ist unglaublich, wie schnell Napoleon beim Diktieren sprach, und zu welcher Fertigkeit in dieser Schrift es seine Sekretäre gebracht hatten. Ein einziger, ein ganz junger Mann*, übertraf sie alle an Geschwindigkeit, was jene um so mehr verdroß, da sie fürchteten, daß man bei ihnen bald eine gleiche Gewandtheit voraussetzen werde. Natürlich waren diese Chiffren Hieroglyphen. Ein Drachenschwanz bedeutete vielleicht das ganze französische Heer, eine Peitsche das Korps des Marschalls Davout, ein Dorn das britische Reich, ein Schwamm die Schutzlinge oder die Handelsstädte usw. Man schrieb Napoleon eine ganz außergewöhnliche Fertigkeit in der Auflösung der Chiffreschrift zu, auch mußte sie ihm leicht werden, da er ihre Bedeutung

* Fouanac, der seit 1813 dem Kabinettssekretär Baron Fain zur Seite stand.

wohl zuerst nach seiner Wahl geregelt hatte. Nun war aber von seiten der Sekretäre erst der vierte Teil der Arbeit getan, denn es lag ihnen ob, diese Krakelfüße wörtlich und dem Sinne gemäß zu entziffern. Bei langen Verhaltungsbefehlen usw. war dies gewiß keine leichte Sache und um so schwieriger, da zu allen politischen und militärischen Ausfertigungen, die von ihm unmittelbar als Leiter des Ganzen ausgingen, immer nur vier Sekretäre gebraucht wurden, die sich daran gewöhnen mußten, Sachen von ganz verschiedenartigen Gegenständen aus der Politik und Taktik zu bearbeiten. Soviel ich weiß, expedierten immer zwei bei ihm im Kabinett*. Es kamen vielleicht Meldungen eines Marschalls aus Schlesien, währenddessen es ihm einfiel, diese oder jene aus Spanien eingetroffene Depesche zu beantworten, oder eine politische Abhandlung oder eine diplomatische Note für den oder jenen Bevollmächtigten zu entwerfen, oder über Justiz- und andere Angelegenheiten zu verfügen. Da mußte denn einer der Sekretäre sich ebenso schnell bequemen, ein neues A B C-Buch für den König von Rom als die Stellungen von 20 Brigaden der verschiedenen Armeekorps, die ihm alle bekannt waren, nachzuschreiben. Für diejenigen, denen der Zusammenhang des Ganzen, dessen Entstehen und fernere Bestimmung weniger als dem Bildner einleuchtete, war das freilich ein schwereres Geschäft. Doch die Gewohnheit erleichtert das schwierigste Tagewerk; sie lebten immerfort in der Sphäre dieses hundertfache Gedanken

* Bei Beginn des Feldzuges von 1813 waren Baron Fain und Baron Meunier Kabinettssekretäre. Ihnen zur Seite standen die Auditeure Jouanne und Prévost als Hilfssekretäre. Dolmetscher des Kaisers war der Auditeur Lelorgne d'Ideville der Deutsch und Russisch sprach. Während des Waffenstillstandes verließen Meunier und Prévost wegen Krankheit das Heer, und nur Prévost wurde durch den ehemaligen Legationssekretär von Kumigny ersetzt

ausſprühenden Geiſtes und waren gewiſſermaßen die Leit- oder Verbindungsfäden mit den Zivil- und Kriegskanzleien Mareis, Herzogs von Baſſano, Berthiers, Prinzen von Neuchâtel, ſowie aller der verſchiedenen Behörden in Frankreich, an die Napoleons Befehle unmittelbar ergingen.

Es iſt zu verwundern, daß mit dieſem geringen Perſonal ſoviel gewirkt werden konnte, ohne die Ordnung in den Geſchäften zu ſtören. Ich rechne hier natürlicherweiſe nicht die Gebrechen her, die aus Nachläſſigkeit der untergeordneten Behörden, z. B bei der ſo ſchändlichen Verwaltung der Bedürfniſſe des Heeres ſtattfanden und ihren Grund in dem Eigennutz und der Roheit mancher Angeſtellten hatten, ſondern ich ſpreche nur von den Arbeiten, die durch das Kabinett gehen mußten, bei denen man ein noch größeres Perſonal hätte vorausſetzen ſollen.

Die Hauptſache lag wohl in der umfaſſenden Kürze, an welche die nächſte Umgebung Napoleons gewöhnt war, da durch einige Worte, ein Zeichen, einen Strich der Stoff zu ſtundenlangen Ausarbeitungen an andere gegeben, und nur dasjenige ausgearbeitet ward, was ihn beſonders intereſſierte. Hierher kann man Politik und Befeſtigungskunſt vorzüglich rechnen. Die Stellungen der Heere, ſowie die Zuſammenſetzung der verſchiedenen Maſſen, ihre Verbindung und Beſtimmung kannte er zwar ganz genau; allein die ins Detail gehenden Befehle waren mehr die Sache Berthiers, der ſeinen zahlreichen Generalſtab zur Vollziehung derſelben benutzte.

Bei der Gedrängtheit des Stils und der Beachtung der Geſchäfte konnte demnach ſo leicht nichts liegen bleiben. Wenigſtens waren die Sekretäre Napoleons an eine Schnelligkeit gewöhnt, die ſich ſelbſt auf unbedeutend ſcheinende

Dinge, wenn sie zu Napoleons Kenntnis gelangt waren oder gelangen mußten, erstreckte. Sollte der Gegenstand einmal zum Vortrag bei ihm gelangen, oder hatte er etwas genehmigt, so konnte man nach wenigen Tagen auf die Ausfertigung des Beschlusses bauen

Es ging so weit, daß sich bei Geschäften, die durch mehrere Bureaus gingen, der Tag bestimmen ließ, an dem sie in diesem oder jenem vollzogen sein mußten. Das ist in einem Hauptquartier bei Nebensachen, die nicht zu den strategischen Befehlen gehören, sehr viel, und diese Schnelligkeit war unstreitig wohl dem heftig treibenden Ungestüm Napoleons zuzuschreiben. Es gab Augenblicke, in denen alles in einer dumpfen Erwartung, in einer bedeutungsvollen Stille war, wo entweder die kaiserliche Ungnade sich versinnlicht hatte, oder noch ein Unwetter im Anzuge schien. Alle lauerten dann auf den Ausbruch und blieben oft halbe Tage lang in dieser bedrückenden Lage. So wollen es aber die Franzosen haben; das Angenehme einer gemessenen Beschäftigung kennen wenige.

Von Registratoren, Archivaren, Kanzlisten usw. war im Kabinett Napoleons nichts zu entdecken. Es gab einen Bewahrer der Brieftasche, wozu man wahrscheinlich den zuverlässigsten Mann in ganz Frankreich ausgesucht hatte. Seine Lebensweise war — mitten im Getummel des Krieges — gewiß die einfachste, aber auch die langweiligste im Hauptquartier. Mehrjährige erprobte Treue sicherte ihm diese Stelle. Er war übrigens wie ein gewöhnlicher Türsteher gekleidet, trug den gestickten Kragen, das Kennzeichen der höheren Hofbeamten, und glich den Kammerherren, hatte aber die Aufsicht über die großen ledernen Brieftaschen des Kabinetts und alle Verschläge und Kisten des

Archivs, wozu das topographische Bureau gehörte. Er war der Wächter dieses Heiligtums, wie die Sphinxe vor den Gärten der Aegypter, und verließ die Tür des Kabinetts nur dann, wenn er wegen Unpäßlichkeit abgelöst wurde Es gehörte ein starker Körper und ein gelassenes Gemüt dazu, da derselbe auch des Nachts, wenn es Napoleon einfiel, zu arbeiten, auf seinem Posten sein und ausharren mußte. Diese Stelle war einfach und etwas peinlich, so lange das Hauptquartier an einem Orte blieb. Zog es weiter, so befand sich der Heer Archivar bei den Gepäckwagen des Kabinetts oder dem topographischen Bureau. Der eigentliche bewegliche Teil desselben, der dem Hauptquartier immer folgte, bestand nur aus zwei Wagen. Ein größerer Teil derselben war bei dem Vorgehen nach Sachsen an der Grenze zurückgeblieben und diesmal überhaupt alles, so auch die Masse der Landkarten, beschränkt worden. Im Feldzuge nach Rußland hatte man den empfindlichsten Verlust erlitten, einen Verlust, der, nach dem eigenen Geständnis eines Offiziers der kaiserlichen Umgebung, ganz unwiederbringlich, ganz unersetzlich war. Von allen den schönen Karten und Plänen, mit denen man sich zu diesem Zuge versah, war nichts, auch nicht das allergeringste Blatt gerettet worden. Die wenigen dem Untergang entronnenen Offiziere der kaiserlichen Umgebung hatten sich hochbeglückt gefühlt, notdürftig bekleidet zurückkehren zu können. Napoleons liebstes Steckenpferd, seine Plankammer, ward ein Raub der Verwüstung.

Zur Fortschaffung der unentbehrlichsten geographischen Hilfsmittel waren zwei Jäger der Garde zu Pferde bestimmt, die »Chasseurs du portefeuille« hießen. Sie wurden jedesmal von dem wachthabenden Offizier der Gardejäger

zu diesem Ehrenposten ausgewählt, und der Adjutant vom Dienst übergab ihnen die ehrwürdige lederne Brieftasche. Diese Gardejäger folgten unmittelbar den Adjutanten oder der nächsten Umgebung Napoleons, mochte er zu Wagen oder zu Pferde sein. Und eingedenk ihrer hohen Bestimmung ritten sie alles nieder, was sie um einen Schritt von ihrem angewiesenen Punkte entfernte.

Ueberhaupt waren die, welche dem Kaiser folgen mußten, an die hartnäckigste Behauptung ihres Postens gewöhnt, woran die strenge Aufmerksamkeit des Großstallmeisters Caulaincourt — die sich in der ganzen Verwaltung des kaiserlichen Hauses offenbarte — sie gewöhnt hatte. Durch ihn gingen nach dem Tode des Großmarschalls Duroc* alle Befehle über Marsch- und Aufenthaltsangelegenheiten, die Besorgung des Stalles, der Relais, der Küche und Verwaltung der Dienerschaft und vor allem der Kuriere und Stafetten. Zu den Felleisen, die die Kuriere brachten, hatte Caulaincourt die Schlüssel, öffnete sie und übergab dem Kaiser, was des Kaisers war, es mochte sich nun derselbe auf dem Marsch oder im Quartier befinden. Saß er im Wagen, so ging alles im Trab und Galopp fort. Caulaincourt sprang vom Pferde, nahm den Eilboten beiseite, öffnete das Felleisen, jagte dem Wagen Napoleons nach, gab ihm die Depeschen, und nun flogen kurz darauf Scharen von Kuverts aus dem Wagenschlage!

Ein solcher Papierregen traf manchmal die zunächst dem Wagen folgenden Pferde; denn bei den Reisen, die Napoleon fahrend machte, wurden die Schriften, zu deren Durchsicht er im Kabinett nicht Muße genug hatte, in die Schubfächer

* Er fiel bei Markranstädt am 22. Mai 1813. Sein Nachfolger als Großmarschall wurde der General Graf Bertrand.

des Wagens gepackt. Diese durchlief er nun, uns Freie kommend, vorzüglich, wenn ihm die Gegend gleichgültig oder bekannt war. Was sich von unbrauchbaren Rapporten vorfand, flog zerschnitten und wie ein Bienenschwarm zum Schlag heraus und wurde von den eilenden Rädern im Staub zermalmt. Wahrscheinlich hatte Berthier das Geschäft des Zerschneidens, denn die geopferten Gutachten erschienen mit Sorgfalt zerfleischt. Vielleicht machte sich Napoleon auch diesen Zeitvertreib, da er keinen Augenblick ruhen konnte. Hatte ihm Berthier * und er diesem nichts mehr zu sagen, und verlor selbst das Spiel mit der Quaste des Zugfensters seinen Reiz, so schlief er ein. Um aber den Kaiser vor der Langweile zu schützen, füllte man, wenn keine Rapporte und Listen eingegangen waren, alle Seitentaschen mit Pariser Zeitungen und Tageblättern aus. Auch diese flogen, wenn er sie flüchtig durchlaufen hatte, noch leichter als der Wind, der sie trug, in das nachtrabende Gefolge und wurden von den Neuigkeitssüchtigen, falls es der ihnen nachjagende Troß gestattete, erhascht und aufgehoben. Selbst mit einer kleinen Handbibliothek konnte man sich da bereichern, wenn es sonst Zeit und Umstände gestatteten. Gab es keine neuen Zeitungen und Tageblätter mehr, so enthielten die Seitentaschen neuere in Paris erschienene Schriften, selbst Romane, ziemlich beleibt, aber bloß geheftet, und diese vergnügten dann sehr unvollkommen den nach geistigem Genuß strebenden Sinn Napoleons. Wenn ihm aber der Inhalt der ersten Seiten nicht zusagte, so wurden sie über Bord geworfen. Aus Neugierde nahm sich manchmal einer

* War dieser gewöhnliche Reisegefährte Napoleons entfernt, so nahm Caulaincourt seinen Platz ein, vor allem aber der König von Neapel, wenn derselbe zugegen war

des Gefolges der Gefallenen an; sie wurden außerdem die Beute der nachmarschierenden Soldaten. So flog einmal ein ganzes Werk von vier bis sechs Bänden zum Wagenschlage heraus, das einen ganz unschuldigen, englischen Roman in französischer Sprache enthielt.

Der Großstallmeister Caulaincourt sorgte mit einem unbeschreiblichen Eifer und der allergrößten Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit für die Bedürfnisse Napoleons. Ununterbrochene Tätigkeit war ohnedies ein Hauptzug seines Charakters. Es war dabei zu verwundern, daß er trotz der vielen wichtigen politischen und anderen Angelegenheiten, womit ihn der Kaiser beauftragte, doch immer noch Zeit genug übrig behielt, um die kleinsten Nebendinge des kaiserlichen Hauswesens zu beobachten und zu besorgen. Er war manchmal wie eine Kinderfrau um ihren Kleinen beschäftigt, und Napoleon hatte wohl keinen Diener von tätigerer Sorgfalt und unermüdlicherer Ausdauer auffinden können. Dabei hatte Caulaincourt das Talent, alles in der größten Kürze und mit wenigen Worten zu ordnen. Ein einziger Sekretär stand ihm bei, und wenn er manchmal ganze Nächte bei Napoleon hatte arbeiten müssen, so war doch Caulaincourt beim Aufbruch immer wieder der erste und scheute keine Beschwerlichkeiten, so erschöpfend sie auch sein mochten.

Er war fast immer zu Pferde und ritt gewöhnlich neben dem Wagenschlage. Wenn aber der Herzog andere Aufträge hatte, so vertrat einer der beiden Stallmeister vom Dienst seine Stelle. In jedem Falle war es Caulaincourts Werk, daß der Dienst des kaiserlichen Hauses, dessen Bestandteile nachher angeführt werden sollen, mit so vieler Ordnung und Ruhe gehandhabt wurde.

Seine Arbeiten hatten sich seit Durocs Tode bedeutend vermehrt. So sehr auch Napoleon seine ungemeine Brauchbarkeit und Gewandtheit anerkannte, so glaube ich doch, daß der Ton des Kaisers gegen Duroc offenherziger und vertraulicher gewesen ist als gegen Caulaincourt. Letzterer zeigte bei aller Ergebenheit immerfort eine gewisse Kälte und Steifheit in seinem Betragen, die Duroc weniger zu beobachten schien. Auch huldigte Caulaincourt, obgleich er schon auf der einen Seite offen mit Napoleon sprach und ihm nichts verheimlichte, was andere ihm aus Furcht vor Ungnade vorenthielten, auf der anderen Seite dem Kaiser ganz über alle Maßen und auf eine ihn verwöhnende Weise. Hierher zähle ich gewisse Winke und Anstalten zum Empfange des Kaisers, z. B. zu Erleuchtungen, die unter dem Vorwand angeordnet wurden, daß die des Nachts ankommenden Truppen die Straßen und Quartiere besser finden könnten.

Dagegen hatte aber Caulaincourt das große Gute, die Besorgnis mancher Gefahren, die des Kaisers Unternehmungen bedrohten, vor Sr. Majestät auszusprechen, ihm die Unordnungen in der Armee und die Freveltaten der Soldaten bekannt zu machen. So empfahl er auch die Hilfsbedürftigen, die sich an ihn wendeten, wenn ihr Gesuch nicht ganz außer dem Bereiche seiner Geschäfte lag, und wachte streng über ökonomische Gegenstände. Der Herzog war überhaupt sehr streng, zuweilen auch unbändig grob. Diese liebliche Sitte war bei den sonst so galanten Franzosen entsetzlich eingerissen! Wie sehr würde sich einer ehedem geschämt haben, in Gegenwart von anständigen Personen einige der pöbelhaftesten Ausdrücke und Schimpfworte vorzubringen, die man sonst nur bei Lastträgern und

Fuhrleuten hörte, und die jetzt bei jeder Redensart als Bindeworte gebraucht wurden! Aber wenn Se. Majestät selbst sich im Groll oder in der Wut die gröbsten Ausdrücke erlaubten, wie war es dann möglich, daß die Höflichkeit gedeihen und die Artigkeit gehegt und gepflegt werden konnte?

Von den alten galanten Franzosen, die mit der natürlichen Tapferkeit den Anstand der Hofleute vereinigten, gab es blutwenige im französischen Hauptquartier. Als der Liebenswürdigste von allen erschien nur der General Graf von Narbonne, früherer Gesandter am Kaiserlich-österreichischen Hofe und zuletzt Gouverneur der Festung Torgau, den ich schon früher genannt habe. Er blieb, nachdem er nebst dem Großstallmeister Caulaincourt während des Waffenstillstandes zu den Friedensunterhandlungen in Prag gebraucht worden war, im Kaiserlichen Hauptquartier*.

Unter den übrigen Adjutanten des Kaisers zeichneten sich die Generale Flahaut, Drouot, Durosnel und der Oberst Bernard durch Feinheit und Kenntnisse aus. Sie schienen dem Meister sehr ergeben zu sein, waren höchst tätig und immer erfreut, wenn ihnen Napoleon besondere Geschäfte auftrug, weil sie die militärischen Bestimmungen, die er ihnen erteilte, zugleich für sehr belehrend ansahen. Um sie noch näher zu bezeichnen, erwähne ich beiläufig, daß Flahaut, ein Mann von sehr empfehlendem Aeußeren und vieler Gewandtheit, zum Empfang des Königs von Sachsen im Frühjahr an die böhmische Grenze geschickt wurde. Er blieb darauf zur Feststellung mehrerer Punkte des Waffen-

* General Graf Louis de Narbonne-Lara, früher Kriegsminister unter Ludwig XVI., erlag am 17. November 1813 einem Nervenfieber während der Belagerung von Torgau. Er war Generaloberst der Dragoner und erster Stallmeister des Kaisers.

stillstandes während desselben als Kommissar in Liegnitz. Der Artilleriegeneral Drouot, der in den Schlachten immer zu den wichtigsten Aufstellungen des Geschützes gebraucht wurde, harrte bei Napoleon aus, als er nach Elba ging*. Durosnel war Kommandant in Dresden vom Einrücken der Franzosen an bis zur Uebergabe der Stadt. Sein angenehmes und menschliches Wesen hat allen Sachsen Achtung eingeflößt. Oberst Bernard diente als Ingenieur, baute unter Napoleons besonderer Anweisung die hölzerne Jochbrücke in Dresden und mußte während des Waffenstillstandes die Befestigungen der Stadt leiten helfen. Ich erinnere mich, daß ihm Napoleon an der Bastion beim Zeughause selbst die Befehle zu neuen Arbeiten in die Schreibtafel diktierte. Er hatte späterhin bei Zittau das Unglück, bei einem der nächtlichen Ritte, wobei sich alles ohne Schonung drängte und trieb, mit dem Pferde in einen Graben zu stürzen und ein Bein zu brechen.

Die übrigen dienstleistenden Adjutanten waren folgende: General Graf von der Lobau (Mouton), ein Mann, der bei seiner großen persönlichen Tapferkeit überaus rauh und hoffärtig war und das Gepräge dieser Eigenschaften in seiner ganzen Haltung zur Schau trug. Während des

* Als eine höchst seltene Erscheinung bei einem französischen General kann man gewiß annehmen, daß Drouot als seine Lieblingslektüre die Bibel mit sich führte und dies einmal öffentlich den anderen Herren vom Dienst sagte. Vielleicht hatte er einen kleinen Hang zur Frömmelei und zum Aberglauben. Denn da ihn der Kaiser vermöge seines Berufs immer auf die heißesten Punkte sandte, so ging Drouot bei Gefechten immer seine alte Artillerieuniform an, in die er großes Vertrauen setzte, weil ihm nie darin ein Unfall begegnet war. Er stieg bei den Batterien jedesmal ab und hatte wirklich das Glück, daß weder er noch seine Pferde im geringsten verletzt wurden. Uebrigens war er ebenso bescheiden wie unterrichtet und schien von echtem Nationalgefühl beseelt zu sein, das vielleicht darüber trauerte, daß die große Masse der Nation von einem Napoleon beherrscht werden müsse. (Anmerkung des Verfassers.)

Waffenstillstandes mußte er — er wurde nach Soults Abreise Generalkommandeur der Garden, bis Drouot diese Stelle erhielt — die täglichen Bewegungen der Truppen auf dem Friedrichsstädter Marsfelde im Ostragehege befehligen. Als Vandamme — mit Schiller zu sprechen — bei Kulm verwahrt und aufgehoben wurde, organisierte derselbe von neuem dessen zerstreutes Armeekorps, das durch frische Truppen und Geschütze ergänzt wurde. Als Kommandeur dieser Truppen stand er an Böhmens Hauptpässen und am Schlusse des Feldzuges mit dem Marschall Gouvion Saint-Cyr in Dresden. Nach dem vereitelten Ausfall, den er führte, geriet derselbe mit der übrigen Garnison in österreichische Gefangenschaft.

Corbineau — wie es schien von stiller, etwas mürrischer Gemütsart — erhielt das Kommando einer Kavalleriedivision in Vandammes Korps, wurde bei Kulm am Kopfe verwundet und entrann mit einem Teile der fliehenden Kavallerie über die Gebirge nach Sachsen. Seine weitere Anstellung ist mir unbekannt geblieben*.

Vom Herzog von Piacenza (Lebrun), dem Sohne, weiß ich nichts zu sagen, als daß ihm Paris mit seinen Freuden viel lieber als dieser Feldzug zu sein schien.

Dejean, von dem sich auch nichts Ausgezeichnetes berichten läßt, wurde den neuerrichteten Ehrengarden nach Mainz nachgesandt und brachte sie während des Waffenstillstandes nach Dresden. Er war aber, wenn er auch vielleicht andere Kenntnisse besaß, schwerlich dazu geeignet, ein neu geschaffenes Kavalleriekorps auf den Gipfel der Kunst zu erheben. Dem Kaiser mochte das Mangelhafte dieser

* Graf Corbineau zeichnete sich sehr im Winterfeldzug von 1814 und während der Hundert Tage aus.

Truppen selbst in die Augen fallen; er verteilte daher diese vier ganz schwachen Regimenter unter die übrige Kavallerie der Garde, die ihnen den Dienst beibringen sollte. Man weiß, daß diese jungen Leute, die nur durch die Anregungen des Ehrgefühls gezwungen sich hatten anwerben lassen, bei allem guten Willen und den Schmeicheleien, die ihnen gemacht wurden, nichts geleistet haben.

General Hagendarp tat selten Dienst beim Kaiser, da er an Podagra litt; er wurde auf kurze Zeit vor Abschluß des Waffenstillstandes zum Kammandanten in Breslau und sodann in Hamburg unter Davouts Befehlen ernannt. Er hat zwar in öffentlichen Blätteen kein sanderliches Lab erhalten, schien mir aber nicht von tyrannischer Gemütsart zu sein. Ich schreibe daher sein Benehmen in Hamburg mehr der Strenge Davauts zu.

Der größte Teil dieser Adjutanten des Kaisers, fast alle zwischen 30 und 40 Jahren, wurde kurz vor diesem Feldzuge dazu ernannt, da ihre Vorgänger entweder in Rußland zugrunde gingen aber nach der Auflösung der Großen Armee bei der neuen Bildung derselben eine andere Anstellung fanden. Täglich hatten zwei den Dienst, wabei ihnen die Pflicht ablag, bei Tag und bei Nacht in dem Vorzimmer des Kaisers zu sein, was, wie ich glaube, während des Waffenstillstandes weniger streng beobachtet wurde. So meldeten sie auch einen jeden, der zum Kaiser gerufen warden war aber Zutritt begehrte — wenn er nicht schon vermöge seines Ranges im Hauptquartier das Recht hatte, einzutreten — durch dreimaliges Klapfen an die Tür des Kabinetts und Nennung des Namens durch die halbgeöffnete Tür an. Beliebte es dem Kaiser, den Eintritt zu erlauben, so öffnete der Türsteher des Kabinetts die Pforte.

Sonst blieb der Ankömmling so lange in der Erwartung, bis der im Kabinett arbeitende Oberst Bacler d'Albe ihn etwa hereinrief.

Dieser Offizier, der wegen seiner großen geographischen Kenntnisse und seines Fleißes zu zwei verschiedenen Malen von Napoleon als Direktor des topographischen Bureaus berufen worden war, hatte durch eine Reihe von Jahren sich das Vertrauen des Kaisers erworben, war aber zugleich völliger Sklave seines Willens; denn öfters und unerwarteter als irgendeiner seiner Adjutanten wurde er zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu Napoleon gerufen. Kein Augenblick war sein zu nennen, und er mußte seine ganze Existenz der peinlichen Unruhe des Dienstes sowie den Launen Napoleons widmen. Zum Glück stimmte Bacler d'Albes Lebensart mit seinem Fleiß überein. Die Ausbildung seiner Talente als Maler hat er in Paris bei den öffentlichen Ausstellungen bewiesen, und als Topograph ist er durch eine schöne Karte von Italien bekannt geworden*. Durch sein immerwährendes Studium ward er dem Kaiser fast unentbehrlich. Die Berichtigung der Karten, die Zusammenfügung und Ergänzung der Materialien, die Bestimmung weit ausgedehnter Märsche und Operationslinien lag ihm vorzüglich ob. Napoleon sprach mit wenig Worten D'Albe verstand ihn und arbeitete in seinem Sinne ebenso bündig und ohne alles Zeremoniell die Aufgabe aus. Dieser stete Umgang mit dem Kaiser gab ihm aber auch zu manchen Zeiten das Recht, einen Ton anzunehmen, den sich Napoleon, — wunderlich genug — wenn er mit Gründlichkeit und Festigkeit widerlegt ward, von anderen gefallen ließ. Ich weiß, daß er einstmals fürchter-

* Bacler d'Albe hatte sie in den Jahren 1797 bis 1799 aufgenommen.

lich tobte wegen eines Planes, eines Rapportes, oder eines anderen Papieres, das er in den Händen des Obersten vorausſetzte. Bei dieſer Gelegenheit mochten etwas heftige Vorwürfe über Unachtſamkeit oder ſchlechtes Gedächtnis ſeiner Untergebenen erfolgt ſein, ſo daß Bacler d'Albe am Ende in großer Aufregung ſagte: „Je sais bien que Votre Majesté a une parfaite connaissance des chiffres, une excellente mémoire — mais enfin — je sais ce que je sais *.“ Napoleon ſchwieg endlich, und das Papier hatte ſich an einem anderen Orte gefunden. Bei einem großen Dienſteifer erfüllte dieſen Mann ein gewiſſer Nationalſtolz, der gegen Frankreichs Feinde in Härte, Geringſchätzung und Roheit ausartete. Voll Ergebung in die hochverehrten Beſchlüſſe Napoleons, die er gewohnt war, mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt zu ſehen, hätte der Oberſt Bacler d'Albe die Urheber von Frankreichs Unfällen am liebſten zermalmt. Ils feront des fautes, nous tomberons sur eux, nous les écraserons** — ſo ſprach der Eifer und die Begierde, Napoleons Pläne auszuführen, aus ihm. Und trotz ſeiner zwangvollen, mühſeligen Exiſtenz, deren Dauer nur bei ganz feſter Geſundheit möglich war, trotz des ungeſtümen Benehmens des Kaiſers, das er im Kriege wie im Frieden zu ertragen hatte, war Bacler d'Albe ihm ſowie die meiſten ſeiner Umgebung, die in ihm den Verbreiter des Glanzes der franzöſiſchen Waffen erblickten, innig zugetan.

Bacler d'Albe war ein Rang- und Dienſtgenoſſe mehrerer Marſchälle und Diviſionsgenerale geweſen und doch

* Ich weiß ſehr wohl, daß Eure Majeſtät eine vollkommene Kenntnis der Chiffrierſchrift, ein ausgezeichnetes Gedächtnis beſitzt — jedoch — ich weiß, was ich weiß.

** Sie werden Fehler begehen, wir werden uns auf ſie ſtürzen und ſie zermalmen.

nicht vorgerückt, gleichsam, als ob Napoleon denselben nur deshalb niederhalten wollte, um ihn destomehr quälen zu können. Er war der letzte, den der Kaiser brauchte, ehe das Hauptquartier aufbrach und mußte wieder der erste zur Arbeit sein, sobald Napoleon anlangte. Auf den Marschen dagegen war er unabhängiger, und bei Gefechten sprach der Kaiser gewöhnlich nur dann mit ihm, wenn es einen geographischen Gegenstand betraf. Zu Gehülfen hatte er zwei Ingenieuroffiziere beim topographischen Bureau, deren einer sich immer auf Missionen befand, während der andere gewissermaßen den Aufseher der Plankammer machte.

Diese drei Männer bildeten nebst vier geheimen Sekretären und dem ersten Ordonnanzoffizier, dem Bataillonschef Gourgaud, der die wichtigsten Depeschen und Aufträge, hauptsächlich in Artilleriangelegenheiten besorgte, eine Art von geheimem Rat, der von den übrigen Zweigen des kaiserlichen Hauses abgesondert war. Da ihre Geschäfte mit der Person Napoleons in direktem Zusammenhang standen, so wurde auch zugunsten des ungezwungenen Verkehrs eine besondere Tafel im Palais für sie gedeckt.

Das ganze übrige Personal speiste an zwei Tafeln, deren eine für die Großoffiziere, die andere für die übrigen diensthabenden Offiziere bestimmt war. Zu den ersteren gehörte der Palastmarschall, der Großstallmeister, die im Hauptquartiere befindlichen Marschälle (Bessières und Soult) und zuweilen fremde Generale, die Adjutanten des Kaisers, der General Guyot als Kommandeur der Eskorte und der Gulden der Garde zu Pferd, der Graf Turenne als oberster Garderobebeamter, und die Stallmeister, die als Barone den Rang von Obersten hatten. An die zweite Tafel gehörten die Ordonnanzoffiziere, die Adjutanten der persön-

lichen Adjutanten des Kaisers, die Wachtoffiziere, die Gendarmerieoffiziere, die Pagen, die Aerzte des kaiserlichen Hauses und der Zahlmeister.

Gewöhnlich wurden beide Tafeln nacheinander in sehr großer Pünktlichkeit von einer ganz geringen Dienerschaft und zwar noch früher als Napoleons Tafel bedient. Die Beamten des Kabinetts aßen dagegen erst nach dem Kaiser.

Während des ganzen Feldzugs speiste Berthier, Fürst von Wagram, allein mit ihm, ausgenommen wenn der König von Neapel zugegen war, oder wenn bei Unpäßlichkeit Berthiers der Großstallmeister und ein Marschall zur Tafel gezogen ward. Es wurden zwar nach französischer Sitte 12 bis 16 trefflich bereitete Speisen aufgetragen, aber Napoleon aß und trank mäßig. Berthier schenkte ihm ein und sprach bei Tafel sehr wenig. Rustam oder ein Kammerdiener warteten auf. Sehr oft wurden während der Tafel Offiziere, die Depeschen brachten, oder andere Abgeordnete eingelassen und, währenddem er fast heißhungrig speiste, vernommen *.

Während des Waffenstillstandes hatte eine der französischen Schauspielerinnen, Fräulein Bourgoing, der er sehr geneigt zu sein schien, das Glück, zur Frühstückstafel mit Berthier und Caulaincourt eingeladen zu werden. Es war eine seltene Erscheinung, im Vorzimmer des Kaisers eine einzelne, elegant gekleidete Pariserin sitzen zu sehen, die das Oeffnen der Flügeltüren erwarten mußte. Man versicherte bei dieser Gelegenheit, daß auch die Könige von

* In Paris soll Napoleon manchmal, wenn er ganz von Geschäften in Anspruch genommen war, und man ihn an die Tafel erinnerte, gefragt haben N'ai-je pas encore dîné? (Habe ich noch nicht zu Mittag gegessen?) [Anmerkung des Verfassers.]

Frankreich ehedem ausgezeichnete Talente — Mimiker, Sängerinnen, Virtuosen — zum Frühstück eingeladen hätten. Ob Napoleon dergleichen Leute ebenfalls nur aus Nachahmungssucht oder um der Kunst zu schmeicheln, aus Eigenheit oder aus anderen Gründen zu sich bat, beruht auf sich.

So nahe ich mich auch in dieser Zeit dem Hoflager befand, so ist mir außer der oben genannten Dame — ich spreche nicht von Hofgesellschaften — kein liebliches oder verführerisches Wesen zu Gesicht gekommen. Es gehörten auch wirklich ganz ungewöhnliche Perioden der Ruhe und Geschäftslosigkeit dazu, um den unruhig stürmenden Geist Napoleons an die Reize des Genusses zu erinnern.

Das Streben und Arbeiten einer unruhigen Seele, das im wechselnden Ungestüm und den immerwährenden Beschäftigungen des Krieges seinen süßesten Genuß findet, verscheuchte jeden Gedanken an die regelmäßige Beobachtung der Arbeitsstunden. Alles, was im Hauptquartier vorfiel, geschah überraschend, und doch mußte jeder auf der Stelle zum Dienste bereit sein. Ungewöhnliche Ruhezeiten und nicht erwarteter Aufbruch, Abänderung der bestimmten Stunde und sehr oft der Wege und der Quartiere folgten eines dem andern.

Wenn auch der Großstallmeister einen Wink erhielt, so geschah dies gewöhnlich sehr spät, und alle mußten erraten, was etwa geschehen würde. Wer sich deshalb bei den anderen Rat holen wollte, erhielt unter Achselzucken nur ein lerdiges »Je ne sais pas« zur Antwort. Die Geschäfte, die eingehenden Meldungen und die ankommenden Eilboten waren die Uhr, nach der Napoleon seine Zeit einteilte.

Man hat ehemals ganz zur Ungebühr geglaubt, daß

der Kaiser andere für sich arbeiten lasse. Im Gegenteil gingen die Hauptentwürfe zu allen Operationen von ihm allein aus. Berthier durfte vielleicht nur Bemerkungen hinwerfen, hatte aber die weitere Ausführung der Kommandoangelegenheiten unter sich. Sehr oft verzog sich der Aufbruch um mehrere Stunden und halbe Tage, und an das letzte Wort, das Napoleon in seinem Kabinett diktierte, reihte sich der trockene Befehl: »La voiture«! oder: »A cheval«!* und, wie durch einen elektrischen Schlag setzte sich nun alles, was folgen mußte, in Bewegung. In diesem Augenblick erfuhr man erst, welcher Weg genommen werden sollte. Der Großstallmeister, oder wenn dieser versandt war, ein Stallmeister, ritt zur Rechten des Wagens, der General Guyot oder der ihm im Range zunächst folgende Offizier zur Linken. Die diensttuenden Adjutanten, Stallmeister, Ordonnanzoffiziere, Pagen, ein paar Handpferde für Napoleon und Berthier, Rustam, der das Porteseuille tragende Gardejäger und noch ein Reiter, der Caulaincourt beigeordnet war, folgten unmittelbar hinter dem Wagen, und diesem eine Bedeckung von einem Offizier und 24 Gardejägern. So war der fest bestimmte Zug beschaffen, der mit der größten Strenge und Pünktlichkeit jedesmal beachtet wurde. Was von Offizieren und Pferden noch folgen mußte oder folgen wollte, durfte dem Befehl nach nicht *vor* der Bedeckung reiten, und nur Generale von höherem Range schlossen sich dann und wann hart hinter oder neben dem Wagen an. So ging es, wie ein Ungewitter daherbraust, in starkem Trab bei Tag und bei Nacht viele Meilen weit, und wer bei Nacht sich in diesem Strudel mit fortwälzen mußte, hatte kein angenehmes Los. Wo der

* „Den Wagen!“ oder „Zu Pferde!“

Weg sich verengte, drängte sich alles im Diensteifer wild durcheinander, und das beste Los fiel noch den beiden Ordonnanzoffizieren zu, die in einiger Entfernung vor dem Wagen ritten und den beiden Jägern, die noch vor diesen reitend, die Boten führten. Alle übrigen setzten Hals und Beine aufs Spiel, denn die Dienerschaft mit Napoleons Handpferden hielt sich für das Haupt des Ganzen, der das Portefeuille tragende Gardejäger ebenfalls, nicht minder die Ordonnanzoffiziere und die Pagen. So stürmte alles nebeneinander her, in der Hitze und im Staube, im Nebel und bei Nacht.

Sobald Napoleon anhielt, mußten auch die Reitpferde dastehen. Vier Gardejäger sprangen ab, pflanzten die Bajonette auf die Karabiner, schulterten und stellten sich im Viereck um ihn her. Dasselbe geschah, wenn ein natürliches Bedürfnis den Kaiser nötigte, ab- oder aufzusteigen, oder wenn er anhielt, um zu Fuß die Gegend und den Feind zu beobachten. Im letzteren Falle wurde das Viereck etwas größer gebildet und schob sich nach Maßgabe seiner Bewegungen doch ungezwungen mit ihm fort, damit er jedesmal vom freien Raum aus in allen Richtungen vor- und seitwärts beobachten konnte. Waren die Gegenstände entfernt, so trat der Page vom Dienst herbei, und dieser oder Caulaincourt lieh seine Schulter zum Gestell.

Wenn die Umstände Napoleon nötigten, in den Morgen- oder Abendstunden oder bei kühler Witterung längere Zeit im Freien zu sein, so wurde ein Wachtfeuer für ihn durch die Gardejäger bereitet. Aber auch dieses war von ungewöhnlicher Größe. Die größten Stücke Holz, womöglich ganze Balken, mußten auflodern und dann gewissermaßen zum Signal für Napoleons Aufenthalt dienen. Wie bei der

Tafel war auch hier nur Berthier sein Gesellschafter, selten andere. Alles stand in einiger Entfernung ehrfurchtsvoll im Halbkreise oder suchte sich, gleich einer Marschallstafel ein Marschallsfeuer anzuschüren. In tiefem Nachdenken oder mit Berthier im Gespräch, ging dann Napoleon auf und nieder und harrte auf den fernen Donner des Geschützes oder andere Anzeigen seiner Generale. Wenn ihm die Zeit lang ward, schnupfte er Tabak oder machte sich wenigstens mit den Füßen irgend etwas zu schaffen. Er schnellte die nächsten Kieselsteine von sich oder warf die Holzstücke ins Feuer. Niemals konnte er untätig sein.

Es war außerordentlich, welche Beurteilung sich der Kaiser in Augenblicken einer gewissen Entscheidung, besonders durch Dampf und Kanonenfeuer zu eigen gemacht hatte. Natürlich wußte nur er fast immer allein, von woher eine Veränderung durch die Angriffe seiner Truppen erfolgen solle, und nun war er schon der Ausführung seiner Befehle gewiß. So bei den Gefechten nach der Schlacht von Lützen, so bei Bautzen oder bei Wurschen, als Ney ankam, und so bei vielen anderen Gelegenheiten. Aber auch die Beurteilung der Entfernung oder der Annäherung des feindlichen Feuers entging ihm nie. Jede Bewegung oder Stärke der feindlichen Artillerie, die angetretenen Rück- oder Seitenbewegungen bemerkte er schneller und schärfer als irgend einer seiner Generale, z. B. bei Lützen, Dresden und wo irgend die Gefechte in seinem Gesichtskreise vorfielen. Ein Blick durch das Fernrohr, und er hatte das Bild von einer ganzen Armee mit unglaublicher Schnelligkeit gefaßt. So beurteilte er von den Höhen ganze Korps von 50—60 000 Mann nach dem Raume und der Stellung.

Auf diese Gaben mußte er sich auch ganz vorzüglich,

selbst mehr als auf das Mitwirken seiner Generale, verlassen, denn es gebrach ihm an zwei Hauptsachen in diesem Feldzuge: an guten Nachrichten und an zahlreicher geübter Kavallerie. Das Uebergewicht an leichten Truppen, durch die sich das Heer der Verbündeten jeden vernachlässigten oder nicht besetzten Raum zueignete, machte es ihm zugleich möglich, die besten und gründlichsten Nachrichten einzuziehen, währenddessen die Franzosen im weiteren Verlauf des Feldzuges sich weder durch eine ähnliche Kette leichter Kavallerie decken noch den Feind beunruhigen oder die nötigen Nachrichten erlangen konnten.

Ein großer Sporn für das französische Heer bildete immer noch der Orden der Ehrenlegion. Die ungemeinen Vorzüge und Vorteile, die der Besitz desselben in Frankreich gewährt, machten ihn zu dem gesuchtesten Gute. Leider hatten sich auch hier, wie in so vielen zweckmäßigen Anstalten, die gröbsten Mißbräuche eingeschlichen, weil mancher von seinem Obersten begünstigte Soldat den Orden erhielt, während hundert andere noch Tapferere leer ausgingen.

Ich habe Offiziere und sogar gemeine Soldaten gesehen, die sich an den Kaiser unerschrocken mit den Worten wandten: „Sire, j'ai mérité la croix!“* Er fragte dann gewöhnlich mit einem Lächeln: „Eh, comment?“, und darauf erzählte dann der Prätendent, welchen Feldzügen er beigewohnt, was er getan habe, daß er übergangen worden sei usw., und Napoleon ließ entweder seinen Namen notieren, oder der Kommandeur wurde auf der Stelle um die näheren Angaben befragt. Bestätigte sich des Mannes Aussage, so ward der Sache sogleich abgeholfen.

Der Ton, den die Offiziere und gemeinen Soldaten

* „Sire, ich habe das Kreuz verdient!“

mitunter gegen den Kaiser annahmen, würde in jeder anderen Nation auffallender gewesen sein als bei den ohnedies so ungestümen Franzosen. Ein Offizier, dem Napoleon unbilligerweise Vorwürfe wegen eines veranlässigten Unternehmens machte, verteidigte sich vom Pferde herab in Gegenwart von hundert Offizieren und Generalen mit einem Feuer, einem Gebärdenspiele, das Besorgnisse für ihn erregte. Napoleon ahndete diese Keckheit nicht und schwieg.

Den Generalen selbst gab der Kaiser durch seine zügellose Heftigkeit Veranlassung zu derben Erwiderungen. So überhäufte er einst den General Sébastiani mit Vorwürfen, indem er behauptete, daß seine Reiterei weit weniger geleistet habe als die des Generals Latour-Maubourg, der so und so viele Fahnen und Kanonen erbeutet, so viel Gefangene gemacht habe. Sébastiani verteidigte sich, Macdonald, der Herzog von Tarent, stimmte ihm bei, und beide brachten endlich Napoleon — von dem Caulaincourt des Aufsehens wegen alle Umstehenden zu entfernen suchte — zum Schweigen. Um jedoch seinen Unmut auszulassen, sprach er sich nun mit gleicher Heftigkeit gegen die eben vorübermarschierenden Regimentskommandeure der Division Sébastiani aus und belobte die Taten von Latour-Maubourgs Reiterei *.

Wenn Gnadenbezeugungen erteilt worden waren, so erwartete seine Garde gewöhnlich gute Tage darauf. Ein

* Einem der widrigsten Auftritte dieser Art habe ich zwar nicht selbst beigewohnt, aber die Tat einige Augenblicke darauf aus sicherer Quelle erfahren. Napoleon schlug nämlich einen seiner Generale in Mägtig bei Pirna von Angesicht zu Angesicht förmlich ins Gesicht. Dieser Hang zum unmäßigen Zorn war bekannt, und doch habe ich Stabsoffiziere von ihm sagen hören: „Croyez-moi, l'empereur n'est pas méchant." (Glauben Sie mir, der Kaiser ist nicht schlecht.)

dieſes Korps ganz matt, und man hörte von einzelnen im Vorübereilen die Worte: „Personne ne veut crier: Vive l'empereur *!“

Es war Brauch, daß, wenn Napoleon auf dem Marſche ſeine Garde überholte, dieſe ſich ſo ſchnell als möglich in Kolonne oder in der Front gegen den Weg aufſtellte, und das ganze Muſikkorps ſolange ſpielte, bis der Zug vorbei war. Dies geſchah auch, wenn die Garde im Marſch blieb. Allein die übrige Infanterie nahm weniger Notiz von ihm. Auch war ein allgemeiner Mangel an Muſikkorps eingetreten, ſeitdem Rußlands ſchneebedeckte Gefilde die unglücklichen Geiger und Pfeifer verſchlungen hatten. Während die Armeen vorwärts marſchierten, drängten ſich alle Truppengattungen, Artillerie, Kavallerie und Infanterie aneinander vorüber. Dieſe Unregelmäßigkeit und Sorgloſigkeit, die ſich bei den franzöſiſchen Truppen eingeſchlichen hatte, gereichte ihnen im Laufe des Rückzugs zum allergrößten Verderben. Napoleon war oft genötigt, mit ſeinem Gefolge längs dieſer Menſchenklumpen einen Ausweg zu ſuchen, und mancher arme Infanteriſt wurde von dem Nachtrab über den Haufen geworfen. Man denke ſich die Unordnung, die ein ganzes kaiſerliches Gefolge mit allen Offizieren, Bedienten und Handpferden in einer Infanteriekolonne, die es durchkreuzt, hervorbringen muß. Die franzöſiſchen Truppen waren durch ihre Generale und andere höhere Offiziere, die faſt alle auf dieſelbe Art marſchierten und durch ihren ſpäteren Aufbruch Störungen verurſachten, daran gewöhnt. Welch ein himmelweiter Unterſchied gegen die ehemalige Art des Marſches anderer Heere, wo, bei

* „Niemand will rufen: Es lebe der Kaiſer!“

ſtrenger Beſtrafung, Mann auf Mann folgen mußte, und niemand eine Kolonne kreuzen durfte.

Ein allzugroßes Gefolge hat, außer mehreren Nachteilen auf Märſchen, auch beſonders im Gefecht ſelbſt den, daß der ſcharf beobachtende Feind ſein Geſchütz auf den Punkt richtet, wo ſich ein General mit ſeinem Gefolge befindet. Dies mochte die Urſache ſein, weshalb bei Napoleons Einmarſch in Schleſien am 25. Mai — nachdem er verſchiedene Male bei Dresden und Bautzen durch feindliche Kugeln begrüßt worden war — eine Marſchordnung im Hauptquartier erſchien, nach welcher niemand unmittelbar hinter dem Kaiſer reiten durfte, als:

Der Fürſt von Neuchâtel (Berthier).

Der Großſtallmeiſter (Caulaincourt).

Der Marſchall vom Dienſt.

Der General Guyot, als Kommandeur der Eskorte oder der Gardejäger.

Zwei Adjutanten.

Zwei Ordonnanzoffiziere.

Zwei Offiziere als Dolmetſcher für Deutſch und Ruſſiſch.

Ein Page.

Ein Leibſattelknecht und Ruſtam.

Alle übrigen Mitglieder des kaiſerlichen Hauſes mußten nebſt der Bedeckung, in einer Entfernung von, ich glaube, 300 Toiſen* zurückbleiben.

Bei ſehr gefährlichen Punkten hatte Napoleon die Gewohnheit, entweder ganz allein mit Caulaincourt und Berthier und einem Pagen vorzureiten oder abzuſteigen und ſeine Pferde hinter dem Schutze einer Anhöhe oder eines Hauſes ſtehen zu laſſen, damit ſeine Anweſenheit um ſo

* Ungefähr 600 Meter.

weniger bemerkt wurde. Der Augenblick seiner Entfernung von einem solchen Punkte war gewöhnlich das Signal zu einer Kanonade, denn entweder hatte der Feind sie bemerkt, oder Napoleon selbst hatte auf Umwegen Geschütze dahin beordert, die nun zu spielen anfingen.

Der Dienst der Ordonnanzoffiziere war zum Teil beschwerlich, aber auch ehrenvoll. Diese jungen Leute stammten aus den besten Familien Frankreichs. Sie waren Söhne von Gesandten, Generalen und Senatoren, die sich durch Bildung und Erziehung auszeichneten, dabei aber auch mit dem dreifachen Stolze: der großen Nation, der edlen Abkunft und einer ehrenvollen Anstellung erfüllt. Ihre glänzende Uniform, die, wie die der höheren Zivilbeamten des kaiserlichen Hauses, der Großmeister der Garderobe und der Großstallmeister, aus hellblauem, mit geschmackvoller, reicher, silberner Stickerei verzierten Röcken und schwarzen Federhüten bestand, trug zur Befriedigung der Eitelkeit das ihrige bei. In der Regel hatten nur zwei den Dienst; bei Gefechten aber alle, die zugegen waren.

„Un officier d'ordonnance!" sagte Napoleon trocken, und der, an dem die Reihe war, eilte nun mit seinen Aufträgen an einen Marschall, die er beim Abreiten erst wiederholen mußte, und die oft die Ereignisse eines ganzen Tages bildeten. Währenddessen näherte sich der folgende möglichst nahe dem Kaiser oder schwang sich aufs Pferd, um bei der nächsten Gelegenheit davonzueilen.

Oft wurden die Ordonnanzoffiziere auf längere Zeit mit Befehlen an einen Korpskommandeur als Kuriere gesandt und blieben solange dort, bis ein entscheidendes Treffen vorgefallen war, worauf sie dann zu Napoleon zurückkehrten und mündlich sowohl als auch schriftlich Bericht abstatten

mußten. Ein andermal wurden sie zu Rekognoszierungen und Aufnahmen der naheliegenden Gegenden gebraucht, die wegen des Ueberganges über Flüsse oder der Anlage von Verschanzungen ein besonderes Interesse für den Kaiser hatten. Die meisten waren aus der Artillerie oder aus dem Genie gewählt, doch gab es auch Kavalleristen, die dann als Schwadronchefs bei den Regimentern eintraten. So wurden zwei davon bei den neu errichteten Ehrengarden angestellt. Wer sich besonders brauchbar zeigte, hatte Aussicht, schon als Ordonnanzoffizier den Rang eines Schwadronchefs zu erlangen und von da aus gleich Oberst und Adjutant des Kaisers zu werden. Ein einziger von ihnen, namens Berenger, blieb bei Dresden. Die anderen hießen: Gourgaud, erster Ordonnanzoffizier, Athalin, Pretet, Laplace, Lauriston und Dessaix (Sohn und Neffe der bekannten Generale gleichen Namens), Pailhou, Lamezan, Caraman und Saint-Marsan*.

An Pagen hatte Napoleon während des Feldzuges vier bei sich, die den Beschwerden gewachsen waren und im Notfalle verschickt werden konnten: zwei Jagdpagen, die später gewöhnlich Hof- oder Zivilstellen erhielten und zwei andere, die später in die Armee eintraten. Einer hatte stets Dienst, um das Pferd abzunehmen, das Fernrohr zu halten, nach den Vorspannstationen geschickt zu werden, usw

Die kaiserliche Feldflasche führte Rustam oder einer der lange im Dienste befindlichen Reiter, der immer im Gefolge blieb. Nur selten, wenn vielleicht das Frühstück übergangen worden war, genoß Napoleon einen Tropfen Wein oder Likör unterwegs; außerdem vom Frühstück bis

* Außerdem waren im Jahre 1813 noch Graf de Moretou Chabrillan, Baron de Mortemart und D'Arenberg Ordonnanzoffiziere des Kaisers.

zum Mittagessen, das heißt von früh 9 oder 10 Uhr bis abends 6 oder 7 Uhr, wenig oder gar nichts.

So wenig sich Napoleon in Rücksicht der Arbeit während eines Feldzuges schonte, und so sehr sein unruhiger Charakter jeden Gedanken an eine gleichmäßige Pflege verschmähte, so hatte er doch im Verhältnis zu seiner übrigen Umgebung den großen Vorteil voraus, daß er mehr nach seinem Gefallen die Beschäftigung regeln und selbst die Augenblicke der Erholung wählen konnte, anstatt daß diese, immer seiner Willkür preisgegeben, jede Stunde des Tages und der Nacht aufgefordert wurde und die Erholungsstunden gewissermaßen nur abstehlen konnte. Durch seinen Willen belebte er alle, und das einmal in Gang gebrachte Werk konnte nicht ins Stocken kommen, wenn auch hie und da manchmal ein Rad seines Laufes müde ward. Die rastlose Tätigkeit des Kaisers hielt den Ersten wie den Geringsten in Atem; er allein hatte aber den Vorzug, daß die Ausführung der Dinge, die ihm schlaflose Nächte verursachten, auch seinen Ruhm besonders erhöhten, und daß die Nahrung seiner Phantasie durch Durchstellung und Mitteilung Stärkung des Körpers war.

Dieser Fall ist besonders in der Zeit seines Glücks anzunehmen. Derselbe Körper, der durch den Schwung der Ideen, durch günstige Aussichten im Laufe glänzender Tage gestählt wird, dürfte weniger Ausdauer haben, wenn immer wiederkehrende Hindernisse und Unglücksfälle die Kräfte der Seele anstrengten und die des Körpers erschöpften. Darin liegt aber unzweifelhaft die Stärke eines kühnen Geistes, daß er, die Zweifel und Widerwärtigkeiten nicht beachtend, die schwächeren Gemütern ein Anstoß sind, alles Unglückdrohende überspringt und sich durch Gewalt und

Liſt in glückliche Lagen zu verſetzen weiß, bis endlich das Schickſal durch neuerwachende Kräfte das Ziel des Laufes beſtimmt.

Napoleon arbeitete mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Ueberſicht. Die um ihn waren, ſprachen mit Erſtaunen von dem gedankenreichen, ſyſtematiſchen Gange der Abhandlungen, Vorſchriften und Aufſätze, die er ſeinen Sekretären und Adjutanten oft im Zuſammenhange vieler Seiten diktierte. Sie mußten auf alle Fragen und Aufgaben gefaßt ſein, beſonders die erſten, ſowohl in politiſchen als in Militärangelegenheiten. Oft, wenn Depeſchen eingegangen waren, befragte er die Offiziere, die ihm zunächſt ſtanden, um die Lage der darin genannten Orte, ehe dieſe noch wiſſen konnten, ob die Orte in Schleſien, Spanien oder anderswo zu ſuchen wären. Erſt durch einen Blick auf die Unterſchrift des Abſenders konnten ſie ſich nun enträtſeln, was er meinte und ihm den verlangten Fingerzeig auf der Karte geben.

Aeußerſt ſelten verſchob er eine Arbeit. Doch für den Augenblick geſchah es bisweilen, daß er Dinge, die ihm nicht zuſagten, bis auf die folgenden Tage verlegte und befahl, man ſolle ſie ihm wieder vortragen. Es kam vor, wenn ein Kurier ihn auf dem Wege traf, daß er anhalten ließ, und entweder Caulaincourt oder Berthier ſich ſogleich auf den Boden ſetzen und die Befehle niederſchreiben mußten, die er ihnen an die Korpsgenerale diktierte. Es wurden nun ſofort alle Offiziere verſandt, ſo daß er faſt keinen mehr bei ſich behielt. Ehe die erwarteten Nachrichten von ſeinen Generalen, vielleicht von einem wahrſcheinlichen Gefecht, eingingen, war er in einer quälenden Unruhe und ließ mitten in der Nacht einen oder mehrere ſeiner Sekretäre im Ka-

bnett wecken. „Appellez Bacler d'Albe! . . . Que tout le monde s'éveille*!“ rief er. Dies war immer ungefähr um 1 oder 2 Uhr nach Mitternacht, denn er pflegte während des Feldzugs sehr zeitig, nach 8 oder 9 Uhr, sobald er gespeist hatte, sich niederzulegen. Sein Feldbett wurde auf Maulesel mitgeführt und an kleinen Orten, wo keine förmliche Einrichtung stattfand, aufgeschlagen, sobald sein Zimmer eingerichtet war.

Aeußerst selten schlief Napoleon am Tage eine Stunde. Manchmal nur dann, wenn er durch ein Biwak oder Nachtwachen — wie bei Klein-Burschwitz und Markersdorf — erschöpft war. Am längsten vielleicht in diesem ganzen Jahre schlief der Kaiser auf der Rückkehr von Neumarkt, nach Abschluß des Waffenstillstandes, in Görlitz zehn ganze Stunden von abends 9 Uhr bis früh 7 Uhr ununterbrochen fort, ohne einen einzigen seiner Umgebung rufen zu lassen. Ein fast unerhörter Fall, wie seine Dienerschaft versicherte, aber auch zugleich ein Beweis, daß ihn jene Epoche auf kurze Zeit von Sorgen befreit hatte. Ein desto ermüdenderer Tag folgte auf diese Ruhe, weil der Kaiser, nachdem er erst im Wagen sitzend verschiedene Lektüre über Bord geworfen hatte, unter Soults und anderer Generale Führung den größten Teil des Schlachtfeldes von Wurschen bis gegen 7 Uhr abends besichtigte.

Sehr oft mußte der Großstallmeister den größten Teil der Nacht bei ihm arbeiten. Ein andermal, wenn er um 2 Uhr früh anfing auszufertigen, diktierte derselbe bis um 4 Uhr und legte sich dann wieder nieder. Seine Sekretäre hatten nun erst das ermüdende Geschäft, auszuarbeiten, was sie in Chiffren niedergeschrieben. Oft widmete er auch

* Man rufe Bacler d'Albe! „Jedermann soll aufstehen!“

ganze Nächte der Arbeit. Rustam mußte dann Kaffee bringen, und er spazierte in dem hell erleuchteten Kabinett in einem weißen Nachtüberrock, ein buntseidenes Tuch, gleich einem Turban um das Haupt gewunden, sprechend und diktierend herum. Offiziere und Generale empfingen hier ihre Weisungen, und war die Zeit der Ruhe verflossen, so nahm er gegen Morgen zur Stärkung ein Bad. Dies waren jedoch seltene Fälle. Gewöhnlich arbeitete er früh von 2 bis 4 Uhr und ruhte dann noch ein paar Stunden oder dachte im Bette nach.

Auch sein Reisewagen war zum Schlafen eingerichtet, so daß er sich auf Matrazen ausstrecken konnte. Zwischen seinem und Berthiers Sitze war eine Art von Unterschied gemacht, weil dieser sich natürlich nicht ebenfalls legen durfte. Ganz in seiner gewöhnlichen Unisoem — während der Nacht mit dem genannten bunten Tuch um den Kopf — konnte Napoleon in einem bequem gebauten Wagen ebenso sanft wie im Bette ruhen. Dieser hatte inwendig verschließbare Schubfacher, in denen die Nachrichten aus Paris oder nicht geöffnete Rapporte und Bücher lagen.

Napoleon gegenüber hing ein Verzeichnis der Orte, wo die Pferde zum Wechseln bereit standen; und eine große Lateene, in der Mitte der hinteren Wand angebracht, erleuchtete das Innere des Wagens, sowie vier andere an den äußeren Ecken den Weg. Die Matrazen, die Rustam zurechtlegte, waren in dem Wagen selbst geschickt verpackt und unter dem Kasten einige Fackeln zum Vorrat aufbewahrt. Rustam saß gewöhnlich allein auf dem Kutscherſitz, und 6 starke Limousiner Pferde, von zwei Reitern gelenkt, zogen den prunklosen, grünen, zweisitzigen, in den schönsten Federn hängenden Scheibenwagen.

Man kennt aus den vielen Kupfern und Gemälden Napoleons einfachen aber reinlichen Anzug so genau, daß es überflüssig wäre, davon zu sprechen. Ich erwähne hier nur, daß es irrig ist, wenn man glaubt, daß er in der Schlacht immer seinen grauen Ueberrock, aus Aberglauben oder um sich unkenntlich zu machen, angezogen habe. An warmen oder schönen Tagen trug er auch bei Gefechten seine gewöhnliche Uniform mit rotem Kragen und den Stern der Ehrenlegion. Bei kühlem und nassem Wetter über dieser den weltbekannten grauen Ueberrock. Ein einziges Mal habe ich ihn in einem blauen Mantel, dessen Kragen mit Gold gestickt war, gesehen. Derselbe soll sich noch aus den Zeiten, als er General der Republik gewesen, herschreiben. Einen anderen blauen, modischen, einfachen Morgenanzug hatte er sich in Dresden während des Waffenstillstandes machen lassen. Beide trug Napoleon ungern. An seinem Geburtstage erschien er bei der großen Parade in der großen Uniform seiner Garde, blau und rot mit goldner Stickerei, außerdem einen Tag wie den anderen im oben erwähnten Anzuge. Als die Flammen in Rußland seine geringen Kleidervorräte verzehrt hatten, konnte der Kaiser nicht mehr wechseln und mußte Hals über Kopf in Breslau mit Unterkleidern ausgerüstet werden. Man sieht daraus, daß die Sorgen seines Großmeisters der Garderobe, der sich im Hauptquartier befand, eben nicht zuvbodendrückend sein konnten.

Ebenso war Napoleon nicht kaiserlich beritten. Ungefähr 8 bis 9 Pferde hatte er zu seinem eigenen Gebrauch, deren edelstes und bestes eine Falbe von arabischer Abkunft mit schwarzem Schweif und schwarzer Mähne war. Mancher Offizier würde sich geschämt haben, die übrigen zu reiten.

Sie waren klein und unansehnlich, aber bequem und sicher, größtenteils Langschweife und Hengste. Gewöhnlich hatte er nach, außer der Falbe, zwei Füchse und zwei Schimmel*. Da er selbst ein schlechter Reiter war, so mußten sich die, die sich ihm zufällig auf Stuten näherten, sehr in achtnehmen, daß Se. Majestät nicht durch einen Sprung ihres Pferdes abgesattelt wurde. In Dresden, kurz vor dem gänzlichen Abschiede aus dieser Stadt, widerfuhr ihm der sonderbare Fall, daß bei einem Spazier- oder Aufklärungsritte sein Pferd auf der Pirnaischen Straße im Schritt niederstürzte, so daß er selbst einen Augenblick zu liegen kam, bis ihm in demselben Augenblick Caulaincourt und andere aufhalfen. Er blieb aber ganz ruhig und gelassen zu Fuß, gegen das Gefälle gekehrt stehen, bis man ein anderes Handpferd hinter der Bedeckung vorhalte. Manche Leute nahmen diesen sonderbaren Fall für eine auffallende Vorbedeutung des nachmaligen Umsturzes seiner Macht an.

Napoleon ließ sein Pferd einen nachlässigen Schritt oder kurzen Trab gehen und hing nachdenklich darauf. Das Pferd war gewöhnt, den beiden Jägern oder Ordonnanzassizieren zu folgen, die voraus zogen. Am liebsten ritt er querfeldein, ohne daß jemand wußte, wohin. Die Jäger der Garde hatten sich aber so mit seiner Weise bekannt gemacht, daß sie bei der ersten Richtung, die Napa-

* Einer davon, ein Geschenk des Königs von Sachsen, war nach dem russischen Feldzuge von 1812 glücklich mit von Moskau zurückgebracht worden. Auf solche Pferde legten die Franzosen einen sehr hohen Wert. Diese Pferde waren auch, wie man sich denken kann, äußerst selten in der französischen Armee. C'est un cheval de Moscou (das ist ein Pferd von Moskau) war die größte Empfehlung, die sie einem Pferde erteilten, und dergleichen wurden außerordentlich teuer bezahlt. Der Verlust der Generale in dieser Hinsicht war ganz unbeschreiblich gewesen. (Anmerkung des Verfassers)

leon nahm, immer den Punkt zu beurteilen wußten, den er erreichen wollte. Er ritt so gern auf Nebenwegen und Fußsteigen, daß er manchmal in Gebirgsgegenden und -gründen absteigen mußte. Es war ihm immer unangenehm, wenn er von Hindernissen oder Unmöglichkeiten hörte. „On ne peut pas?“ sagte Napoleon spöttisch lachend, und ließ gewöhnlich nicht früher von seinem Vorsatze ab, bis er sich selbst überzeugt hatte. Bei schlechten oder sumpfigen Stellen ritt der Großstallmeister um einige Pferdelängen voraus, um den Weg zu untersuchen, wo ihm Napoleon folgen konnte. An denjenigen Orten, die ihm durch irgend einen Verlust unangenehm oder verhaßt geworden waren, eilte er im starken Galopp vorüber. Namentlich habe ich dies auf dem Rückwege durch Hanau, wo die beiden Bataillone unter Ney aufgerieben worden waren, bei Markersdorf, wo Duroc blieb, bei Reichenbach und später bei dem sogenannten Sächsischen Reiter, zwischen Bischofswerda und Bautzen, bemerkt. Hier ist von den Kosaken ein französischer Munitionstransport von mehr als 70 Wagen, der damals der Armee von der allergrößten Wichtigkeit war, überrumpelt und in die Luft gesprengt worden. Man sah sehr deutlich, wie sehr Napoleon, der am folgenden Tage auf dieser Straße marschierte, durch den Bericht des Offiziers, der ihm die Umstände auseinandersetzte, verstimmt wurde. Bei den ersten Trümmern, auf die er am Ausgange des Gehölzes stieß, setzte er sein Pferd in Galopp und jagte seitwärts der Straße fort. Währenddessen kam ein kleiner Hund auf ihn los und bellte sein Pferd an. Dies machte ihn so wild, daß er ein Pistol herauszog und den Hund totschießen wollte. Das Pistol versagte aber, und im Zorn warf er es weit von sich weg. Rustam, der die Aufsicht

darüber hatte, mußte herbeieilen, um es aufzuheben und wieder instand zu setzen. Alles ging aber im völligen Galopp, und ohne ein Wort zu verlieren, vorüber.

Man sieht aus solchen Kleinigkeiten, daß die Leidenschaft immer vorherrschte, und daß Napoleon durch das heiße Blut eines Südländers getrieben, seinen Charakter nicht verleugnen konnte. Sehr oft sah man ihn auch heiteren Gesichts, und unterwegs sang oder sprach er sogar im Rezitativ einige italienische Worte, unterhielt sich auch mit dem Fürsten von Neuchâtel, einem der Marschälle oder dem König von Neapel, wenn dieser zugegen war. Bei heiterer oder ruhiger Stimmung hatte sein Ton etwas sehr Gefälliges und Zutrauliches gegen seine Feldherren. So rief er selbst ganz freundlich: Berthier oder: grand Mortier (weil Mortier als Flügelmann jeder Garde hätte auftreten können); aber einen ganz anderen Ton nahm er im Dienst an. Dann hieß es: Le prince de Neuchâtel, oder: le duc de Trévise.

Seine Aussprache war kurz und wegen mancher verhallender Worte oft unverständlich. So war eine gewöhnliche Frage, die er fast an jeden Soldaten tat, der irgend ein Gesuch vorzubringen hatte, ihm empfohlen wurde und dergleichen: „Combien de service*?“ Eine andere, wenn er sich vielleicht in einer Gegend orientieren und die Größe oder Wichtigkeit eines Ortes bei seinen Unternehmungen beurteilen wollte, war: „Combien d'ici à X? — Quelle population**?“ Leider mochte dies der oft irrige Maßstab sein, nach dem die Last der Einquartierung, Lieferung, Besatzungen usw. bestimmt werden sollte. Er heftete stets

* „Wieviel Dienstjahre?“

** „Wie weit ist es von hier nach X?“ — „Wie groß die Bevölkerung?“

seinen Blick auf den, der mit ihm sprach, gleichsam als ob er ihn durchschauen und seine Gedanken ergründen wollte. Die Antworten kannten nicht schnell genug erfolgen, und deshalb mochte es ihm mißfallen, daß er sich alles, was nicht Französisch aber Italienisch war, verdolmetschen lassen mußte. Viele Leute sind der irrigen Meinung gewesen, daß er Deutsch verstanden und sogar etwas gesprochen habe. Ich habe aber nicht die geringste Spur davon bemerkt und kann versichern, daß es nicht der Fall gewesen ist. Bei den unbedeutendsten Antworten oder Aussagen der Leute, denen Napoleon Fragen vorlegte, wallte er gern sogleich den Sinn enträtseln, und ungeduldig unterbrach er dann den Dolmetsch durch ein „Qu'est-ce qu'il dit*?" in einem halb rauhen, halb schneidenden Baßtone. Doch ließ er sich die Verzögerung, die das Uebersetzen — sehr oft durch Caulaincourt, der ziemlich geläufig Deutsch sprach — verursachte, eher gefallen, als wenn jemand, der schlecht Französisch sprach, mit ihm radebrechen wollte. Gewöhnlich unterbrach er einen solchen und befahl ihm, Deutsch zu reden.

Am sonderbarsten, oft komisch, war seine Aussprache der deutschen Ortschaften, deren Namen man eher aus den Umständen oder der Lage erraten als verstehen konnte. So zischte aber palterte er anstatt: Zeitz—Siß; anstatt: Weißenfels oder Weißig—Wissenitz; anstatt: Teplitz—Tilpsit; anstatt: Klix—Klisch; anstatt: Hochkirch—Ohgirsch Ueberhaupt hielten es alle Franzosen unter ihrer Würde, die Benennung nach der eigentümlichen Volkssprache zu erlernen und stellten sich dabei gefährlicher an, als oft nötig war. Einer, dem die Schwierigkeiten seiner Muttersprache geläufig geworden sind, begreift nicht, wie schwer es dem

* „Was sagt er?"

Ausländer wird, sie zu erlernen. Man kann aber für gewiß annehmen, daß der Franzose aus allzugroßer Vorliebe für seine Sprache und aus Geringschätzung anderer Sprachen und Nationen sich wenig Mühe gibt und oft absichtlich und aus Vorurteil mehr Anstöße vorspiegelt, als er bei gutem Willen finden würde. Nur selten sah man einen Offizier der höheren Grade, der einige Fertigkeit im Deutschen erlangt hatte; die Hauptmasse verstand sehr wenig oder gar nichts davon.

Wenn Napoleon in einer Stadt übernachtete, so lag immer Berthier in demselben Hause und der Großstallmeister zunächst desselben. Der Palastpräfekt und ein Quartiermacher des Hofes gingen voraus, um alles anzuordnen. Im Dienstsalon wurde noch vor des Kaisers Eintreffen eine Quartierliste aller der zu dem Hofe gehörigen Personen aufgehangen*. Sie enthielt gewöhnlich:

Le prince de Neuchâtel (Berthier) au palais.
Le grand maréchal (Duroc, après sa mort Bertrand) au palais.
Le grand écuyer (Caulaincourt) au palais
Le duc de Dalmatie (Soult).
Le comte de Lobau (Mouton).
Le comte de Narbonne, premier écuyer
Le duc Charles de Plaisance (Lebrun).
Le général comte Drouot.
Le général baron Flahaut.
Le général baron Corbineau
Le général baron Dejean.
Le général comte Durosnel.

* Dieses Verzeichnis war ziemlich unvollständig und durch Irrtümer entstellt, ich habe sie berichtigt und vervollständigt

Le général comte Hogendorp
Le général comte de Pac
Le général Korsakowsky
Le général baron Guyot, commandant des guides
Le baron de Beausset, un des préfets du palais
Le baron de Canouville, maréchal des logis.
Le comte de Turenne, maître de la garderobe
Le baron de Mesgrigny, écuyer de l'empereur
De Lennep, écuyer de l'empereur
Le baron Yvan, chirurgien ordinaire de l'empereur
Le baron Bacler d'Albe, directeur du bureau topographique.
Deux officiers du bureau topographique, Lameau et Duvivier.
Le baron Fain, premier secrétaire du cabinet, maître des requêtes.
Le baron Mounier, secrétaire du cabinet, maître des requêtes
Jouanne, premier commis du cabinet, auditeur au Conseil d'Etat.
Le Lorgne d'Ideville, secrétaire interprète, auditeur au Conseil d'Etat
Le chef d'escadron baron Gourgaud, premier officier d'ordonnance
Les officiers d'ordonnance.
Comte Wonsowicz, officier polonais, interprète.
Deux officiers saxons.
Le colonel Meckenam, commandant des gendarmes d'élite
Les pages Devienne, Saint-Pern, Vialettes de Mortarieu, Ferreri.

Deux fourriers du palais.
Quatre médecins de la cour.
Le payeur de la couronne.

Ein Kommissar ging gewöhnlich voraus und besorgte den Einkauf aller für das kaiserliche Haus erforderlichen Lebensmittel an Fleisch, Gemüse, Geflügel, Eiern und Weinen. Er hatte die Tafel über, und es sind an allen Orten, wo Napoleon geblieben ist, selbst in Schlesien*, die Bedürfnisse des Hofes bar bezahlt worden. Dagegen requirierten mehrere seiner Marschälle trotz ihres Wohlstandes alles, worüber selbst französische Offiziere sich bitter ausließen.

Man brauchte nur 14 Wagen zu den Transporten der Vorräte und Bedürfnisse des kaiserlichen Hauses. Und da das Fuhrwesen so sehr beschränkt und an vielen Orten nichts mehr zu finden war, so wurde die Marschallstafel der Offiziere gewöhnlich mit dem im Orte aufgekauften schlechten Landwein, oft aber auch nur mit Bier oder Wasser bedient. Von den Gerichten suchte man zwar dieselbe Zahl beizubehalten, aber wenn die edlen pommes de terre (Kartoffeln) oder vinaigrette (kaltes Rindfleisch mit Essig und Oel) nicht ausgehalten hätten, so würde selbst das kaiserliche Gefolge fast verhungert sein, denn das Brot war oft am seltensten und für die Bedienung gar nicht zu haben. An Orten, wo noch etwas zu finden war, suchte man sich mit Vorrat zu versehen, um die auf Maulesel gepackten Körbe von neuem zu füllen, im Falle das Hoflager in einem Dorfe oder im Biwak bliebe.

In diesem Falle wurden an dem Orte, den Napoleon gewöhnlich unmittelbar zuvor bestimmte, in der Nähe oder

* Odeleben hebt Schlesien besonders hervor, da es Feindesland war.

in der Mitte seiner Garde fünf Zelte von blau und weiß gestreifter Leinwand oder einer Art Zwillich aufgeschlagen. Zwei, die des Kaisers Wohnung und Arbeitskabinett bildeten, hingen zusammen. Im dritten speisten und schliefen die Offiziere, wie sie bei der Einteilung der Tafeln genannt worden sind; im vierten die übrigen Offiziere. Wer nicht Platz fand, blieb am Wachtfeuer. Das fünfte Zelt gehörte dem Fürsten von Wagram als Wohn- und Arbeitszimmer. Diesem wurden nächst dem Kaiser die größten Vorrechte und Ehrenbezeugungen erwiesen. Jedermann gedachte seiner mit Achtung. Seine Tätigkeit und Lebhaftigkeit war trotz des vorgerückten Alters* außerordentlich, nur scheint es, als habe sein Generalstab in diesem Feldzuge nicht so viel erfahrene und kenntnisreiche Offiziere als ehemals besessen, obschon der Chef desselben, General Monthyon, im rühmlichsten Ansehen stand. Das Ganze der Heere in diesem Feldzuge war zu verwickelt und unvollendet, als daß es hätte gut zusammengehalten werden können. Die neuen Anstalten, Herbeischaffungen und Veränderungen, die späterhin erfolgten, mochten die Schwierigkeiten häufen, die Napoleons Machtgebot nicht immer beseitigen konnte.

Berthier tat das seine, um Ordnung zu erhalten, schien aber nicht genug unterstützt zu sein. Für das Hauswesen des Fürsten wurde immer ein besonderes Quartier gewählt, wenn er auch für seine Person beim Kaiser wohnte. Die Zahl seiner Offiziere, unter denen sich viele Polen befanden, war größer als die Adjutantur des Kaisers, doch immer großenteils versendet (en mission). Als besonderes Vorrecht hatte ihm Napoleon eine eigene Wache

* Berthier war im Jahre 1813 60 Jahre alt

von Angehörigen des Fürstentums Neuchâtel zugestanden. Diese zeichneten sich durch den schlechten grellen Geschmack in der Kleidung aus, denn eine leichte Infanterie in kurzen krebsbutterfarbnen Röcken mit roten Aufschlägen wird wohl sobald nicht wieder über die Erde ziehen. Ueberhaupt schien der alte Herr manchmal das Sonderbare und Auffallende im Aeußern zu lieben. Seine Offiziere trugen zur Auszeichnung scharlachrote Unterkleider. Der Fürst selbst schien durch die Wahl eines kleinen einfachen Hutes, den er nach der Art Napoleons aufsetzte, dem Meister nachahmen zu wollen, und ward auch wegen der ähnlichen Gestalt, besonders im Wagen, oft genug für jenen gehalten. Rasch in allem ritt er auch lebhaft, hatte gute Pferde und war — seiner Eigenschaft als grand-veneur* entsprechend — ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, so daß er, wenn zum Beispiel eine Krähe über ihn wegflog, selbst im Galopp die Zügel fallen ließ und sich gebärdete, als ob er sie herunterschießen wollte.

Trotz seines Eifers und des großen Ernstes, mit dem Berthier zu seinen Untergebenen sprach und den Dienst betrieb, habe ich ihn niemals so unhöflich und roh gesehen als andere französische Große und den Kaiser selbst. Sein Ton gegen diesen näherte sich einer gewissen Zutraulichkeit, obgleich Berthier, wenn er zu Sr. Majestät gerufen wurde, den äußeren Schein der Ehrfurcht annahm und, wenn ihm Napoleon Befehle erteilte, oft ganze Strecken weit mit entblößtem Haupte ritt. Uebrigens war er, im Wagen, bei der Tafel, bei Ritten und in den Schlachten sein steter Begleiter.

Wie sehr Napoleon seiner Umgebung zu imponieren

* Großjägermeister.

verstand, beweist das Verhältnis zu seinen nächsten Verwandten, die er groß gemacht hatte, denen er aber gewissermaßen furchtbar blieb, wenn sie ihm nicht mit Festigkeit und Selbständigkeit — wie sein Bruder Lucien — entgegentraten. Auf den damaligen König von Westfalen, Jérôme Bonaparte, legte der Kaiser nicht den allermindesten Wert, und dieser figurierte nur als ein Hofmann bei seinem kurzen Aufenthalt während des Waffenstillstandes in Dresden, um dem Herrn Bruder aufzuwarten.

Mehr Achtung bewies Napoleon dem Könige von Neapel, dessen Wert als Anführer eines Korps, besonders der Reiterei, ihm nicht entgangen war. Es ist gewiß, daß trotz dessen theatralischen, aus allen Zeitaltern zusammengelesenen Putzes, der sich mit der Würde eines Königs nicht vertrug, dieser Fürst, als Kavalleriegeneral betrachtet, vielleicht als der erste in der ganzen französischen Armee gelten konnte. Scharfer, treffender Ueberblick, Beurteilung und Erforschen der Gegend und des Feindes, Unerschrockenheit und Ruhe in der größten Gefahr und auf den allerschwierigsten Punkten — dabei die schöne kriegerische Form, der hohe, ziemlich starke und regelmäßige Wuchs, der gute feste Sitz auf kräftigen, schönen Pferden — bedurfte es mehr, ihm das Ansehen eines Helden zu geben? Er scheute auch an der Spitze seiner Reiterei keine persönliche Gefahr und warf sich, im vollsten Sinne des Wortes, dem Feinde entgegen.

Napoleon kannte seine ausgezeichneten Talente und brauchte ihn — nebst Ney — auf den bedenklichsten Stellen. Aus dem herrlichsten Lande des kultivierten Europas schon zum zweiten Male herbeigerufen, sollte Murat einen Krieg beenden helfen, dessen Interesse ihm ganz fremd war, der

ihm im günstigsten Falle keine Vermehrung oder Vergrößerung bringen, wohl aber die Kräfte seines Landes erschöpfen und den Haß und den Unwillen seines Volkes, unter dem er immer menschlich und froh gelebt hatte, zuziehen konnte.

Napoleon schien auf sein Urteil vielen Wert zu legen, wenn er in eine Gegend kam, die vor ihm der König von Neapel besichtigt hatte. Auch habe ich beide öfters fast in vertraulichen Unterredungen beobachtet. Das freie, entschlossene Benehmen des Königs und die ungestörte Heiterkeit, die fast in Sorglosigkeit auszuarten schien, der Eifer und die Pünktlichkeit, mit der derselbe alle Aufträge erfüllte, mochten dem Kaiser gefallen, und er schien wirklich Vergnügen an seinem Umgange zu finden. Murats heitere Laune ward auch fast niemals unterbrochen, er wußte immer im Laufe ernsthafter Gespräche etwas Aufheiterndes vorzubringen, schien aber bloß in rein militärischer Hinsicht von dem Kaiser um Rat befragt zu werden. Sobald die Politik ins Spiel trat, und Napoleon mit seinen Diplomaten, den Herzögen von Bassano oder von Vicenza, unterhandelte, zog sich der König zurück, und man sah deutlich, daß er aus Bescheidenheit oder wirklicher Abneigung nichts damit zu tun haben wollte. Doch schien es, als ob derselbe, mit Caulaincourt übereinstimmend, viele Schritte Napoleons mißbilligte. Bei Gefechten und bei Märschen stand Napoleon ihm inbezug auf das Aeußere in einem solchen Kontrast gegenüber, daß man sich des Lächelns kaum enthalten konnte. Es mag daher beiläufig erwähnt werden, wie Napoleon in seinem kleinen, dreieckigen Hute, im grauen Ueberrock, der kurzen dicken Gestalt und dem schlechten Sitz gegen seinen erhabenen, ihm zur Linken reitenden Herrn

Schwager abstach, der durch prachtvollen Anzug und das schönste Zaum- und Sattelzeug seines Pferdes die Blicke der Neugierigen fesselte. Sein Gesicht, aus dem zwei dunkelgrüne, lüsterne Augen blitzten, war mit einem Schnurr- und Backenbart üppig verbrämt. Das schwarze Kraushaar fiel in Locken über den Kragen einer hellblauen Kurtka oder eines auf polnische Art geschnittenen vorn herab zugeknöpften Pekeschenrockes, dessen enge Aermel unter der Schulter aufgeschlitzt waren. Den Kragen bedeckte eine goldne Stickerei. Ueber diesem Rocke trug er einen reichen, mit Gold beschlagenen Gürtel, an dem der leichte, gerade und schmale Säbel von altrömischer Form — ohne Bügel und Stichblatt, mit einem großen Knopfe — hoch oben an der Hüfte saß. Der Griff war mit Edelsteinen und Bildnissen seiner Familie in erhabener Arbeit ausgelegt. Hierzu trug der König in der Regel purpur- oder blutrote, auf den Nähten mit Gold verzierte Hosen und Stiefel von gelbem Leder oder Nanking. Ein großer, dreieckiger Hut, verkehrt gesetzt, vollendete das Ganze. Derselbe war mit weißen Straußenfedern inwendig belegt, mit einer breiten, goldnen Bogentresse eingefaßt und mit einem Federbusch geschmückt, der aus vier weißen, nach allen Himmelsrichtungen gesenkten Straußenfedern bestand, aus dessen Mitte wieder ein hoher kostbarer Reiherstutz empoeragte.

Das Pferdezeug mit seinen vergoldeten Steigbügeln war in ungarischem oder türkischem Geschmack, indem eine lichtblaue oder purpurrote, reich mit Gold bestickte Schabracke den Zelter bedeckte, den ein reicher Hauptschmuck auszeichnete.

Man muß gestehen, daß bei einer solchen polnisch-schwedisch-kastilianisch-römisch-türkisch-neapolitanischen Zu-

ſammenſetzung, trotz allen Glanzes, kein echter, wohltuender Geſchmack vorherrſchte, und daß dieſes modernantike Koſtüm ſchwerlich — ſelbſt auf Theatern — jemals nachgeahmt werden dürfte.

Ueber die beſchriebene Kleidung vom feinſten Tuch oder Kaſchmir trug der König bei kalter Witterung einen prächtigen, dunkelgrünen Sammetpelz mit Zobel aufgeſchlagen. Die Farbe ſeines Hofſtaates, der Stallmeiſter, Pagen und Bedienten war ebenfalls purpurrot oder auch lichtblau. Er ſchien daher das ausgezeichnet Blendende ſeines azurblauen italieniſchen Himmels allen übrigen Farben vorzuziehen. Es konnte aber auch nicht fehlen, daß er, bei der Nähe des Feindes, oft zur Zielſcheibe der Feuerſchlünde ward. Einmal wenigſtens war es ganz auffallend, daß die Batterien der Verbündeten von einer ziemlich ſteilen Anhöhe am Ufer der Unſtrut herab, gerade den Punkt aufs heftigſte beſchoſſen, wo der König von Neapel an der Seite Napoleons hielt.

Man ſagte, der Kaiſer ſehe es, trotz ſeiner Neigung zur Einfachheit in ſeiner eigenen Kleidung, nicht ungern, wenn ſein Gefolge in einem glänzenden Aeußeren erſchien. Bei Paraden und in den Perioden der Ruhe war dies der Fall. Sein Generalſtab und die Adjutanten waren gut bezahlt; die Ordonnanzoffiziere erhielten nach allen Feldzügen und Reiſen Auslöſungen. Dennoch ſah man während des Krieges viele alte getragene Uniformen im kaiſerlichen Hauptquartier, ohne daß dies beſonders aufgefallen oder gerügt worden wäre.

Maret, Herzog von Baſſano, war als Miniſter der Auswärtigen Angelegenheiten der erſte und faſt einzige Zivilbeamte, der den Kaiſer während des ganzen Feldzuges

begleitete. Auf Märſchen, oder wenn er dem Kaiſer entgegenkam, ſah man ihn zu Pferde; niemals aber in einem Gefecht, ſo wenig auch ſonſt der Unterſchied des Standes die Franzoſen hiervon befreite. Man ſah in ihm mehr den gewandten Hof- und Staatsmann, der vielleicht mit den feinſten Kunſtgriffen der Politik die Geſchmeidigkeit und Anmut der alten Franzoſen vereinigte, wozu ein angenehmes, würdevolles Aeußere noch mehr dazu beitrug. In Fouchés — des Herzogs von Otranto — Geſicht und Benehmen malte ſich aber noch mehr Verſchmitztheit. Er war nur für kurze Zeit — während des Waffenſtillſtandes — in Dresden und ging dann nach den illyriſchen Provinzen.

Außer dieſen beiden hatte auch der Graf Daru, als Intendant des Königreichs Sachſen, des öfteren Vortrag beim Kaiſer. Die große Briefſtaſche, die ihm nachgetragen ward, enthielt ſo manches Wehe für das unglückliche Land, und er ſelbſt glich einem beleibt gewordenen Pächter oder Amtsverwalter, der auf Koſten ſeiner Herrſchaft und der bedrückten Fröner und Leibeigenen ſein Schäfchen ins Trockene gebracht hat. An Zahlenſinn mochte es dem Grafen wohl nicht fehlen, deſtomehr aber an Menſchlichkeit und Beurteilung deſſen, was ſich einem ſo erſchöpften Lande mit Beſonnenheit aufbürden ließe.

Der Aufenthalt Napoleons in Dresden während des Waffenſtillſtandes war ſo beſchaffen, daß er in der erheiteenden Lage eines Gartenpalaſtes ſeinen Geſchäften ungeſtört leben konnte. Im ganzen war ſeine Lebensweiſe auch mehr einfach als prunkvoll, denn außer den Muſterungen, die Napoleon faſt täglich über die neuankommenden Truppen und einen Teil der Garde hielt, und außer den Theater-

vorſtellungen, gab es während dieſer ganzen Zeit keine auffallende Zerſtreuung.

An manchen Tagen, die vorzüglich der Arbeit im Kabinett gewidmet ſein mochten, war es ſo ſtill und einſam im Palais, daß man kaum einen Privatmann da geſucht hätte, wenn nicht die Gegenwart der kaiſerlichen Garde die Anweſenheit des Herrſchers verriet. Seine unentbehrlichſten Arbeiter umgaben ihn zunächſt. Berthier, Caulaincourt, ein paar Sekretäre und der Oberſt Bacler d'Albe mit den Landkarten hatten ihre Zimmer im Gartenpalais, und Napoleon brauchte nur zu winken, ſo waren ſie da. Er wohnte und arbeitete in dem rechten Flügel; der linke war für Berthier und die übrigen. Der Salon und ein paar Zimmer der Mitte waren für den Dienſt und alles, was ſich zur Hofkur einſtellte, eingerichtet.

Der gewöhnliche Tageslauf war folgender: Bis früh 8 Uhr blieb alles ſtill und tot, wenn nicht vielleicht unerwartet Adjutanten gerufen wurden oder Kuriere eintrafen.

Um 9 Uhr war Lever, bei welchem jeder, der den Rang eines Oberſten bekleidete, erſcheinen konnte. Die franzöſiſchen und anderen Zivil- und Militärbehörden zeigten ſich hier, und Napoleons Geſicht ward als das Barometer des politiſchen Himmels angeſehen und gedeutet. Die Brüder und Neffen des Königs von Sachſen, die Herzöge von Weimar und Anhalt-Deſſau erſchienen ebenfalls bisweilen dabei.

Gewöhnlich frühſtückte hierauf der Kaiſer eine Viertelſtunde lang, ganz allein, oder er verſchob es, obgleich nur ſelten, bis nach der Parade. Das ſogenannte Oſtragehege war ſo ſchön für dieſen Zeitvertreib gelegen und ſo um-

faſſend, daß bei der großen Parade am 10. Auguſt* vielleicht 15—18 000 Mann dort aufmarſchierten. Napoleon hatte nur einige hundert Schritt zu reiten und konnte durch einen Gang durch den gegenüberliegenden Garten, in dem Marſchall Soult wohnte, dahin gelangen. Er ſtieg nach der Ankunft vom Pferde, die eingetroffenen Truppen zogen unter dem gewöhnlichen dreimaligen Geſchrei »Vive l'empereur!« an ihm vorüber. Faſt täglich kamen Ergänzungsmannſchaften aus dem Inneren Frankreichs an. Ungeheure Trainkolonnen, Vorratswagen von neuer Bauart und mit friſcher Beſpannung, Mannſchaft, Geſchirr und Begleitung; neu formierte Abteilungen von leichter und ſchwerer Reiterei, größtenteils in noch ſehr unvollkommenem Zuſtande, wenn auch an der Ausrüſtung nichts geſchont war; neues Geſchütz und neugebildete Infanterieregimenter folgten ſich vom 16. Juni an über einen Monat lang.

Es ſprang ins Auge, daß weder Koſten noch Kräfte geſpart worden waren; jedoch bewies die Infanterie allein, in wie kurzer Zeit eine gewiſſe militäriſche Bildung vollendet werden kann. Man ſah unter anderm ein neu errichtetes Regiment, das erſt am 27. Mai gebildet worden war, mit außerordentlicher Gewandtheit und Sicherheit die Muſterung paſſieren. Der Kommandeur erhielt auf der Stelle die Ernennung zum Oberſten, und der Kaiſer verfügte noch 9 bis 10 Beförderungen.

Bei einer ſolchen Gelegenheit wurden ihm die Perſonen durch den Kommandeur vorgeſtellt; er befragte ſie nach der Dienſtzeit und ihren Feldzügen und genehmigte dann, zum Teil nach beſonderer Auswahl, die Beförderung. Un-

* Wegen der bald beginnenden Operationen war die alljährlich am Geburtstage des Kaiſers (15. Auguſt) ſtattfindende Parade auf den 10 Auguſt verlegt worden.

mittelbar darauf hielt der Kommandeur eine Anrede an sein Regiment, stellte ihm auf Befehl Sr Majestät des Kaisers und Königs die Offiziere in ihrer neuen Würde vor und schloß damit, daß er diesen, vom ersten bis zum letzten, als Kameraden die Umarmung (accolade) gab, worauf sich jeder an seinen Posten verfügte, und ein nochmaliges »Vive l'empereur!« erscholl.

Den schönsten Anblick gewährte jedesmal die Alte Garde mit ihrer vollstimmigen, türkischen Musik. Ich schätze ihre Zahl — aus zwei Grenadier- und zwei Jägerregimentern bestehend — ungefähr auf 8000 Mann. Es ist zu beklagen, daß diese auserlesene Schar so anmaßende, drückende Forderungen, besonders bei Einquartierungen, machte und unter dem Namen der Garde des Kaisers sich die unbilligsten Dinge und Erpressungen erlaubte. Nichts war ihr gut genug, und sie soll sogar an vielen Orten, wo eine Untersuchung nicht zu befürchten war, geplündert haben. Indes ist es kaum möglich, eine Truppe zu finden, die dem Tod mit größerer Gleichgültigkeit und Ruhe entgegengegangen und bei allen Anstrengungen und Gefahren von einer heißeren Liebe für den Monarchen und die Dienstpflicht beseelt gewesen wäre. Ich weiß, daß während der heftigsten Beschießung einer Schanze bei dem Angriff auf Dresden, in welcher der größere Teil der Besatzung geblieben oder verwundet war, sieben Gardisten, die man herbeirief, auf die Brustwehr sprangen und während der Beschießung auf der Brustwehr spazieren gingen, nur um dem Rest der Besatzung Mut einzuflößen. Es fielen auch wirklich zwei oder drei dieser ruhmwürdigen Frevler durch Kanonenkugeln getroffen, weil die Schanze selbst so bestrichen ward, daß vielleicht bereits eine Elle an der Höhe der Brustwehr

fehlte. Wie viele Tausende dieser Auserwählten gingen in den beiden letzten Feldzügen unter!

Die Garde war fast die einzige Truppe, die sich durch Haltung und Pünktlichkeit in den Bewegungen und Handgriffen auszeichnete, denn wenn es auch die übrigen zu einer gewissen Fertigkeit in diesen Handgriffen gebracht hatten, so fielen bei aller Leichtigkeit und Gewandtheit der Märsche die Schwenkungen und andere Bewegungen weniger regelmäßig und gemessen als bei den deutschen Truppen aus. Auch bei den letzteren zogen einige Verstärkungen zu den Kontingenten des Rheinbundes durch Dresden und erregten Napoleons Zufriedenheit. Die Reiterei der französischen Ehrengarden kam erst ziemlich spät nach und ward dann zu den anderen Garderegimentern verteilt. Den Schluß jeder Parade machte der Vorübermarsch mehrerer Abteilungen der Garde zu Pferd, vom General Guyot, Kommandeur der kaiserlichen Eskorten, im Trab oder Galopp, angeführt.

Auch mit diesem Geschäft konnte der Kaiser gewöhnlich nicht schnell genug fertig werden; statt das Annähern mancher Abteilungen zu erwarten, ritt er ihnen gewöhnlich entgegen. Der Graf von der Lobau erhielt von ihm die Befehle zu den Bewegungen der Truppen und kommandierte sie, zu Pferde sitzend.

Kaum hatte die Kavallerie begonnen, vorbei zu marschieren, als Napoleon gewöhnlich wieder zurückkehrte, um zu arbeiten; oder er ritt um die Stadt. Dies hatte, wie man späterhin einsah, die Befestigung derselben und die Anlage neuer Schanzen in der Umgebung zum Zweck. Er besuchte einigemal das Lager der Jungen Garde, das sich eine Viertelstunde vor der Neustadt, von der Königs-

brücker- bis zur Bautzenerstraße, in einem Halbkreis erstreckte.

Napolean bediente sich gewöhnlich, wenn er die Elbe passierte, der beiden ober- und unterhalb der großen Brücke gelegenen Schiffbrücken, wahrscheinlich deshalb, weil der Raum unbeengter war als auf der steinernen und auf dem schmalen wiederhergestellten Teile der Hauptbrücke*.

Nach seiner Heimkehr ins Palais blieb alles wieder still und tot bis gegen Abend, wo er, je nachdem es seine Beschäftigungen erlaubten, früher oder später ausfuhr und zum Schauspiel oder zum Diner zurückkam. Daß dieses letztere gewöhnlich sehr spät, meist erst um 7 oder 8 Uhr erfolgte, kann man sich denken. Sehr oft speiste er, wie auch während des Feldzuges, mit Berthier allein, wenn nicht ein Glied der sächsischen Königsfamilie sein Gast war. Nach 10 Uhr kehrte die Stille zurück, und jedermann schien frei und ungebunden zu sein. Vielleicht arbeitete der Kaiser alsdann noch ein paar Stunden für sich oder mit einem seiner Sekretäre.

Man versprach sich anfangs im französischen Hauptquartier mehr Feste, aber es blieb nur bei den französischen Schauspielen, zu deren Aufführung unter anderen Heer Fleury und die Damen Frl. Mars und Frl. Bourgoing aus Paris eintrafen. Die Schauspiele wurden gewöhnlich auf einem kleinen Theater gegeben, das man in dem mit dem Palais verbundenen Orangeriegebäude des Marcolinischen Gartens eiligst aufgestellt hatte. Wegen der Beschränktheit des Platzes war aber die Wirkung nicht groß. Es konnten, wenn die Wärme nicht zu drückend werden sollte, nur etwa 100 Personen aus der Stadt geladen werden;

* Im Frühjahr war ein Pfeiler derselben von Davout gesprengt worden

außer diesen durfte nur das Gefolge des Kaisers und der königlichen Familie erscheinen. Späterhin wünschte Napoleon dann und wann größere Schauspiele zu sehen. Fräulein George kam aus Rußland zurück, Talma war auch eingetroffen, und man führte einige Stücke von Racine und Voltaire in dem gewöhnlichen Opernhause in der Stadt auf, wobei die französischen Schauspieler ihr großes, aber gewöhnlich übertreibendes Talent bekundeten. Da diese Uebertreibungen besonders auf ein sehr großes Theater und zahlreiches Publikum berechnet zu sein schienen, so verloren sie auf einer kleinen Bühne um so mehr an Erfolg. Uebrigens herrschte eine gewisse Ungleichheit im Spiel, da die Darsteller der komischen und tragischen Bühne wegen des geringen Personals in einem und demselben Stück auftreten mußten. Einige italienische kleine Opern, die kurz nach Napoleons Ankunft auf dem kleinen Theater in der Orangerie gegeben wurden, gefielen ihm nicht und wurden nicht wieder gegeben.

Die französischen Künstler waren aber einmal angelangt und spielten nun bald auf dem kleinen, bald auf dem größeren Theater, wozu von seiten des Grafen Turenne die Einlaßkarten ausgegeben wurden. Die Zuschauer in dem ersteren bestimmte Napoleon, dem die Liste vorgelegt werden mußte, oft selbst. In den Zwischenakten wurden Erfrischungen aus der kaiserlichen Küche gereicht. Ueberhaupt bestand die ganze Verwaltung des kaiserlichen Hauses, ohne irgend welche Beimengung mit dem königlichen Wirtschaftswesen, für sich. Napoleon hatte nur den notwendigsten Hofstaat an sächsischen Kammerherren, Kammerjunkern und Hofkurieren angenommen, die untereinander wechselten.

Jene Schauspiele waren also die einzigen Ver-

gnügungen, die bei Napoleons Aufenthalt stattfanden. Es hieß anfangs, er sei — vielleicht seiner Gesundheit wegen — geneigt, große Spaziergänge zu Fuß zu machen! Von diesem Gedanken mochte der Kaiser wohl bei seiner Beleibtheit und bei den immer mehr anschwellenden Geschäften beizeiten abgekommen sein. Man sah ihn also nur in dem an seine Zimmer stoßenden Teile des Gartens. Er machte nebenbei auch Spazierfahrten, da aber alles bei ihm systematisch zugehen sollte, und er gewöhnlich nie ohne Zweck ins Freie kam, so ordnete Napoleon seine Ausflüge nach einer gewissen topographisch-militärischen Reihenfolge. Seine Begleiter konnten dies deutlich bemerken. Um die Gegend von Dresden genauer kennen zu leernen, bewegte er sich auf den Radien nach allen Richtungen auslaufender Straßen mit der ihn auszeichnenden Unermüdlichkeit.

Er fing zuerst mit der nach Böhmen führenden Hauptstraße an und besah sich die Gegend des in der Geschichte so berühmt gewordenen pirnaischen Lagers, das, mit dem Lilienstein in Verbindung gesetzt, zur Vormauer gegen die böhmischen Heere und zum Drehpunkt der die östliche Spitze Sachsens deckenden Truppen werden sollte.

Zu diesem Zwecke wurden ober- und unterhalb des Städtchens Königstein Schiffsbrücken geschlagen und neue Wege angelegt, um die beiden Elbufer und besonders beide Straßen von Schlesien und Böhmen durch die strategischen Punkte Stolpen, Lilienstein und Königstein zu verbinden. Der letztere war durch seine natürliche Lage und durch seine ausgezeichnete Befestigung schon so stark, daß nur noch das im Bereiche des Geschützes stehende Gehölz in einen Verhau umgewandelt zu werden brauchte.

Als Napoleon sich zum ersten Male der Festung bis

an die untere Zugbrücke näherte, überraschte ihn das Imposante des über sein Haupt erhabenen, senkrechten Felsens, von dessen Zinnen die Besatzung herabschaute. „Ah," rief er lächelnd, indem er die Augen nach der ungeheuren Höhe erhab. Er machte die Beschwerde des Ersteigens scheuen und wollte umkehren. Als ihm aber gesagt wurde, daß Seine Majestät eine sehr merkwürdige Aussicht von der Festung aus haben würde, wenn er sich nur ein paar hundert Schritt aufwärts bemühen wollte, so ermutigte er sich und beobachtete am Ziele mit dem größten Interesse, mit Hilfe eines Planes der Gegend, die Umgebung, besonders jenen Unglücksplatz, auf dem die sächsische Armee im siebenjährigen Kriege dem Hunger erlag.

Nachdem der Kaiser die wichtigsten Standpunkte der Festung besucht und auch den Brunnen, als das Bewunderungswerteste, gesehen hatte, wallte man ihn auf einem Tragsessel herabtragen. Das schlug er aber lächelnd aus, nahm von dem Kommandanten und den Offizieren höchst freundlich Abschied und gestand der gesamten Garnison auf der Stelle einen dreißigtägigen Sold als Geschenk zu. Ich erinnere mich nicht, ihn jemals freundlicher gesehen zu haben.

Die ferneren Ausflüge Napoleons noch einer gewissen regelmäßigen Einteilung erstreckten sich am rechten Elbufer aufwärts durch die unebenen Gegenden zwischen der Straße von Bautzen und der Elbe, ferner nach Stolpen und Hohenstein, nach Radeberg, Königsbrück, nach Meißen und nach Tharand. Gewöhnlich erfolgten sie erst nachmittags und ohne daß jemand, außer dem Großstallmeister, der die Relais besorgte, wußte wohin. Auch diese gingen erst kurz vorher ob aber gleich mit dem Wagen, indem sie auf halbem

Wege stehen blieben, weil niemand die Einfälle des Kaisers, die Zeit der Abreise usw. vorher wissen konnte.

Wenn er Geschäfte hatte, so wurde die Abfahrt von Stunde zu Stunde verschoben. So fuhr er nach Königsbrück abends halb 6 Uhr aus seinem Garten weg, stieg gleich jenseits des Städtchens, drei Meilen von Dresden aus, orientierte sich nach der Landkarte, fragte nach einigen Straßen, ließ den Wagen umkehren und war um 10 Uhr wieder zu Hause. In vier Stunden nach Meißen hin und her, mit Einschluß des Ersteigens und Umschauens, dies war ungefähr der Maßstab seiner Eile.

Der gewöhnliche Zweck war, wie schon erwähnt wurde, topographischer Art; sehr oft aber fragte er auch nach anderen Gegenständen, die freilich Bezug auf seine Absichten hatten, z. B. wieviel Schiffe in Schandau, Pirna usw. jährlich erbaut werden könnten, zu welchem Preis, ob und wann die Elbe zufriere? usw. Berthier begleitete ihn stets, einmal in demselben Wagen auch Sault und Caulaincourt. Bei dem Eifer, die Gegend kennen zu lernen, und bei dem Eigensinn, mit dem Napoleon, besonders zu Pferde, in die Kreuz und die Quer flog, konnte es nicht fehlen, daß manchmal Relais übergangen wurden, aber daß man an schwierigen Stellen, wo der Wagen nicht gleich umdrehen konnte und Napoleon selbst aussteigen oder sogar, wenn die Handpferde im Augenblick nicht bei dem Wagenschlag waren, das Pferd eines Stallmeisters besteigen mußte. Die anderen halfen sich wie sie konnten.

Caulaincourt war gewöhnlich mit den Adjutanten vom Dienst zu Pferde, bei großen Kreuzzügen im Wagen. So wurden bei schlechtestem Wege an einem Nachmittag einmal über Stolpen (Hohenstein), Liliensteim und Königstein, ziem-

Oberſt von Löwenſtern

Im Dienſte des Grafen Wittgenſtein und des Grafen Tſchernitſcheff gegen Napoleon

Erſtes Kapitel.

Stellung bei Winzingerode. — Vorrücken durch Schleſien nach Sachſen. — Vorpoſtendienſt. — Schlacht bei Lützen. — Rückzug auf Dresden.

Ueber Klodava und Kolo fahrend erreichte ich Winzingerode am 2./14. Februar, eben als er Reynier bei Kalisch geſchlagen hatte. Der General empfing mich gütig, las die überbrachten Depeſchen und befahl mir, vorderhand mich zu ſeinem Stabe zu rechnen. Wir fuhren fort, Reynier auf den Ferſen zu ſitzen, ihn gegen die Oder zu ſtoßen, und rückten über Oſtrow und Zduny bis auf Rawitſch vor. Hier wurden die Straßen ſo unwegſam, daß der General einen Halt für nötig hielt, der ſich bis auf vierzehn Tage verlängerte.

Inzwiſchen erhielt Winzingerode den Befehl, ſofort über die Oder zu rücken. Dies wurde auch in der Richtung auf Steinau ausgeführt und am 14./26. Februar ging Fürſt Matadoff mit ſeinem Detachement und der General Lanskoi mit unſerer Vorhut über den Fluß. Winzingerode, von Leon Narſchkin begleitet, begab ſich nach Breslau zum Könige von Preußen, in deſſen Nähe der franzöſiſche Geſandte* noch verweilte; aber der König wartete nur auf das Vorrücken eines ruſſiſchen Armeekorps über die Oder, um ſich gegen Frankreich zu erklären.

* Der Graf von Saint-Marſan.

In Stemau kam ich ins Quartier zu einer wohlhabenden adligen Witwe, deren Tochter ein sehr hübsches Fräulein mit blonden Haaren und blauen Augen war. Diese konnten wie blaue Flammen auflodern, wenn die Eigentümerin vom Kriege gegen die Franzosen sprach.

Sie hatte zwei Brüder beim Heere und bedauerte sehr, nicht ein dritter Bruder dazu zu sein, um auch die Waffen zu führen. Ihre Ringe, Ohrgehänge nebst anderen Schmucksachen hatte sie in ein Kästchen gepackt, das nach Berlin zur Kriegskasse abgesandt werden sollte. So kriegerisch dachte das Fräulein nur aus Vaterlandsliebe, denn sonst war ihr Wesen zart und weich, ihre Händchen nur geschaffen, die Stecknadel als einzige Waffe zu führen. Von meinen mir lieb gewordenen ersten deutschen Wirten scheidend, bat ich um die Erlaubnis, künftig Nachricht von mir geben zu dürfen. „Ja," sprach das Fräulein, „senden Sie uns das erste Veilchen oder Baumblatt, das Sie als Sieger auf französischem Boden pflücken können. Meine Brüder haben mir dasselbe zugesagt." — Ich versprach es, aber leider habe ich vergessen, es zu tun.

Unser Vorrücken in Schlesien ging rasch vor sich. Lanskoi führte die Vortruppe, und ihm voran gingen die Abteilungen des Oberst Prendl und des Fürsten Matadoff. Den 8/20. März waren wir in Bautzen, und hier erhielt Wintzingerode die Nachricht, daß der Oberst Davydoff einen Vertrag mit den Franzosen abgeschlossen habe, nach der sie uns Dresden-Neustadt überließen, und gegenseitige Waffenruhe herrschen sollte. Darüber geriet unser heißblütiger Soldat von Aspern, wie Wintzingerode von Hormayr genannt wurde, in eine wahre Berserkerwut. Er warf sich in eine Postkutsche, rannte die Straße nach Dresden hinab,

entſetzte Davydaſſ ſeines Kommandos, verwarf die Uebereinkunft und ließ die Feindſeligkeiten fortſetzen. Aber zweitauſend Bayern lagen in Dresden und ließen ſich nicht umrennen, dazu war die Brücke zum Teil geſprengt, und Wintzingerode mußte zurück, ohne die Königin der Elbe beſiegt zu haben. An den folgenden Tagen gingen indes verſchiedene ſtreifende Korps, Ruſſen und Preußen, von der böhmiſchen Grenze an bis Meißen und Torgau hin über die Elbe und bedrohten allſeits die Bayern; zugleich erſchien Lanskoi mit unſeren Vortruppen in der Neuſtadt. Die Bayern zogen ſich nunmehr zurück, durch die Streifkorps an verſchiedenen Stellen ſchwer beläſtigt, und Wintzingerode rückte am 13./25. März von Bautzen aus vorwärts.

Da er zugleich für notwendig erachtete, mit dem Korps des Grafen Wittgenſtein, das in Berlin eingerückt war, ſich eine Verbindung zu eröffnen, ſo erſah er mich zu dieſem Auftrage. Ich wurde unter die Befehle des Generals Lanskoi, der die Vorhut führte, geſtellt, zwei Koſakenregimenter, das 13 von Popoff und das 12. von Iſowaiski mir untergeordnet und mir die Richtung auf Torgau gegeben. Dort befehligte General Thielmann, der bald darauf mit feſtem Sinn die Neutralität der Feſtung behauptete und Sachſen viel trübes Geſchick erſpart hätte, wenn er an der Spitze der Geſchäfte geſtanden aber Sachſen mehrere eben ſo entſchiedene und ſelbſtbewußte Charaktere beſeſſen hätte; doch Thielmann ſtand faſt allein, und das Land hat dieſen Mangel ſchwer büßen müſſen. Als ich in der Folge Thielmann von Auge zu Auge ſah, erſchien es mir als ein beſonderer Umſtand, daß dieſer energiſche Sachſe viel äußere Aehnlichkeit mit Napoleon hatte. Dieſen Doppelgänger des Kaiſers hatte alſo das Schickſal auserſehen,

um Sachsen vor dem napoleonischen Unheil zu bewahren, aber die Andersgeschaffenen fügten es anders

Ich schlug den Weg über Großenhain ein, rückte bis in die Gegend von Torgau vor und nahm mein Hauptquartier in Mühlberg an der Elbe. Von dort beobachtete ich die Festung, trieb die Erkundigungen bis Herzberg und traf daselbst auf die Streifer von Wittgenstein. Nachdem die Verbindung einmal angeknüpft war, wurde sie nicht mehr unterbrochen, und Winzingerode bezeigte mir seine Zufriedenheit.

Nun hatte ich einige Zeit Ruhe. Ich rastete friedlich im hochgelegenen Mühlberg und schaute wie ein Geier auf die es umgebende Ebene.

Mich umgaben girrende Taubchen und füllten das von der Zeit aus, was Sorge um Mann und Roß übrig ließen. Aus dieser Ruhe riß mich ein Marschbefehl, ich mußte auf Merseburg, wo mir der Befehl kam, mich Halles zu bemächtigen.

Die feindlichen Truppen hatten aber schon die Stadt verlassen, als ich vor ihren Toren erschien; nur die westfälischen höheren Zivilbeamten waren noch darin. Dies hielt jedoch die Einwohner nicht ab, mir entgegenzugehen und mich als ihren Befreier zu bewillkommnen. Mein Einzug in die Stadt glich einem kleinen Triumphzuge: das Volk empfing mich mit lautem Hurrarufe und drängte sich an mich; die Frauen schwenkten ihre Tücher, einige wollten mir sogar die Hand küssen; mit Mühe erwehrte ich mich dieser Kundgebungen.

Am 12. April kam der General Ilowaiski, der die unmittelbare Vorhut von Lanskoi führte, in Halle an, und ich rückte über Lauchstädt auf Querfurt. Nirgends war

ich auf feindliche Truppen gestoßen. Aber hier erhielt ich vom Obersten Preudl, der in Eisleben stand, die Nachricht, daß er von feindlichen Massen, die zum Heer des Vizekönigs gehörten, äußerst bedrängt werde. Ich berichtete hierüber an Lanskoi und bekam den Befehl, auf Allstädt vorzurücken. Als hierauf Iłowaiski gleichfalls in diesem Städtchen angekommen und Prendl hinlänglich unterstützt war, rückte ich über Roßla auf Nordhausen. Die alte, früher reiche, später verarmte Stadt mit ihren engen Straßen und Giebelhäusern machte auf mich den Eindruck, als zöge ich in Reval ein*, von dem man dasselbe sagen kann. Die Einwohner kamen mir auch wie alte Bekannte entgegen und jubelten ungefähr ebenso wie die von Halle. Aber wie ich dort auf meiner Hut, war ich es hier nicht minder und hatte meine wohlbezahlten Kundschafter.

Doch hier kam mir eine Kundschaft von einem ganz Fremden. Ich schrieb eben einen Bericht an Lanskoi, als plötzlich ein westfälischer Hegereiter außer Atem zu mir hereinstürzte, um mir anzuzeigen, daß ein Regiment westfälischer reitender Jäger im Anmarsch sei, um mich während der Nacht in Nordhausen zu überfallen. Da ich öfters solche Nachrichten von erschrockenen Leuten erhalten hatte, so wollte ich derselben anfangs keinen Glauben beimessen; jedoch als der Hegereiter sich als ehemaliger Büchsenspanner des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, namens Meier, zu erkennen gab, durfte ich nicht länger zweifeln und brach, nachdem ich meine gesamte Abteilung herangezogen, von Meier geleitet, in größter Stille auf, dem Feinde entgegen. Auf Nebenwegen fortziehend, erblickte ich bei herannahender Nacht eine Stunde von Nordhausen von einer

* Löwensterns Heimat

Gebirgshöhe, der Scheren genannt, den Feind, wie er eilig aber sorglos heranzog.

Mein Angriffsplan war bald gemacht. Das Regiment Popoff blieb als Reserve seitwärts des Weges; hundert Kosaken ritten eine Schlucht hinab in den Rücken des Feindes, ich griff ihn mit dem Regiment Jlowaiski mit Ungestüm in Front und Flanke an. Nur der voranreitende Offizier schoß seine Pistole ab. Sein Kommandowort verhallte aber im Gelöse, das Regiment war geworfen und umgeritten, ehe es sich formieren konnte; was nicht entfloh, ward niedergestochen oder gefangen genommen (15 Offiziere und 285 Gemeine).

Ich sammelte dann meine Mannschaft, rastete bis zum Anbruch des Tages in der Niederung eines Dorfes, leitete die Gefangenen unter hinlänglicher Bedeckung zum Hauptkorps gegen Allstädl und wandte mich mit meinen Kosaken, die nicht ohne Kriegsbeute waren, auf Ellrich. Von hier aus gelang mir ein kühner Handstreich gegen Herzberg, wo eine bedeutende westfälische Waffenfabrik war.

Nach einem höchst beschwerlichen Marsch auf fast ungangbaren Bergwegen, die noch zum Teil mit Schnee und Eis bedeckt waren, erschien ich vor Herzberg, wo ein Bataillon mit Geschütz sich befand. Da aber eben der erste Osterfeiertag war, so befand sich die Mehrzahl der Soldaten in der Kirche. Ein starker Schneesturm verbarg meine Annäherung, und nachdem ich eine Reserve gebildet, stürzte ich mich von allen Seiten auf die Stadt. Der Erfolg war vollständig: die feindliche Besatzung ward größtenteils gefangen, die Waffenfabrik in aller Eile zertrümmert und viele blanke Waffen erbeutet. Nachdem ich bei dem Schloßhauptmann noch ein prächtiges Diner eingenommen, zog

ich mit meiner Beute — an dreißig Wagen mit Waffen, einem französischen Artillerieoberst und anderen Gefangenen — davon.

Innerhalb sechsunddreißig Stunden war der Marsch von Ellrich nach Herzberg, die Einnahme der Stadt, die Zerstörung der Waffenfabrik und mein Rückmarsch bis Scharzfels vollendet. Hier rastete ich, zog dann wohlbehalten auf Ellrich, wo ich Iłowaiski mit seiner Truppe und den Befehl vorfand, noch in der Nacht auf Nordhausen zu rücken Also verließ ich den Harz, nachdem ich dieses artige Reiterstückchen ausgeführt hatte. Als Wintzingerode es zu Gohlis bei Leipzig, an der Tafel sitzend, vernahm, füllte er das Glas und sprach: „Es lebe Löwenstern, der Teufelskerl, der im Teufelsgebirg glücklich ein Teufelsstücklein ausgeführt."

Am 13/25. April wurden meine Vorposten bei Haffenhausen von dem Feinde geworfen. Unter fortwährenden kleinen Gefechten wichen wir langsam zurück. Bei Weißenfels stieß noch zu meiner Abteilung Iłowaiski mit vier Kosakenregimentern, und wir nahmen am 30. April eine Stellung hinter dem Grünaubach, zwischen Rippach und Lösau.

Am 1. Mai sollte Wintzingerode eine große Erkundung vornehmen, um Zeit für die Hauptarmee zu gewinnen; als daher am Morgen dieses Tages der Feind stark gegen uns andrängte, kam Lanskoi mit seiner ganzen Kavallerie zu unserer Unterstützung herbei. Schon hatte französische Infanterie begonnen, unsere Linke zu überflügeln, als das Regiment Weißrußland Husaren (später Prinz von Oranien), von Lanskoi geführt, sie angriff und zurücknötigte. Zur selben Zeit hatte mir Lanskoi zwei reitende Geschütze unter

Leutnant Gorski geschickt, die ich auf der Landstraße auffahren ließ. Der Talgrund verdeckte augenblicklich die Bewegungen des Feindes, und das Geschütz konnte fürs erste nicht verwendet werden.

Da kam der immer tätige und lebendige General mit der Frage angesprengt, warum das Geschütz schweige? — Und eben deutete ich auf das vorliegende Terrain, als auf der jenseitigen Höhe des Talgrundes ein französischer General erschien, der sie langsam, von einer einzelnen Ordonnanz gefolgt, hinanritt. In der Ordonnanz erkannte ich an der Uniform einen französischen Grenadier zu Pferde und rief dem Artillerieoffizier eilig zu: „Richtet und schießt!" Gorski richtete selbst, der Schuß ging ab, und wir sahen den feindlichen General stürzen. Später erfuhren wir von Gefangenen, es sei der Marschall Bessières, Herzog von Istrien, gewesen, den unser Schuß so zu Tode getroffen *. Oft schon sind Generale von Geschützkugeln getötet worden, die man aufs Geratewohl abgesandt hatte, aber selten ist der Fall, daß eine Kanonenkugel, auf einen Einzelnen gerichtet, ihn auch wirklich erreicht hätte.

Der Tod des Marschalls brachte Bestürzung und Stocken in die Reihen des Feindes. Sein Angriff verlor fast alle Lebendigkeit, und der Rest des Tages ging ohne bedeutenden Kampf vorüber.

Unterdessen hatten Winzingerode und Graf Wittgenstein ihre Absicht erreicht: der Feind war aufgehalten und Zeit gewonnen worden; die Entwürfe zum kommenden Tage wurden eingeleitet. Bald nach Mitternacht (auf den zweiten Mai) setzte sich unser ganzes Heer, Russen und Preußen, in Bewegung und rückte dem Feinde über Pegau und

* Er fiel bei Rippach

Zwenkau entgegen. Die Sonne des nahenden Tages sollte der Schlacht bei Großgörschen leuchten!

Das Korps Wintzingerodes war schon in den frühesten Morgenstunden bei Werben zusammengerückt; Orloffs und Lanskois Streifer, unter denen ich mich auch befand, hatten seine Bewegungen verdeckt. Unsere Vorposten gingen am Floßgraben gegen Lützen hin. Die Nacht war still und mild; die Sterne leuchteten über uns und uns entgegen in größter Nähe die Biwakfeuer des Feindes. Ich war die ganze Nacht in Tätigkeit, bald zu Fuße, bald auf dem Gaul; ich ritt von Posten zu Posten, ordnete, erwartete den Tag. Verschiedene Generale kamen zu unsern Posten: Wintzingerode, Ziethen, Scharnhorst, Blücher, Wittgenstein; sie schauten aus, fragten, forschten und kehrten wieder um, alles zur bevorstehenden Schlacht anzuordnen.

Sowie das Tageslicht allmählich die weiten Ebenen erhellte, sah ich rechts hin die allgemeine Bewegung: die dunklen Massen der Anrückenden, die aus ihnen herausblitzenden Gewehre. Gegen 12 Uhr griffen die Preußen die Dörfer Groß- und Kleingörschen mit Ungestüm an. Hier sollte gesiegt, der Feind geworfen und darauf die gegen Leipzig marschierenden französischen Kolonnen in Flanke und Rücken angegriffen werden. Aber Ney, auf dessen Korps der erste Stoß geschah, hielt fest und verteidigte sich hartnäckig; beständig durch frische Truppen unterstützt, hatte er die Ueberlegenheit der Zahl auf seiner Seite. Die umstrittenen Dörfer gingen bald in den einen, bald in den andern Besitz über. Den Plan der Verbündeten durchschauend, rief Napoleon seine auf Leipzig rückenden Massen zurück und warf sie in die Schlacht.

Ich hatte inzwischen den Befehl erhalten, mich mit

meinen Kosaken auf die äußerste Linke der Franzosen zu begeben und dort die Vorgänge abzuwarten und zu beobachten. So hatte ich Stunden hindurch den ruhigen Anblick der wogenden Schlacht, ohne selbst einer Gefahr ausgesetzt zu sein. Die Gewalthaufen hatten sich Leib um Leib gefaßt, die Streifer hatten Ruhe. Aber was ist in einem solchen Augenblick die Pflicht des Streifers? Beobachten und abwarten? — Ja, aber auch Lärm machen, im Rücken des Feindes, wenn möglich! Danach richtete ich mich. Als ich außer Reih und Glied fliehende Franzosen in offener Verwirrung sah, fiel ich über sie her, nahm Hunderte von ihnen gefangen, und ließ sie hinter unsere Linien treiben. Dann ging ich rechts über den Floßgraben und sandte Streifer über Markranstädt hinaus auf die Straße nach Leipzig.

Sie waren nicht lange ausgesandt, so brachten sie die Nachricht, daß eine starke feindliche Kolonne zu sehen sei, die im eiligen Anrücken wäre. Ich ritt nun selbst hin und überzeugte mich bald, daß ein ganzes Armeekorps mit einer furchtbaren Artillerie anrücke. Ich berichtete darauf auf der Stelle dem Grafen von Wittgenstein; es mochte etwa drei Uhr nachmittags sein. Dem Feinde meinerseits in einiger Entfernung zur Seite bleibend, berichtete ich nach einer Stunde vom Pferde aus auf einem kleinen Zettel, daß es das Korps des Vizekönigs von Italien sei, das im Laufschritt heranrücke

Unsererseits rückte nunmehr die Division des Prinzen Eugen von Württemberg, von einigen Grenadierbataillonen unter Kanownizin unterstützt, dem Vizekönig entgegen, um dessen Vordringen gegen unsern rechten Flügel möglichst aufzuhalten; ich aber zog mich von dem Zusammen-

stoß der Gewalthaufen zurück, um im Rücken des Feindes nach bestem Vermögen Unfug anzurichten. Wie ein Meduſenhaupt wirkt es auf den Soldaten, wenn er hinter ſich im Rücken Not- und Schlachtgeſchrei und den angreifenden Feind hört.

Nachdem es mir hierauf wirklich gelungen war, in den Rücken des vorgehenden Korps des Vizekönigs zu ſchlüpfen, kam ich nur um zehn Minuten zu ſpät, ſonſt hätte ich ihn und ſeinen ganzen Stab richtig aufgehoben. Der Glückszufall entging mir durch eine Kleinigkeit. Ich hatte den Leutnant Grafen Buxhöwden mit hundert Pferden voran zur Umſchau geſchickt. Unweit des Dorfes Röpitz kam ihm eine Schwadron der italieniſchen Garde entgegen und formierte ſich. Buxhöwden griff ſie mit Lebhaftigkeit an, warf ſie und machte etwa dreißig Gefangene, darunter einen Stabsoffizier. Da ich den Zuſammenſtoß geſehen, hatte ich auf der Stelle zweihundert Koſaken zur Unterſtützung abgeſchickt, in der Erwartung, daß unverzüglich auch das Dorf angegriffen würde. Aber mein junger Leutnant, tapfer und mutig, jedoch nicht kriegserfahren genug, begnügte ſich, voll Freude über ſeinen unerwarteten Erfolg, mit dem errungenen Vorteil, ſammelte ſeine Leute, umgab die Gefangenen und kehrte zu mir zurück. Meine eilige Frage an den gefangenen Stabsoffizier war, was er in dem Dorfe zu ſchaffen gehabt, worauf er mir erwiderte, daß er zur Eskorte des Vizekönigs gehöre, der in dem Dorf weile.

Dies hören, alles andere einſtellen und an der Spitze des Regiments Ilowaiski mit verhängtem Zügel auf das Dorf zuſprengen, war das Werk eines Augenblicks. Aber die Lunte war ſchon gerochen und das Dorf leer. Den

Stab des Vizekönigs, einen eiligen Haufen, sah ich im gestreckten Galopp die Straße nach Lützen hinabsprengen und ein aufgerufenes Infanteriebataillon ihm schnellen Schrittes entgegenrücken. Da war nichts mehr zu machen, und ich mußte das napoleonische Stiefkind seine Wege rennen lassen. Aber welch ein Fang wäre das gewesen, wenn er in meine Hände gefallen und seine Kolonnen, ein Rumpf ohne Kopf, auf dem Schlachtfelde angelangt wären!

Ich stieß ohne Unfall zu Ilowaiski, der seinerseits dem Feinde auch möglichst viel Schaden zugefügt hatte und mir jetzt vertraute, daß unser Heer gegen Nacht den Rückzug antreten würde. Ich hatte meinerseits nichts gesehen, was mir solche Vermutung hätte geben können. Die Ergebnisse des Tages schienen für uns; die Infanterie hatte Vorteile errungen, und unsere herrliche Kavallerie war noch nicht gebraucht worden; aber späterhin hörte ich, daß es hin und wieder an Munition fehlte, und daß hauptsächlich die numerische Ueberlegenheit des Feindes Bedenken erregte. Wir hatten auf dem Schlachtfelde noch keine 70 000 Mann, wovon 34 000 Preußen, meistens neue Soldaten; Napoleon hatte mit dem rheinbündischen Schweif an 120 000 Mann, also ein Uebergewicht von 50 000 Streitern.

Wir erreichten die Landstraße von Weißenfels auf Zeitz noch vor dem Feinde und gingen über die Elster, ohne beunruhigt zu werden. In Zeitz fanden wir Winzingerode und Lanskoi vor. Der erstere befahl uns, das heißt, Ilowaiski und mir, uns in Zeitz bis zum Mittage des folgenden Tages zu halten. Lanskoi sollte über Chemnitz und Freiberg auf Dresden rücken, Winzingerode folgte ihm in gleicher Richtung über Penig. Von dort aus erhielt ich

von ihm den Befehl, schleunigst mit zwei Kosakenregimentern nach Frohburg und Wechselburg aufzubrechen und an letzterem Ort mich den ganzen fünften Mai zu halten; dann aber über Großmilkau, Dittersdorf und Augustusburg auf Herzogswalde zu ziehen, mich immerfort in der rechten Flanke des Feindes haltend, wenn dieser unsern Rückzug verfolgen sollte. Der Rückzug unserer Hauptarmee ging nämlich über Altenburg, Rochlitz, Waldheim, Nossen, Wilsdruff auf Dresden, während die Preußen über Borna, Kolditz, Döbeln auf Meißen zogen.

Unter fortwährenden Gefechten den mächtig drängenden Feind hartnäckig zurückwerfend, um für Lanskoi Zeit zum Elbübergang zu gewinnen, erreichte ich mit meinen Kosaken als letzte Nachhut die bei Dresden erbaute Schiffbrücke. Der König von Preußen, der vom jenseitigen hohen Elbufer meinen Manövern zuschaute, beehrte mich noch am Abend desselben Tages durch die Zusendung des Militärverdienstordens.

Gleich nachdem ich und meine Mannschaften über die Pontonbrücke geritten waren, wurde diese abgeschifft. Da die Kavallerie nunmehr vorderhand nichts mehr zu tun hatte, verlegte man sie in Kantonnierungen, um die Pferde wieder in guten Stand zu bringen. Lanskoi erhielt die seinigen in Moritzburg und Umgegend. Auch ich fand mich alsbald dort ein, bekam eine Wohnung im Schloß und konnte mich einige ruhige Tage hindurch von den Mühseligkeiten und Gefahren der letzten zwei Wochen erholen. Aber wir hatten einen Feind vor uns, der sich keine Ruhe gönnte und demnach auch uns gegenüber nicht viel Ruhe aufkommen ließ. Das Schießen in dem stillen Park von Moritzburg, der nach dem Willen des Eigentümers für uns zum

Feindesland gewarden, mußte bald einem anderen ernsteren Schießen weichen.

Zweites Kapitel.

Streifzüge im Rücken des französischen Heeres. — Schlacht bei Bautzen. — Rückzug über Hochkirch. — Gefecht bei Reichenbach. — Abermalige Streifzüge. — Blockade von Glogau. — Leben in Fraustadt.

Die Monarchen hatten sich nach Bautzen begeben. Miloradowitsch mit der Nachhut lagerte bei Stolpen und Bischofswerda; die Preußen zogen sich von Meißen über Königsbrück und Kamenz zurück: als die Franzosen bei Dresden und anderen Orten übergehend plötzlich in Massen diesseits der Elbe erschienen. Napoleon war nach seiner Weise, zum Kampfe sich zu einigen und zur Verfolgung sich zu teilen, von Lützen den Verbündeten in zwei großen Massen gefolgt: er selbst mit der Hauptmacht auf Dresden, Ney mit drei Korps auf Torgau. Thielmanns Verweigerung des Einlasses raubte Ney vier Tage: der Befehl des zurückgekehrten Königs von Sachsen öffnete ihm endlich am 11. Mai die Festung.

Ney setzte sofort hier über die Elbe und das Korps von Lauriston auf Dabrilugk sendend, marschierte er zuerst geradeaus auf Lucka und bedrohte damit einerseits Berlin, andererseits die rechte Flanke der Verbündeten. Da diese bei Bautzen hielten und es auf eine Schlacht ankommen lassen wollten, so wünschte man genauere Auskunft über seine Bewegungen. Mir wurden die Blücherschen Husaren

beigegeben, obgleich es ihnen, bei allem guten Willen und aller trefflicher Haltung, dennoch ſchwer fiel, den unermüdlichen Koſaken ſtandzuhalten.

Wir tummelten uns mit Entſchloſſenheit und koſakiſcher Gewandtheit zwiſchen den einerſeits von Großenhain, andererſeits von Dobrilugk vordringenden feindlichen Maſſen herum, ergriffen zuweilen eine Ordonnanz mit ihren ſchriftlichen Befehlen oder Berichten und ſandten auch ſelbſt verwegene Kundſchafter aus.

Die Nachrichten, die ich über Neys Vorrücken gegen uns gegeben, hatten im Hauptquartier entſprechende Maßnahmen veranlaßt. Acht Koſakenregimenter eilten zu meiner Unterſtützung heran, und Barclays ganzes Armeekorps, das eben nach der Belagerung und Bezwingung Thorns beim großen Heer angelangt war, ſetzte ſich, in Verbindung mit den Truppen unter York, aus der Stellung bei Bautzen gegen Königswartha in Bewegung, dem Marſchall Ney und General Lauriſton entgegen.

Faſt um dieſelbe Zeit war die Diviſion Peri, Italiener aus dem franzöſiſchen Lager vor Bautzen, zur Aufſuchung der Verbindung mit dem Marſchall ebenfalls nach Königswartha entſandt worden, und dieſe hatte nun den vollen gegen Ney gerichteten Stoß auszuhalten. Sie wurde von Barclay am 7./19. Mai gänzlich umgerannt, verlor ihr ſämtliches Geſchütz (10 Kanonen), alle ihre Oberanführer (4 Generale) und an 1800 Gefangene. Weniger glücklich war York, der bei Weißig auf die überlegenen Maſſen von Lauriſton ſtieß und ſich nur mit Mühe bis zur Nacht gegen ihn behaupten konnte.

Barclay reichte mir, nachdem die heißen Stunden des Kampfes vorüber waren, freundlich die Hand und ſagte,

mir und meiner Wachſamkeit verdanke man die erſten Nachrichten über Neys umgehende Bewegung und damit auch den eben erlangten Erfolg.

Ich erhielt nun den ſchwierigen Auftrag, den ſofort angetretenen Rückmarſch nach Bautzen zu decken und die zurückgebliebenen Verwundeten ſo viel wie möglich zu retten, was mir bei der Nähe der großen vordringenden Feindesmaſſen unſägliche Mühſale verurſachte. Ich ließ ſie zuerſt auf die Koſakenpferde nehmen, nachher auf zuſammengetriebenen Wagen weiterſchaffen und hatte zuletzt die Befriedigung, ſie im Rücken der Armee in Sicherheit zu bringen. Mit dieſer Sorge beladen, mußte ich noch bei Mükel ein lebhaftes Gefecht beſtehen, indem ich, um für die Verwundeten einen Vorſprung zu gewinnen, längere Zeit mich dort gegen die drängenden feindlichen Vortruppen halten mußte, was ich nur mit Hilfe des herbeigeeilten Jügners, der zwei leichte Kanonen bei ſich führte, zu tun vermochte. Wir zogen uns ſodann über Kumerau auf die Hauptarmee bei Bautzen zurück.

Die Sonne des 9./21. Mai ging hell und ſtrahlend über die Ebenen und Hügel der Lauſitz auf. Ein lauer Morgenduft durchzog erquickend die gegen die Spree ſich leicht herabſenkende Gegend, welche nun bald von Pulverdampf erfüllt werden ſollte. Es war ein Tag, bei deſſen freundlichem Anbruch man ſonſt Landpartien zu verabreden pflegt, aber welches Toben, Krachen, welch blutige Mühen und Drangſale waren ihm heute vorbehalten, wenigſtens innerhalb der Landesſtrecken, die ſich vor uns ausbreiteten! Um fünf Uhr erdröhnte das Geſchütz an drei Punkten zugleich; die Franzoſen ſtürmten in mehreren Kolonnen gegen unſeen linken und rechten Flügel und gegen die Mitte heran.

Wir sahen von einem nahen Hügel außerhalb der Wirkungen des Geschützes die Schlacht fortschreiten und sich entwickeln.

Napoleon, der furchtbare Schlachtenvirtuos, scheint mir bei seiner Bautzner Komposition vornehmlich drei Gedanken verfolgt zu haben, die nach Maßgabe des Erfolgs und der Ereignisse zuletzt in einem einzigen überwältigenden Schlußgedanken zusammenfallen sollten. Diese drei Gedanken waren: unsern linken Flügel zu beschäftigen, das Zentrum hinzuhalten, den rechten Flügel zu umfassen, zu erdrücken und dann, wie bei Jena, unsere Rückzugsstraße über Wurschen zu gewinnen, um zuletzt mit gleichzeitigem Zusammenwirken aller Anstrengungen und Kräfte unsere eingeengten, abgeschnittenen Massen zu zermalmen.

Aber solches Finale entging seiner stürmischen Komposition. Den Verbündeten abermals um mehr als 60 000 Streiter überlegen, war er Herr der Bewegungen, und es hing von ihm ab, den Anstoß zu geben, wo er wollte. Der Angriff seines rechten Flügels auf die verschanzten Höhen nach Hochkirch zu, die Verwendung ganzer Massen von Scharfschützen nach dieser Seite, ließ vermuten, daß er sich des dort gelegenen waldigen Bergrückens bemeistern wolle, um die Stellung der Verbündeten auf der linken Flanke zu bewältigen; aber bald ließ der noch ungestümere Angriff Neys auf unsern rechten Flügel eine andere Meinung durchschimmern, und die Einsichtigeren erkannten, daß hier der Würfel der Entscheidung fallen müßte.

Unter bedeutendem Verlust, der mörderischen Wirkung zahlreicher Geschütze sich preisgebend, erzwangen hier die Franzosen den Uebergang über die Spree. Wie das Geschütz ihre Reihen auch lichtete, sie füllten sich alsbald wieder,

denn an Menſchen fehlte es ihnen nicht, und ſie wälzten ſich drohend Woge auf Woge heran. Ueber Bröſa vorſchreitend, ſtießen ſie am Windmühlenberg bei Gleina auf den Fels Barclay, der mit granitfeſter Standhaftigkeit die ſtürmiſch heranſtürzende Menſchenflut empfing.

Von vorn bedrängt, rechts und links von übermächtiger Truppenzahl umgangen, mußte er zuletzt nachgeben. Er zog ſich teils auf Preititz, teils auf Baruth zurück, um ſich dem andrängenden Schwalle von neuem entgegenzuſtemmen, der ſeine Flut jetzt hauptſächlich gegen Preititz richtete, um ſich den Weg zum Rücken der Kreckwitzer Höhen zu öffnen.

Napoleon, der in eigener Perſon von einer Höhe unweit Burk alles überſchaute und leitete, erkannte, wieviel Blut die gewaltſame Wegnahme der Kreckwitzer Höhen koſten würde, und ſuchte daher durch ſeine Angriffe hier nichts weiter als den Gegner zu beſchäftigen und feſtzuhalten, bis Ney ihm in den Rücken gekommen. Zu dieſem Zweck bediente er ſich der Württemberger als eigentliches, wenig zu beachtendes Futter für Pulver und ließ ſie gegen die mit Kanonen geſpickten Höhen vorgehen. Von dem furchtbar aufräumenden Geſchützfeuer bedrängt und geängſtigt, ſtürmten ſie in der Verzweiflung verſchiedene Höhen, fanden aber nur Tod oder Gefangenſchaft. Preititz war indes von Ney genommen, verloren und wieder genommen worden. Die Gefahr von dieſer Seite wurde drohender.

Da erkannte man noch rechtzeitig Napoleons Abſicht: zögernd und widerwillig gab der preußiſche Kampfmut nach und wich aus den tapfer verteidigten Stellungen. Dadurch ward auch der von mir und Fügner eingenommene Standpunkt ein ſehr ausgeſetzter, denn das franzöſiſche Geſchütz begann uns ſtark zu beſtreichen. Doch dauerte es nicht

lange; denn die Schlacht ward jetzt unsrerseits abgebrochen und der Rückzug angetreten. Wer wegen dieses Umstandes den Vorteil des Tages auf Seiten der Franzosen glaubt, irrt sehr. Sie behaupteten zwar das blutige Feld, aber das Ergebnis des dort stattgefundenen Zusammenstoßes war ganz zu ihrem Nachteil; denn bei der Bestürmung der wohlgewählten und tapfer verteidigten Stellungen war ihr Verlust an Mannschaft und Kriegsmaterial unendlich bedeutender als der der Verbündeten. Der Gewinn der maßlosen Anstrengung verwandelte sich in eine Niete, weil es nur ein zurückweichendes, trotziges, aber kein geschlagenes Heer gab.

Um vier Uhr nachmittags traten die Verbündeten die rückgängige Bewegung in drei Heeressäulen an: Barclay über Gröditz und die Preußen über Wurschen auf Weißenberg; Miloradowitsch und die Russen auf Löbau. Ueberall, wo die Franzosen zu hitzig vorgingen, trafen sie auf Bajonett, Pike und Säbel, die die Eile mäßigten und das Vorschreiten solange abwiesen, als das überall gleichmäßige Zurückziehen der Kräfte es gebot.

Ich zog mit meinen Kosaken auf die Landstraße, die über Wurschen geht, und sah hier den Kaiser Alexander und den König von Preußen mit ihrem Stabe im Schritt die Richtung auf Reichenbach nehmen. Ich folgte ihnen eine Zeitlang auf der großen Landstraße und schlug mich dann rechts auf Hochkirch, wo ich der Mannschaft Ruhe gönnte und die Pferde abfüttern ließ. Mein Biwak nahm ich auf dem hochgelegenen, durch die Berichte aus dem siebenjährigen Krieg berühmten Kirchhofe. Von seiner hohen Lage aus konnte ich nach und nach die Kolonnen unseres linken Flügels vorüberrücken sehen.

Die Generale Korff, Lissanewitsch, Knorring und

Pantschulidseff waren inzwischen diesseits Löbau heftig von dem Kavalleriekorps des Generals Latour-Maubourg angegriffen worden, das von Löbau aus Reichenbach zu gewinnen strebte. Da dieses Gefecht eine ungünstige Wendung zu nehmen schien, so verließ ich eiligst die Landstraße und stellte mich zu Gersdorf in einen Hinterhalt. Hier sah ich unsere leichte Kavallerie in Unordnung und von den roten Lanzenträgern (Holländern) und den polnischen Ulanen verfolgt vorüberstürmen.

Ich hatte einen Augenblick Mühe, meine Kosaken zurückzuhalten, die, obgleich vom Gebüsch verdeckt, der rückgängigen Bewegung der Linienkavallerie folgen wollten. Es gelang mir jedoch, sie zu beruhigen. Darauf ergriff ich einen günstigen Augenblick und stürzte mit einem lauten Hurra aus dem Hinterhalt hervor in den Rücken und in die Flanke des Feindes. Der Erfolg war vollständig. Unsere leichte Kavallerie fand Zeit, sich zu ordnen, und warf sich zurück auf den Feind. Ich machte unterdessen auch nicht viel Federlesens. Die roten Lanzenträger wurden gar übel mitgenommen, und die polnischen Ulanen entgingen ihrem Verderben nur dadurch, daß ihnen die berittenen Grenadiere der Garde zu Hilfe eilten.

Bei diesem Angriff hatte ich mich an einen höheren Offizier gemacht. Er hatte ein treffliches Pferd, ich ein noch besseres: nach einiger Anstrengung hatte ich ihn eingeholt und rief ihm mit aufgehobenem Säbel zu, sich zu ergeben. Er antwortete nicht, sprengte weiter, hielt mir aber die Mündung seiner Pistole über dem Zügel entgegen. Nebeneinander galoppierend forderte ich ihn wiederholt auf: er blieb stumm, nur der Mund seiner Pistole sprach. „Ob er wohl geladen ist, dieser Damoklesschlund?“ dachte ich

Indes hatte ich Zeit, den Reiter näher zu betrachten: es war ein bildschöner Mann in der Blüte des Alters. Das Mitgefühl regte sich und rief: „Es wäre doch schade um das junge Blut! — Seiner harrt vielleicht daheim eine weinende Mutter, Schwestern, deren einzige Stütze er ist, eine Geliebte, eine Braut! — Und ein Toter, ein Gefangener mehr oder weniger, was tut's zur Sache — mag er leben!" — Und ich ließ von ihm ab.

Nach der eben beschriebenen Abwerfung des Feindes setzten wir unseren Rückzug über Markersdorf fort, ohne daß der Feind etwas Ernstes weiter unternommen hätte: er drängte nur nach; aber dieses Drängen kam ihm teuer zu stehen.

Die Artillerie unserer Nachhut, von dem kühnen Oberst Nikrin befehligt, nötigte ihn wiederholt zum Anhalten und tötete ihm zuerst den Reitergeneral Bruyères (beide Beine wurden ihm abgerissen); sodann durch eine der letzten Kugeln nicht nur den Ingenieurgeneral Kirgener, sondern auch Napoleons innigsten Vertrauten, den Großmarschall Duroc, der nur um wenige Stunden seine Wunden überlebte. So gingen sie ihm einer nach dem andern voran, die seine ersten Kriegsgefährten, Freunde und Vertrauten gewesen waren: Lannes, Bessières, Junot, Duroc; ein drohendes Zeichen, daß sein Stern zu erbleichen beginne!

Um diese Zeit übernahm der Graf Peter Pahlen die Führung der Nachhut, ein Mann von ausgezeichneter Kriegstüchtigkeit und dabei vom edelsten Charakter, ein wahrer Ritter ohne Furcht und Tadel. Voll Ehre, Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit ward er von seinen Vorgesetzten geachtet, von den Untergebenen geliebt und bewundert. Einfach, bescheiden, anspruchslos, wußte er sich

dennoch Gehorsam zu verschaffen, weil man für ihn aus Liebe tat, was man für einen anderen nur aus Pflicht leistete. Er forderte viel von seinen Untergebenen, leistete aber auch selber sehr viel und rechnete dann in seiner edlen Anspruchslosigkeit andern das an, was seine Klugheit, sein Geschick bewirkt hatten. Ein Ehrenmann im vollen Sinne des Wortes!

Hinter Leopoldshain stand der zweite Bayard des Heeres, Prinz Eugen von Württemberg, mit seinem Korps. Er sollte die Stellung bis zum Abend des 23. behaupten und sich in der Nacht zurückziehen. Aber der Feind griff ihn früher an, und die Schützen zweier Jägerregimenter, die nach Niederhennersdorf vorgeschickt waren, wurden durch die zwischen Nieder- und Oberhennersdorf vordringende sächsische Kavallerie von ihm abgeschnitten und das letztere Dorf zugleich von feindlichen Jägern besetzt. Der Prinz, außerstande, den Abgeschnittenen zu Hilfe zu kommen, forderte den General Jasefowitsch auf, sie durch ein vorsprengendes Draganerregiment zu befreien. Doch der General schlug es ab unter dem Vorwande, daß, da Oberhennersdorf schon durch feindliche Infanterie besetzt sei, er nicht mehr durchkommen könne.

Da erbat ich mich, mit meinen Kosaken den Jägern Luft zu machen. Gesagt, getan! Mit verhängten Zügeln, auf die Schüsse der feindlichen Schützen nicht achtend, sprengte ich durch Oberhennersdorf, warf mich in der Ebene zwischen beiden Dörfern auf die sächsische Reiterei und brachte sie zum Weichen. Die abgeschnittenen Schützen, von der sie bedrängenden Reiterei befreit, warfen sich alsbald nach Oberhennersdorf, vertrieben die feindlichen Schützen und bereiteten mir einen ungefährdeten Rückzug.

Eine Anzahl Gefangener ſchmückte die Vereinigung der ſchon aufgegebenen Jäger mit ihren Korps.

Der Graf Wittgenſtein berief mich in ſein Hauptquartier und trug mir auf, mit meiner früheren Abteilung ſofort aufzubrechen und mich als Kundſchafter in den Rücken des franzöſiſchen Heeres zu begeben. Vom Chef des Generalſtabs, General d'Auvrai, erhielt ich meine Inſtruktionen. Ich erfuhr zugleich, daß der Oberſt Fügner einen ähnlichen Auftrag erhalten hatte, und daß wir uns gegenſeitig zu unterſtützen hatten.

Es war am 26. Mai, am Vorabend jenes Tages, wo die verbündete Armee die verhängnisſchwere Wendung nach Süden machte. Sie war bisher in gerader öſtlicher Richtung in zwei Kolonnen über Bunzlau und Löwenberg auf Liegnitz und Jauer zurückgegangen; hier ſchwenkte ſie plötzlich rechts und nahm eine ſtarke Aufſtellung hinter Schweidnitz bei Pilſen, ſich hiermit links an die böhmiſche Grenze ſtützend und damit ihr ſtilles Einverſtändnis mit Oeſterreich andeutend und die Verbindung mit denſelben bewahrend. Das franzöſiſche Heer war ebenfalls in zwei Hauptkolonnen dem unſrigen über Bunzlau und Löwenberg auf Liegnitz und Jauer gefolgt. Die unvermutete Schwenkung machte es ſtutzen: es dehnte ſich nun zwar, um Terrain zu gewinnen von Jauer links über Neumarkt bis Breslau aus, aber ohne etwas Entſcheidendes zu unternehmen.

Am kleinen Bober angekommen, ſtieß ich unvermutet auf zwei Kompagnien franzöſiſcher Artilleriſten, die auf Torgau marſchierten, um ſich dort wieder inſtandzuſetzen. Sie angreifen und gefangen nehmen war das Werk eines Augenblicks. Vier Offiziere und 150 Artilleriſten mit Seitengewehr und Gepäck fielen in meine Hände. Es waren

alte Soldaten mit Treſſenſtreifen auf den Aermeln, die in ſtaerer Verwunderung darüber blieben, mitten in ihrem Heer gefangen genommen worden zu ſein. Da ich die Vorhut meiner Abteilung und zugleich der von Flügner bildete, ſo nahm ich die Offiziere zu mir und ſchickte die andern Gefangenen nach dem Schweif der Kolonne zu Flügner. In Neudorf angekommen, wo wir die Nacht zubringen wollten, trug ich einem meiner Offiziere, den ich gleichſam zum Adjutanten auserleſen, auf, bei der Austeilung der Lebensmittel die Gefangenen zu berückſichtigen.

Aber wie beſtürzt und empört war ich, als ich jetzt vernahm, daß kein Gefangener mehr am Leben ſei, daß Flügner ſie im Schweif der Kolonne, fern von mir, alle habe umbringen laſſen. Auf der Stelle, ſobald ich ſeiner anſichtig war, ſtellte ich ihn, ſelbſt vor Wut bebend, zur Rede; er aber antwortete mir kühl und trocken, das ſei ſeine Kriegsmanier; er handle nach ſeinem Gewiſſen und in Erfüllung eines heiligen Gelübdes, das er 1812 getan, als er einen Haufen franzöſiſcher Tempelſchänder in einer Kirche betroffen, wie ſie dort zuſammengetriebenen Weibern und Mädchen brutale Gewalt antaten. Sein Verfahren wäre im Heere hinlänglich bekannt, und er würde wegen meiner ſeltſamen Entrüſtung nichts daran ändern.

Ich konnte lange Zeit nicht zu mir kommen, da jedoch der Sache nicht mehr abzuhelfen war, faßte ich mich zuletzt und verſicherte ihn, daß ſo lange ich lebte, er keinen meiner Gefangenen mehr in ſeine unmenſchliche Gewalt bekäme.

Die eigentümliche Seite an dieſer grauſamen Geſinnung Flügners war die, daß er in der Art nur gegen Franzoſen und Polen handelte. Gegen Deutſche, Holländer und

Italiener benahm er sich menschlich und erleichterte ihnen nach Möglichkeit das Los der Gefangenschaft; gegen Spanier, wenn welche in seine Hände fielen, betrug er sich sogar mit leutseliger Freundlichkeit. Er konnte für sie seine Börse ausschütten und mit ihnen die nicht immer reichlichen Vorräte an Lebensmitteln teilen. Dennoch sollte ihm von ihrer Seite, kurz vor der Schlacht von Leipzig, der Untergang kommen.

Von Neudorf zogen wir auf Primkenau, nachdem wir in Erfahrung gebracht hatten, daß Marschall Victor daselbst mit einem Armeekorps angekommen sei. In Armadabrunn machten wir Halt, und ich frühstückte mit dem Oberstleutnant von Reutern halb sitzend, halb liegend auf einer Wiese, als Jügner sich zu uns gesellte und einen Gefangenen mit sich brachte. Jügner pflegte wohl bald als Landmann, bald als Handwerksbursche sich zu verkleiden und im Lande umherzustreifen. Er führte dann einen dicken, unscheinbaren Knüppel mit sich, worin eine Windbüchse verborgen war.

In solcher Verkleidung trat er jetzt zu uns und begehrte, daß wir den Gefangenen, einen Franzosen, genau befragen möchten. Er selbst verstand kein Französisch oder wollte es, aus Haß gegen das Franzosentum, nicht sprechen. Da wir auf der Wiese in besagter Art lagen, kniete der Franzose nieder, um besser vernommen zu werden. Auf unsere Fragen, zu welchem Korps, welcher Division und welchem Regiment er gehöre, wollte oder wußte er nicht recht zu antworten; er nannte nur seinen Kapitän und den Sergeanten. Jügner, der in solchen Antworten nur Halsstarrigkeit, nicht Unwissenheit erkannte, hielt seinen Stock über den Kopf des Knienden und ermahnte ihn, aufrichtig zu sein. Der Gefangene versicherte, daß er nichts mehr

wisse; er nannte noch die Nummern seines Regiments und beteuerte, daß ihm die weiteren Bezeichnungen desselben, sowie der Name des Chefs unbekannt sei. Ohne uns im mindesten seine Gedanken zu verraten, drückte jetzt Fügner die Büchse ab, und der arme Franzose wälzte sich sterbend zwischen uns.

Es gibt keinen Ausdruck für die Wut, mit der ich aufsprang. Ich drang auf Fügner ein, ich wollte ihn niederwerfen und erwürgen; Reuteen gesellte sich zu mir, gleichfalls auf den Mörder einstürmend. Aber Fügner wehrte uns kaltblütig ab und sprach ironisch: „Was wollt ihr tun? Doch nicht den berühmten, verdienten, besungenen Fügner umbringen? Der Fluch aller russischen Herzen würde euch treffen, ihr würdet wie zwei Kainsbrüder auf der russischen Erde umherirren! Und was hab ich denn getan? Einen Hund erschlagen, der nicht bellen wollte, um desto sicherer zu beißen. Geht in euch und braucht eure Fäuste und Säbel zu besserer Tat!" —

Die kühle, herzlose Rede wirkte wie der Eistropfen, der in siedendes Wasser fällt. Wir erstarrten gleichzeitig, um uns in innerster Seele das Wort zu geben, uns bei erster Gelegenheit von dem Wüterich zu trennen. Ihn aber erreichte die Nemesis schon im Laufe weniger Wochen. Ueber die Elbe bei Dessau schwimmend, von seinen Spaniern und Italienern im Stich gelassen, wurde er von einem Schuß getroffen und ertrank.

Mittlerweile aber hatte Marschall Victor unser Erscheinen auf seiner Kommunikationslinie in Erfahrung gebracht und entsandte den General Sébastiani mit seiner ganzen Kavallerie zu einer Treibjagd auf uns. Sobald wir hiervon Wind erhielten, verließen wir schleunigst Neu-

städtel und rückten auf Freistadt, von wo aus wir uns einen Uebergang über die Oder bei Karolath sicherten, um im Falle der Not auf diesem Wege unsere Armee zu erreichen.

Ich hatte in Freistadt mein Quartier im Schlosse des Grafen Kalkreuth, eines Schwiegersohns des Grafen Haugwitz. Meine Kosaken biwakierten im Park, ich wohnte herrlich in den Gemächern des Schlosses und genoß ruhig die Freuden der Tafel und der Gesellschaft, obgleich französische Säbel, Piken und scharfgeladene Läufe an dünnen Fäden über meinem Haupte hingen. Im nahen Freistadt wohnte die Generalin Heister mit drei liebenswürdigen Töchtern; es gab noch andere Blumen in der Stadt und der Umgegend, und so ward von mir ein Ball veranstaltet. Frohe Musik erschallte durch hellerleuchtete Räume; es wurde getanzt und kosakisch gesprungen, während von Zeit zu Zeit ein glühender Tänzer sich weit zum Fenster hinauslehnte, nicht um sich abzukühlen, sondern um zu horchen, ob nicht von fern plötzlich Flintenschüsse knallten.

Ganz unerwartet kam auch eines Tages ein französischer Eskadronchef bei mir an. Er kündigte sich als Unterhändler an, der vom General Roussel d'Hurbal geschickt sei. Sein Verlangen war folgendes: „Zwischen den kriegführenden Mächten sei ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, und als Demarkationslinie wäre die Oder bestimmt. Er, der General, fordere mich daher auf, nicht nur alle Feindseligkeiten einzustellen, sondern auch mich über die Oder zurückzuziehen; widrigenfalls er Anstalten treffen würde, mich dazu zu nötigen."

Solche Sprache war mir ganz neu, und ich erwiderte darauf: „Von dem Waffenstillstande sei mir unsererseits nichts bekannt; ich könne die Feindseligkeiten nicht eher

einstellen, als bis mir die Weisung von geeigneter Behörde zugekommen sei. Was die Anstalten des Herrn Generals beträfe, von denen der Herr Eskadronchef spräche, so wäre ich sehr begierig, sie in der Nähe zu sehen. Wir würden gleich sämtlich aufsitzen und entgegenziehen; der Herr Eskadronchef könne, wenn es ihm gefällig sei, uns als Führer dienen usw. Der Parlamentär sah zur Genüge, daß es uns an Ruhmredigkeit und auch an Entschlossenheit nicht fehle; er versprach, meine Antwort dem General zu hinterbringen und eine Rückbotschaft an mich gelangen zu lassen.

Diese kam aber nicht; dagegen sahen wir am dritten Tage den französischen Obersten Fontenelle und Barclays Adjutanten, den Obersten Kramm. Sie kündigten uns den Waffenstillstand offiziell an, und demgemäß zogen wir bei Karolath über die Oder, wozu die Anstalten schon früher getroffen waren. Ich führte hierauf meine Abteilung zum Armeekorps des Generals Winzingerode, der sein Hauptquartier zu Lissa, im damaligen Großherzogtum Warschau hatte, und trug ihm meine Wünsche vor.

Sie richteten sich auf einige Wochen Ruhe und den Gebrauch eines schlesischen oder böhmischen Bades. Aber Winzingerode, obgleich voll Freundlichkeit und mir gewogen, verwarf meine Bitte und sprach in seiner lebhaften Weise: „Wozu dient Ihnen die kostspielige und doch langweilige Bärenhaut eines Bades, das nüchterne Wassertrinken, die zugemessene Lebensweise? Lassen Sie das bis in die bleichen Jahre des Friedens, der schon kommen wird. Jetzt gebe ich Ihnen dafür die beliebte und doch gemächliche Erholung einer Festungsblockade. Ich gebe Ihnen hierzu einen Posten in Fraustadt. Dort haben Sie Ungarwein und eine niedliche Polin."

Fraustadt ist eine alte, von Deutschen zu einer Zeit erbaute Stadt, als die Polen noch keinen König, nur einen Herzog von Kleinpolen, neben mehreren anderen Herzögen hatten. Bei einem Beamten, der etwas Bildung besaß und in Podlachien oder Polesien zur Welt gekommen, war mir mein Quartier angewiesen, das bei einem Kavallerieoffizier nicht nach den Zimmern, sondern nach der Güte des Stallraums ausgesucht wird. Indessen hatte der Podlache einen großen Schmuck unter seinem Dach. Es war dies eine sehr hübsche Tochter, die Kamilla hieß. Wer die polnischen Mädchen und jüngeren Weiber kennt, weiß, welch ein eigentümlicher Reiz in ihnen wohnt. Es ist ihnen eine Eleganz des Wesens und Benehmens angeboren, welche selbst von Französinnen erst errungen werden muß. Kamilla war ein schönes Bild solcher natürlichen Eleganz, die dann gewöhnlich von einer leichten Fassungsgabe und sinnreichem Frohsinn begleitet ist. Wenn ich mein Kriegshandwerk beendet hatte, verlangte ich nach keiner besseren Unterhaltung als mit dem holden Kinde, dessen sorgloses und geistreiches Geschwätz mich immer von neuem anzog.

Eines Tages, nachdem sie viel geredet und in ihrer Sprache erzählt hatte, sagte ich ihr: „Aber, Kamilla, warum sprichst du nicht zuweilen Deutsch? Hörst doch so viel um dich herum deutsch reden!"

„Allerheiligste Mutter Gottes!" rief sie aus und machte ein erschrockenes Gesichtchen; „ich Deutsch sprechen! aber das macht ja die Zähne schwarz."

Ich lachte auf. „Wie, sind meine Zähne nicht weiß? Und ich spreche viel Deutsch."

„Sie mögen es wieder abreiben. Aber schauen Sie nur die deutschen Mädchen hier in der Stadt an. Hat auch

nur eine von ihnen gute, weiße Zähne? Ich sage nein. Jede hat einen Fehler. Die Zähne sind gelb, faul, schwarz oder gar nicht vorhanden. Und das kommt von dem leidigen Deutschsprechen."

„Nicht doch, mein Kind; wenn es wahr ist, was du sagst, so kommt es von der schmutzigen Art, wie die Väter ihre Pfeifen rauchen. Sie zerstören erst ihre eigenen Zähne, und dann erbt der Fehler auf die Kinder."

„Meinetwegen. Immer bleibt es jedoch wahr, daß, wo man viel Deutsch sprechen hört, man auch viel schwarze Zähne sieht. Und es ist doch etwas Hübsches um weiße Zähne!"

„Da hast du recht!" sprach ich und drückte ihr auf die geschwätzigen Lippen dreist einen Kuß, der bis auf die hübschen Zähne drang.

Nach einer kleinen Weile, durch die Liebkosung ausgefüllt, begann sie wieder: „Ich weiß nicht, wie Sie die Deutschen doch immer verteidigen können. Mir scheint es ausgemacht, daß dieses Volk noch vor kurzem wie die Tiere auf allen Vieren umhergelaufen ist."

„Kind, wie willst du das beweisen?"

„Nun, das ist nicht schwer. Sehen Sie, wir nennen, was wir an den Füßen tragen »Trzewiki« und was wir über die Hände ziehen »Rękawiczki«. Aber die Deutschen nennen das erste Schuhe und das zweite Handschuhe. Zeigt das nicht deutlich, daß sie auf Händen und Füßen, auf allen Vieren wie die Tiere, umhergelaufen sind?"

Ich mußte wieder über die drolligen Eingebungen des Nationalhasses lächeln und entgegnete: „Das wird anders zusammenhängen, geschwätziges Mündchen, aber wir wollen

uns nicht in Sprachunterſuchungen vertieſen, ſing mir lieber ein Liedchen."

„Doch nicht ein deutſches? Wie kann man ſchnupfen und rupfen, Mägdelein hupfen ſingen?"

„Nein, nein; ſing ein Krakauer Verslein!"

Kamilla hatte eine Guitarre, auf der ſie auch etwas, ſchlecht und recht, umhergreifen konnte, aber das waren ihr gewöhnlich zu weitläufige Anſtalten. Sie ließ ihr mutwilliges Stimmchen ohne andere Begleitung, als bloß ihr eigenes Lachen und Kichern ertönen und tat dies auch jetzt. Sie ſang folgenden Krakowiak, verſteht ſich polniſch, aber ein teurer livländiſcher Landesgenoſſe, auch ein Säbelträger, der lange Zeit am Bug, Dnjepr und Njemen umhergefahren war, hat mir ihn in nachſtehende deutſche Zeilen gebracht:

„Für die teure Heimat
Zieht Polack vom Leder;
Wie erſchrecken Deutſche,
Und wie rennt ein jeder!"

Ich wollte etwas anderes hören, und ſie ſang mit ſchalkhaftem Lächeln:

„Hör ich Räder knarren,
Dürres Strauchwerk brechen? —
Deutſche ſind's die jubeln,
Ihre Sprache ſprechen."

„Nichts Kriegeriſches, nichts Herausforderndes, liebe Kamilla," bat ich; „ſing doch von Lamorchen (l'amour), das hör ich am liebſten*."

* Amor wird polniſch, durch eine wunderbare Korruption aus dem Franzöſiſchen, mit Beibehaltung des Artikels, Lamorek genannt. Dieſe Verdrehung iſt eine Verkleinerungsform. Daher Lamorchen.

Sie setzte sich, nach der freien Gewohnheit der Töchter ihres Landes, zu mir auf den Schoß und sang:

„Hart ist altes Backwerk,
Alter ohne Süße.
Aber süß ist Liebe,
Süß des Liebsten Küsse."

Wenn ein solches zärtliches Krakauer Verslein ausgesungen war, vereinten sich Gespräch und Gesang in ein halblautes Flüstern.

Das Stilleben in Fraustadt, obgleich von landesüblicher Liebe durchwirkt, wäre trotzdem bald ein gar enförmiges geworden, wenn es nicht Gelegenheit gegeben hätte, einen Tanz, einen Ball zu veranstalten. Dann strömten Offiziere, Russen und Preußen, von allen Seiten herzu, und es kam Bewegung in die Stockung. Gemeinschaftlich veranstalteten wir die Bälle und suchten von Stadt und Land hübsche Tänzerinnen heranzuziehen. Kamilla glänzte an solchen Abenden und ward durch mich die Königin derselben.

Drittes Kapitel.

Wiederausbruch der Feindseligkeiten. — Vorpostendienst. — Wegnahme einer Kriegskasse. — Blockade von Wittenberg. — Sendung über die Elbe.

So war das Leben, das wir während des mehr als zweimonatlichen Waffenstillstandes auf der Demarkationslinie führten. Auf anderen Punkten des Kriegstheaters und mehr rückwärts ward dagegen eine große Tätigkeit

entwickelt: unaufhörlich strömten dem russischen Heere Rekruten und Reservebataillone, Pferdematerial und Ausrüstungsstücke zu; die Regimenter wurden vervollständigt, besser ausgerüstet und geübt.

Preußen machte die außerordentlichsten Anstrengungen, um eine größere Kriegsmacht aufzustellen, und Oesterreich, das sich im stillen gerüstet und kampffertig gemacht hatte, zeigte sich bereit, seinen Beitritt zur Allianz zu erklären. So stand gegen Ende der Waffenruhe den Franzosen eine gebietende Macht gegenüber, und, was in den bisherigen Kämpfen fast nie der Fall gewesen; die verbündeten Heere waren den Franzosen an Zahl und zum Teil auch an Tüchtigkeit überlegen und wurden überdies von den höchsten moralischen Gefühlen belebt, dem Verlangen, ihr Vaterland von einem unerträglichen Joch zu befreien.

Zwei große Fehler beging Napoleon; bei Smolensk hielt er nicht an, und an der Oder hielt er an, da er doch bis zur Weichsel vordringen konnte.

Bei seiner numerischen Ueberlegenheit konnte er die Verbündeten leicht in einer dritten und vielleicht letzten Schlacht schlagen; oder wollte er das nicht, so konnte er mit gleichen und selbst überlegenen Kräften ihnen gegenüber bleiben, während er ein paar Korps gegen die Weichsel vorsandte, um die Polen wieder unter seine Fahnen zu rufen und die Weichselfestungen zu entsetzen. Er gewann damit reichliche Mittel zu eigenen Zwecken und entriß den Preußen mit einem großen Teil ihres Bodens auch die Möglichkeit, jene ungeheueren Rüstungen zu machen, die später ein so bedeutendes Gewicht in die Wagschale legten. Ueberdies wären bei einem solchen Manöver wahrscheinlich die russischen Heere zur Verteidigung der eigenen Grenzen

fortgerissen worden, die Preußen, um nicht allein unterzugehen, wären gefolgt, und der Krieg wieder nach Polen unter für Napoleon günstigeren Verhältnissen verlegt worden.

Aber der Flankenmarsch auf Schweidnitz, das Anschließen an die österreichische Grenze schien ihm zu imponieren und wie Kutusows Flankenmarsch bei Moskau Unheil zu drohen. Er sah vielleicht im Geiste schon Oesterreichs Heere mit denen der Verbündeten vereint auf seiner Flanke und wagte daher nicht, dreist vorzuschreiten und einen mächtigen Feind im Rücken zu lassen. So hatte er 1797, 1805, 1806 und 1807 nicht gedacht, als er im Gefühle der Unüberwindlichkeit und seiner geistigen Uebermacht die gewonnenen Vorteile bis zum äußersten verfolgte. Aber damals hatte ihn die Hand des Unglücks noch nicht berührt, das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit war noch nicht erschüttert. Gegenwärtig schien ihn die dreiste, kecke Zuversicht, die ihn früher belebte und zu den kühnsten Wagnissen begeisterte, verlassen zu haben; er war vorsichtig, mißtrauisch geworden und vertraute nicht mehr unbedingt seinem Stern. Er hoffte auf neue Massen, auf das Eintreffen der neuen Truppen, und bedachte nicht, daß die Verbündeten, entschlossen, auf Leben und Tod zu kämpfen, noch größere Anstrengungen gemacht hatten, noch größere Verstärkungen erwarteten.

Die Klugheit schon mußte ihm sagen, daß je größer die Massen, je gewaltiger die Macht des Materiellen, desto geringer die Wirkungskraft der Geistesübermacht sei. Er war groß geworden durch die geschickte Führung kleiner und später mäßig großer Heere, die er mit Leichtigkeit nach den Gedankenblitzen seines sprühenden Geistes hin und her schieben konnte: jetzt, da Hunderttausende auf ungeheuern

Ausdehnungen von der Ostsee bis zum Adriatischen Meere bewegt werden sollten, waren die Räume zu gewaltig, um nicht den Zufällen einen großen Spielraum einzuräumen. Wenn er auch das Glück durch seine Geistesüberlegenheit da fesselte, wo er selber anwesend war, so konnte er doch bei den ungeheuren, auf vielen Punkten zugleich auftretenden Streitmassen nicht überall sein, nicht auf allen Feldern persönlich eingreifen; er mußte das gefährliche Spiel der Schlachten Unterfeldherren anvertrauen. Aber diese ragten geistig nicht über ihre Gegner, sondern wurden meist überragt und infolgedessen geschlagen. Was Napoleon also auf dem Fleck, wo er selber war, gewann, ging ihm an zwei oder drei andern, wo er nicht sein konnte, wieder verloren. So zeigte sich die menschliche Beschränktheit auch des höchsten Genies.

Dieser Waffenstillstand nun, der Napoleons Fortschritte auf seiner neubegonnenen Siegesbahn hemmte und den Grund zu seinem Verderben legte, ward im Heere der Verbündeten, in Preußen, Deutschland, überall, „wo die deutsche Sprache klang," laut begeistert, bejammert und als das größte Unglück dargestellt! — O, über die menschliche Weisheit! Freilich betrachtete man ihn nicht als Mittel der Stärkung, der Sammlung und Vereinigung aller Kräfte, sondern als Anbahnung zum Frieden; und ein Frieden mit Napoleon konnte jetzt nicht anders als unheilvoll ausfallen, da er den Koloß mit nur wenig geschwächter Macht und Kraft auf Europa wuchten gelassen.

In Trachenberg wurde der künftige Operationsplan verabredet, der auf dem russischen Feldzug gewissermaßen aufgebaut war, und, wie in diesem, den Franzosen drei Heere von voen und auf beiden Flanken entgegenstellte,

gegen welches auch der kaiserliche Feldherr sich wandte; die beiden andern sollten mit vermehrter Druckkraft durch ihr Gewicht ihn wieder zurückziehen. Das größte dieser Heere sollte in Böhmen unter dem Fürsten Schwarzenberg auf der rechten Flanke des Feindes aufgestellt werden. Die Hauptquartiere des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen, die Garden und Grenadiere, die Korps von Wittgenstein und Kleist rückten dahin ab, um sich mit der österreichischen Hauptmacht zu vereinigen.

In Schlesien blieb Blücher mit dem Heerhaufen Yorks und den russischen Korps unter Sacken, St. Priest und Langeron. An dieses Schlesische Heer, dem es vorbehalten war, glorreiche Lorbeeren zu erringen, rechte sich rechts, zum Schutz der Marken, das verbündete Heer unter dem Kronprinzen von Schweden, dem Winzingerode mit seinem Korps zuziehen sollte, und zu dem außer den Schweden noch die Preußen unter Bülow und Tauentzien gehörten. Weiter unterhalb, näher den Küsten, stand Graf Wallmoden, dem wütenden Davout und den Schleichern, den Dänen, gegenüber.

In diesen weiten Umkreis geschlossen, hatte Napoleon zwar überall die kürzere, innere Linie für sich, aber wohin er auch vorging, und gegen welche der drei Heeresaufstellungen er sich auch wandte, so waren ihm die beiden andern doch immer im Rücken und zur Seite und nötigten ihn durch ihr Gewicht zurück. Da soll ihm Oudinot geraten haben, die Besatzungen aus den Festungen zu nehmen und aus der gefährlichen, eingeengten Lage hinweg, zwischen Main und Rhein zu ziehen, wo er mit seiner großen, unüberwundenen Heeresmacht noch immer gebieterisch über den Frieden unterhandeln könnte. Doch die Befolgung

eines solchen Rates lag nicht in der Eigentümlichkeit Napoleons, der mit Alexander dem Mazedonier antworten konnte: „Ja, wenn ich Oudinot wäre, würde ich solches tun.“ Standhaftigkeit und zähes Festhalten im einmal Begonnenen hatten ihn groß gemacht: sie trieben ihn auch jetzt, die verlierende Karte immer stärker zu belegen, um das Glück zu zwingen.

Auf Treuenbrietzen rückend, hatte ich die heitersten Gedanken. Das Wort: Krieg! Krieg! schallte mir keineswegs als Mißlaut; im Gegenteil überließ ich mich rosenfarbigen Hoffnungen, und es war mir, als würde mich leiblich abermals kein blutiges Unheil treffen. Von Witzingerode erhielt ich folgendes Schreiben:

„Es kommt mir soeben vom Kronprinzen* die Nachricht zu, daß der Kaiser Napoleon sich persönlich zur Armee des Marschalls Oudinot begeben werde, der auf Baruth marschiert, in der Absicht, gerade auf Berlin loszugehen. Es handelt sich jetzt darum, ihn auf der linken Seite und womöglich im Rücken zu beunruhigen. Ihre Aufstellung in Jüterbogk ist hierzu eine gelegene. Richten Sie sich auf Baruth und beunruhigen Sie die feindliche linke Flanke. Ihr Rückhalt ist der General Graf Orurk in Beelitz mit 3000 Pferden und 3000 Jägern. An ihn haben Sie auch Ihre Berichte zu senden. Im Fall, daß Sie nicht nach Jüterbogk haben kommen und diesen Befehl zwischen dem genannten Ort und Treuenbrietzen erhalten können, so richten Sie sich auf Luckenwalde.

Ich rücke auf Befehl des Kronprinzen mit meiner ganzen Kavallerie, die Orurkſche Abteilung in Beelitz abgerechnet, über Potsdam auf Charlottenburg.

* Bernadotte

Seine Königliche Hoheit hat mir noch sagen lassen, daß Napoleon dem Heere Oudinots unter Bedeckung von zwei Schwadronen Kavallerie folgen werde. Der Kronprinz verspricht der Kosakenabteilung, die ihn gefangen nimmt, 50 000 Rubel und für die Gefangennahme des kaiserlichen Stabs im Verhältnis.

Belzig, 17. August, vier Uhr morgens. W."

Der Auftrag war mir ein sehr erfreulicher, obgleich ich die Schwierigkeiten der Ausführung nicht verkannte. Gleich bei der Eröffnung eines Feldzuges, wo noch alles frisch, munter und von Kriegsgier erfüllt ist, wo die möglichen Fälle berechnet und alle Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, auf der Flanke eines Feindes oder in seinem Rücken mit einem fliegenden Korps zu operieren, ist eine gar kitzliche Sache. Indessen, der Gedanke erhitzte mich, auf Napalean Jagd zu machen. Ich entwarf hierzu einen eigenen Plan.

Da seine Bedeckung gewiß den verzweifeltsten Widerstand entgegensetzen würde, und Napaleon sich während des Gefechts wurde in Sicherheit bringen wollen, so traf ich im voraus folgende Anordnung. Eine Auswahl von 200 Kasaken mit den bewährtesten Haudegen unter den Offizieren sollte am Gefecht keinen Anteil nehmen, sondern in geringer Entfernung genau darauf achtgeben, ob nicht ein Häuflein von den Schwadronen sich scheide und eilig irgend einen Weg rückwärts oder seitwärts einschlüge. Auf dieses sollten die Zweihundert sich stürzen und dem Manne des Verhängnisses den Fangstrick umwerfen. Meine Kosaken brannten vor Begierde, das Stückchen auszuführen; mich sparnte, wenn es gelang, der Dank von ganz Europa an.

Um meinen Marsch mehr zu verbergen, beschloß ich, nicht ganz genau der mir gegebenen Vorschrift zu folgen, sondern mich mehr rechts zu halten, um auf einem größeren Umwege Oudinots Verbindungslinie zu gewinnen. In Oehna berichteten mir meine Kundschafter, daß in der Nähe von Gräfendorf eine Infanteriekolonne sichtbar sei. Ich marschierte gleich vom Wege ab und auf sie los. Als der Feind meiner ansichtig geworden, eilte er, ein Viereck zu bilden, aber er wurde damit nicht fertig. Meine Kosaken überritten ihn, und 300 Gefangene mit Waffen und Gepäck waren das Ergebnis.

Das war ein guter Anfang! Ich sandte sofort die Gefangenen und ihre Waffen dem Grafen Orurk zu. Dieser erhielt von Witzingerode hierauf folgendes Schreiben: „Herr Graf, ich habe Ihren Bericht von Trebbin und den des Barons Löwenstern von Gräfendorf erhalten. Der Kronprinz ist überaus zufrieden mit dem Benehmen dieses braven Offiziers und hat mir befohlen, es ihm zu bezeugen, womit ich Ihnen hiermit den Auftrag erteile."

Nachdem ich in Gräfendorf mich und meine Truppe etwas erfrischt hatte, setzte ich den Marsch auf Schweinitz fort. Dort erfuhr ich, daß ein Kavalleriedepot sich in Schönwalde befände. Ich brach noch in der Nacht auf, traf es aber nicht mehr vor und nahm nur einen Offizier mit 30 Soldaten gefangen, die Reservelafetten und eine Feldschmiede mit sich führten, deren ich mich denn auch bemächtigte. Hierauf kehrte ich nach Schweinitz zurück und richtete mich sofort auf Herzberg, um zu sehen, ob da den Franzosen nicht eine Ueberraschung zu machen sei.

Unterwegs erfuhr ich, daß ein starker Militärtransport, der mein Erscheinen in Schweinitz in Erfahrung gebracht,

nach Wittenberg wieder umgekehrt wäre. Ich sandte auf der Stelle einige hundert Pferde nach, und innerhalb einer Stunde brachte man mir an zwanzig Wagen mit Rekonvaleszenten und Ausrüstungsstücken ein. Die Gendarmen und Husaren der Begleitung hatten die Flucht ergriffen, aber 130 waffenlose Infanteristen waren gefangen worden. Ich war über den Fang mehr verlegen als froh und hatte schon den Gedanken gefaßt, den Menschenhaufen dem Kommandanten von Wittenberg zuzusenden, aber es trat das Bedenken ein, daß dadurch mein Vorhandensein im Rücken des französischen Heeres zu laut kundgegeben würde. Also entschloß ich mich, den beschwerlichen Haufen bis auf weiteres mitzuschleppen.

In Herzberg hatte ich mein Quartier in einem schönen Hause am Markt genommen. Es gehörte einer Witwe, die eine allerliebste Tochter hatte, deren Geburtstag eben gefeiert werden sollte. Die Gäste waren geladen, die Aufnahme bereitet, da überfiel ich sie, recht wie ein ungebetener Gast. Aber ich suchte das Mißgeschick zu mildern. Die Zahl der Einquartierten wurde vermindert, eine freundliche Kosakenabteilung der Hausfrau zur Verfügung gestellt und die Eingeladenen durch Kosaken geleitet. Endlich, was das Beste war: mein Major von Barnekow vergaffte sich in die schöne Tochter und unternahm es, das unterbrochene Geburtstagsfest bestens wieder in Gang zu bringen.

Ich schaute eine Weile seinen poetisch-dramatischen Bemühungen zu und glaubte, er improvisierte eben ein Sonett, als mich die Furia Bellana wieder im Innersten ergriff. Ich mußte aufs Roß und in die Heide hinaus. Der Weg von Dresden auf Luckau und Baruth zog sich wie eine magnetische Linie vor mir, die alle Gedanken an sich riß.

Ich hatte vier Meilen bis zu jener Höhe; sandte hundert Pferde in einen Hinterhalt zwischen Sonnenwalde und Luckau, und ebensoviel zwischen Dobrilugk und Sonnenwalde.

Gefechte mit stärkeren Haufen, überhaupt alles, was Lärm machte, sollten sie vermeiden, aber Kuriere und einzeln ziehende Offiziere aufgreifen. Auf diese Weise wurde ein Kurier von Berthier, dem Fürsten von Neuchâtel, gefangen genommen, aus dessen Depesche ich entnahm, daß Napoleon plötzlich nach Schlesien gegen Blücher aufgebrochen sei und es Oudinot überlassen habe, sich nach eigenem Ermessen zu schlagen.

So war denn der Plan, Napoleon in Kosakenfäuste zu bringen, in ein Nichts zusammengesunken. Ich war darüber sehr bedrückt und bedurfte in meiner Niedergeschlagenheit einer schnellen und erschütternden Zerstreuung. Das Geschick gönnte mir eine solche auf der Stelle. Man kam angesprengt, um mir zu sagen, daß eine Stunde von Sonnenwalde ein Wagenzug sichtbar werde, den eine Infanteriekolonne geleite, an deren Spitze Bärenmützen sich befänden. Ich brach sogleich in der Richtung auf und befahl dem Major Barnekow, in gestrecktem Galopp im Rücken der Kolonne die Straße nach Dresden zu gewinnen, indessen ich mit dem Hauptteil meiner Reiter den Feind anzugreifen und zu überwältigen suchen würde. Das Ergebnis war ein durchaus glückliches. Barnekow überholte die Kolonne und nötigte sie dadurch, in ein Viereck zusammenzutreten. Er hielt sie hierauf durch drohende Bewegungen so lange auf, daß er mir Zeit gab, heranzukommen.

Ich formierte drei Angriffskolonnen, und die braven Kosaken vom Regiment Popoff Nr. 13, denen keine Art von Gefahr fremd war, griffen auf der Stelle mit der größten

Entschlossenheit an. In wenigen Augenblicken war das Gefecht beendet, das Fußvolk zerstreut, niedergeworfen und gefangen; auch nicht eine Seele entkam. Eine Kompagnie der sächsischen Gardegrenadiere von 178 Mann und eine Marschkolonne von 350 Infanteristen, etwa 20 Offiziere und eine Kriegskasse von 700 000 Franken fielen in meine Hände.

Unsererseits hatten wir einige verwundete Kosaken, mehrere angeschossene und tote Pferde, aber auch den Verlust eines ausgezeichneten Offiziers, des Leutnants Persianoff zu betrauern, der von einer Kugel durchbohrt wurde. Das Regiment Rebrejew blieb im Hinterhalt und erlitt nicht den geringsten Verlust.

Jetzt galt's, mit den Gefangenen und der ansehnlichen Beute aus der gefährlichen Stellung, worin ich mich im Rücken des Feindes befand, herauszukommen und die Verbindung mit unserem Heer wieder zu gewinnen. Ich zog mich zuerst nach Sonnenwalde, und da ich unterwegs bemerkte, wie meine Kosaken gierige Blicke auf die Wagen hefteten, mußte ich mir gestehen, daß die geringste Schwierigkeit oder Verlegenheit, irgendein blinder Lärm mich in die größte Gefahr stürzen könnten. Die Kosaken würden sich dann auf die Wagen werfen, um nach ihrer Meinung zu retten, was zu retten sei, worauf eine Handvoll Husaren oder berittener Jäger hinlänglich wäre, um mich aufs Haupt zu schlagen. Um für den Augenblick also den Kosaken genug zu tun, verteilte ich 100 000 Franken an die Leute meiner Abteilung und versprach noch einmal so viel, wenn wir glücklich bei unserm Heere angekommen wären.

In Sonnenwalde glücklich angelangt, untersuchte ich das Felleisen eines französischen Feldpostkuriers, der von

jenen Reitern, die ich auf den Weg von Dobrilugk entsandt hatte, aufgegriffen worden war. Es lagen darin Hunderte von Briefen, wovon ich die unter bekannten Adressen zur gelegentlichen Durchsicht behielt, die andern dem Postmeister in Sonnenwalde zustellen ließ; zugleich auch ein ganzes Paket mit einigen hundert französischen Ordenskreuzen nebst Patenten. Anderes jedoch, was die Feldpost mit sich führte, erklärte ich für gute Kriegsbeute.

Es war dies ein kleines Feld-Silberservice, das dem Marschall Oudinot von Paris zugeschickt wurde, und das mir fortan diente, und ein Kasten mit gutem Bordeauxwein, ebenfalls für Oudinot bestimmt, den ich mit Barnekow und andern Kriegskameraden austeank.

Nachdem ich in Schönwalde einige Stunden geruht, denn ich war vier Tage lang fast unaufhörlich marschiert, rückte ich weiter in der Richtung auf Jüterbogk. Es war eine große Last für mich, die Gefangenen mitzuschleppen, doch jetzt suchte ich einigen Nutzen aus dem Umstand zu ziehen. Da es sehr zu erwarten war, daß in der Nähe der Straße auf Jüterbogk französische Truppen stünden, und in dem Flachlande, das von Schönwalde an beginnt, mein Zug von weither gesehen werden konnte, so verfiel ich auf den Gedanken, die gefangenen sächsischen Grenadiere an der Spitze der Kolonne marschieren zu lassen. Da ihre Bärenmützen im russischen Heere durchaus nicht gebräuchlich waren, so konnten die spähenden Feinde der Meinung sein, es rücke eine Kolonne ihrer Verbündeten heran.

Diesen nach zogen Popoffs Kosaken; die Seitenmänner ließ ich Heubündel an Stricken nachschleifen, wodurch ein so entsetzlicher Staub aufgewirbelt ward, daß es in der Entfernung nicht zu erkennen war, was für Reiterei mar-

schiere. Außerdem ließ ich mit Zwischenräumen vorwärts rücken, so daß die Zahl der Truppen dreifach erschien. Dem ersten Regiment folgten die Wagen mit dem Rest der Gefangenen, und den Schweif machte das Regiment Rebrejew, das mit derselben stäubenden Vorsicht wie Papoffs Kosaken marschierte. Auf diese Weise hatte meine kleine Abteilung das Aussehen einer heranrückenden bedeutenden Macht.

Glücklicherweise begegnete ich keinem Feinde, aber den Obersten Prendl, der sich in Jüterbagk aufhielt, versetzte ich in einen solchen Schrecken, daß er die ganze Linie alarmierte und schon Anstalten traf, Jüterbagk zu verlassen. Da ich aber selbst meine eigene Vorhut und den Kundschafter machte, so hatte ich mittlerweile seine Kosaken erkannt und sandte einige meiner Leute ab, ihn über die anrückende Truppe aufzuklären. Nachdem der Staub sich zerstreut hatte, war er nicht wenig erstaunt, nur zwei Kosakenabteilungen zu sehen, und als er darauf meine Gefangenen und besonders die Wagen erblickte, malte sich in seinem Gesichte Mißgunst und Neid. Da er jedoch ein schlauer Makkabäer war, entwarf er auf der Stelle einen kleinen höllischen Plan, um die Beute mit mir zu teilen. Glücklicherweise bekam ich beizeiten Wind und ergriff danach meine Maßregeln.

Seine Absicht war nämlich, in der Nacht einen blinden Lärm entstehen zu lassen, als rücke der Feind heran; darauf, gleichsam von demselben in die Flucht geschlagen, sich in Unordnung auf mein Biwak zu werfen und mit einigen Auserwählten sich der Kriegskasse zu bemächtigen, worauf denn ein Recht auf Anteil an der Beute als von ihm gerettet erworben worden wäre. Doch ich war durch einen seiner Offiziere, der früher unter mir gedient hatte, gewarnt und hatte meine Anstalten getroffen. Am Abend kam

Prendl in mein Biwak, das eine Werst hinter dem seinigen war, angeblich um sich bei einem Glase Punsch von mir die näheren Umstände meines Fanges erzählen zu lassen, in der Tat aber, um sich genau zu orientieren und sich die Stelle, wo die Wagen standen, zu merken. Er versicherte mit heuchlerischer Teilnahme, ich könne mich jetzt ruhig meiner Bequemlichkeit hingeben, er würde selbst gern alle Wachen und weiteren Vorsichtsmaßregeln übernehmen. Auf meinen Dank beteuerte er, ich und meine Kosaken bedürften nach der ausgestandenen Mühsal der Ruhe und hätten sie wohl verdient: ich sollte mich nur ganz auf ihn verlassen.

Scheinbar gläubig hatte ich ihn angehört; kaum war er aber fort und die Dunkelheit eingebrochen, als ich ganz in der Stille mit meinen Wagen aufbrach und sie eine Viertelstunde weiter rückwärts in Sicherheit brachte. Am alten Lagerplatz ließ ich indessen die Wachtfeuer unterhalten, hielt dort hundert Kosaken kampfbereit und begab mich selber dorthin, um die Entwicklung des Spieles abzuwarten. Nicht lange darauf kam Prendl wie ein wilder Jäger mit einer flüchtigen Schar angesprengt, lärmte und schrie: man solle sich retten, übermächtige Franzosen seien ihm auf den Fersen! — Die verlassenen Wachtfeuer glimmten ruhig fort, meine Kosaken hielten kampfgerüstet und bereit, ihn zu unterstützen; die begierig gesuchten Wagen fehlten. Da sah er ein, daß sein Anschlag durchschaut war und gab das Spiel verloren.

Da ich schon am frühen Morgen des folgenden Tags vom kommandierenden General den Befehl erhielt, meine Beunruhigungen des Feindes fortzusetzen und mich deshalb mit dem General Tschernitscheff des nähern zu besprechen,

sah ich Prendl nicht mehr. Unterdes machten mir meine Wagen Sorgen; mit denselben im Schweif den Kundschafterdienst fortzuführen, war zu mißlich. Ich entschloß mich also nach einiger Ueberlegung, sie unter der Hut des Majors Barnekow nach Potsdam und Berlin zu senden und dort in Sicherheit zu bringen. Ich würde sie gern selbst begleitet haben, aber hierzu war höheren Ortes nicht die Zustimmung zu erhalten. Demnach gab ich Barnekow einige Kasaken zur Bedeckung, empfahl ihm Vorsicht und dem Schutz göttlicher Obhut.

Die Schlacht von Großbeeren wurde geschlagen; Bülow und Tauentzien bedeckten sich mit Ruhm. Wintzingerodes Korps hatte nur geringen Anteil an dem glanzreichen Kampfe, ausgenommen die leichte Kavallerie und die Kosaken, die allerhand zu tun fanden.

Ich für meinen Teil machte an die hundert Gefangene und hieb in der Nacht des 23. August, die Oudinot in Berlin hatte zubringen wollen, mit scharfen Schlagen plündernde Franzosen aus dem Städtchen Luckenwalde zur großen Freude der Einwohner hinaus.

Ich hatte inzwischen den Befehl erhalten, das Regiment Rebrejew dem General Hirschfeld zuzusenden; es blieb mir also nur das eine Regiment Papoff. Die Zeit nach der gewonnenen Schlacht schien mir zu einer kurzen Abwesenheit gelegen; die Zustimmung Wintzingerodes hatte ich, und so übergab ich das Regiment dem tapferen Major Popoff, wies ihn an Tschernitscheff und trabte für meine Person ab nach Berlin. In Beelitz sperste ich bei dem General Tschernitscheff, erreichte um neun Uhr abends Potsdam, ließ hier die Pferde verschnaufen, und eilte noch bei nächtlicher Weile nach Berlin. Hier hatte ich große Mühe,

Barnekow aufzufinden; ich suchte ihn von Gasthof zu Gasthof und traf endlich auf ihn im »Schwarzen Adler« auf dem Dönhofer Platze.

Er schlief noch nicht; mit großen Schritten maß er sein Gasthofszimmer und hatte das Ansehen eines Menschen, dem ein schweres Unglück begegnet ist. Das bestürzte mich, und, die Gedanken ausschließlich auf die Wagen gerichtet, fragte ich: „Sind die Wagen hier?" — „Ja," erwiderte er, „dem Himmel sei Dank, aber die Not ist nicht zu Ende. Ich soll sie morgen zum Kommandanten abfertigen." — „Nun," rief ich aus, „sind sie noch nicht dort, so hat's keine Not; glücklich ist der Besitzende."

Der Gastwirt, ein Franzose namens Mathieu, wurde gerufen. „Wollen Sie tausend Taler gewinnen," redete ich ihn an. — „Mit Freuden." — „Nun wohl, lassen Sie alle Ihre Leute zu Bett gehen; geben Sie mir irgendein kleines Zimmer, einen Verschlag auf dem Boden und bleiben Sie stummer Zeuge dessen, was wir tun werden."

Mathieu erblaßte. „Um des Himmels willen, was wird es sein?"

„Nichts Außerordentliches, mein lieber Herr Mathieu, denn nach vierundzwanzig Stunden können Sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht, aller Welt davon erzählen."

Nachdem er gewonnen worden war, schickte der Wirt nach Mitternacht alle seine Leute zur Ruhe. Hierauf begann ich die Entladung der Wagen und die Verwahrung ihres Inhalts in dem mir angewiesenen Versteck. Meine Kosaken arbeiteten die ganze Nacht, um die 75 Geldtönnchen zum vierten Stock hinaufzutragen.

Ich ließ hierauf, wie zum Hohn, Heu, Stroh, Holz, Ziegel und sonstigen Plunder in die Wagen hineinpacken,

verſchloß ſie und ſtellte Wachen dabei aus, als wenn deren Inhalt mir noch höchſt am Herzen liege. Darauf legte ich mich ruhig ſchlafen, abwartend, welche Stürme der folgende Tag bringen würde.

Ich glaubte nicht unrecht zu handeln und keinen ſchlechten Erwerb auf die Seite zu bringen. Jene Geldtönnchen waren unſer wohlerworbenes Eigentum, im Rücken des feindlichen Heeres ſelbſt aufgeſucht, mit der Schärfe des Schwertes dem Gegner abgerungen, unter tauſend Gefahren in Sicherheit gebracht. — Aber einmal in den Händen fremder Kriegsbehörden, würde es ein verlorenes Zankgut geworden ſein, und dann prozeſſiere einer und laufe mit Dokumenten auf Stempelpapier umher!

Am andern Morgen meldete ſich bei mir Baron Budberg, Adjutant des ruſſiſchen Kommandanten Roſhin, und brachte die gemeſſene Weiſung des Generalgouverneurs Leſtocq, die Wagen mit der genommenen Kriegskaſſe unverzüglich zu verabfolgen. Es gab wieder einen Wechſel von Worten und Redensarten; ich beſtand darauf, daß die genommenen Wagen nur mir und meinen Koſaken gehörten, und daß ich nicht davon laſſen würde.

Der Adjutant ging; es kam der Kommandant ſelbſt mit der Frage, ob ich gutwillig die Wagen ausliefern würde, oder ob man ſie mit Gewalt holen ſolle? — „Nach Belieben," antwortete ich. — Er ging, die Gefahr ſtieg. Jetzt galt es, alle Klugheit, ſeine ganze Kraft zuſammennehmen; Baenekow hatte ſchon den Kopf verloren und ging unruhig umher. — Ich ließ auf der Stelle einen Geldmakler kommen, um im Falle eines Unglücks wenigſtens etwas zu retten: er ſollte innerhalb einer Stunde Gold, ſo viel er konnte, ſchaffen, Dukaten, Friedrichsdor, Napo-

leons, gleichviel. — Es geschah; ehe die Stunde abgelaufen, hatte ich 3000 Dukaten und 5000 Friedrichsdor, und er führte seine Tönnchen mit Silber zur Hintertür hinaus.

Um zehn Uhr erschien ein preußisches Militärkommando, das die Wagen umgab und Wachen vor die Türen des Hauses stellte. Ich kleidete mich hierauf ohne Uebereilung an und fuhr zum Generalgouverneur Lestocq, um mich über die Art, wie man mich behandelte, zu beklagen und Genugtuung deshalb zu verlangen, daß man mein Eigentum mit Beschlag belegt und mich gleichsam in meinem Hotel blockiert habe. Als alter Militär wußte ich zu gut, daß passive Verteidigung zu nichts führt und nur die aktive reiche Früchte trägt.

Der General empfing mich sehr übel. „Wie, mein Herr," fuhr er mich zornig an, „Sie nehmen Kassen und überliefern sie nicht gleich der Regierung? Wissen Sie wohl, daß Kassation darauf steht?"

„Ich kenne nicht Ihre Kriegsgesetze, General, — die unsrigen werden mich schützen, und das ist für mich genug. Auch komme ich nicht, um Gnade, sondern um Genugtuung zu verlangen. Es wundert mich nicht wenig, daß Sie mir vorwerfen, eine Kasse dem Feinde entrissen zu haben, während Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Schweden mich gerade dieser Tat wegen in seinem Tagesbefehl hoch erhebt, und auch Ihr König hat mir vor kurzem seinen Militärverdienstorden verliehen. — Der Schimpf, den Sie mir öffentlich antun, macht mich für den Augenblick dieses Ehrenschmuckes unwürdig." Damit riß ich das Verdienstkreuz vom Halse und legte es mit dem Tagesbefehl des Kronprinzen auf den Tisch.

„Es scheint fast, Ihr Säbel ist Ihnen beschwerlich. — Die Hauptwache ist nicht weit."

„Mein Säbel hat sich den Feinden meines Kaiserlichen Heern gewichtig genug gezeigt; — doch wenn er Ihnen ansteht, da ist er." Und ich schnallte ihn ab.

„So weit sind wir noch nicht. — Gehen Sie nach Hause und bleiben Sie bis auf weiteren Befehl dort."

Ich ging, Kreuz und Papier auf dem Tisch zurücklassend.

Das Blut kochte mir in den Adern über diese Behandlung und zwar in denselben Augenblicken, wo die öffentlichen Blatter mich wegen meiner Patrouillenstreiche hoch erhoben. — Kaum zu Hause angekommen, erschien des Gouverneurs Stabschef, um mir die Schlüssel der Wagen abzufordern und in meiner Gegenwart das Inventar derselben aufzunehmen. Ich antwortete: „Möge man die Schlüssel da suchen, wo ich die Wagen genommen habe Seitdem habe ich ganz andere Dinge zu tun gehabt, als an die Schlüssel zu denken oder an eine Behandlung, wie ich sie hier erfahre."

Erzürnt über diesen fortgesetzten Widerstand, befahl der Gouverneur darauf, daß man die Wachen entfernen und die Wagen mit Gewalt wegnehmen sollte. Ich widersetzte mich nicht, denn eben das wünschte ich; doch der Form wegen reichte ich einen Protest ein, daß ich nur der Gewalt weiche.

Bald darauf ließ mir der General sagen, daß ich mich in seinem Stabsquartier einfinden solle, um bei der Oeffnung und der Aufnahme des Inventars zugegen zu sein. Ich erwiderte, daß mich nichts bewegen könne, einer so willkürlichen und ungerechten Handlung beizuwohnen Ich

schickte sofort einen Eilboten an Wintzingerode und einen Brief an den Fürsten Sergei Wolkonsky, der sein unbeschränktes Vertrauen besaß; meldete, wie man mit mir verführe und bat um Schutz. Den Fürsten Wolkonsky, der mein intimer Freund war, ersuchte ich noch besonders, selbst zu meiner Hilfe nach Berlin zu kommen.

Indes schritt man, da ich mich weigerte, dabei zu sein, in Gegenwart mehrerer dazu befehligter Stabsoffiziere zur Oeffnung der Wagen. Mit Aexten wurden sie aufgeschlagen, der Kriegsgerichtsrat stand mit gespitzter Feder bereit, das Inventar aufzunehmen. Der Deckel des ersten Wagens fliegt in Stücken; alles drängt sich herzu; aber da war nichts — nur Holz, Stroh und Steine. Mit dem zweiten und dritten Wagen ging es genau so, gleiche getäuschte Erwartung. Ein wahrer Theaterstreich! Der Schatz, dessen man sich versichert gehalten, war weg. Mit langen Gesichtern zogen sich die Herren zurück.

Ich verband mich unterdes mit Berliner Juden, preußischen Staatsbürgern, um das französische Silbergeld vollends gegen holländisches oder deutsches Gold und allerhand Staatspapiere, gewiß mit großem Vorteil der schlauen Hebräer, umzusetzen und die Geldmasse transportfähig zu machen. Sie wurde dann an einen sicheren Ort hingebracht; kaum behielt ich ein Fädchen in der Hand, um den Hort wiederzufinden. Als dann alle Spur verschwunden war, nicht einmal ein blaues Zermischslämmchen über dem Golde leuchtete, machte Lestocq Frieden mit mir, da indes auch Wolkonsky mit einem Schreiben Wintzingerodes zu meinen Gunsten angelangt war und lebhaft meine Partei nahm.

Sechs Tage blieb ich in Berlin, und da das Geld nicht

fehlte, gingen mir auch die Vergnügungen nicht ab. Ein großer Teil der Kriegsbeute fiel den leichten Sylphiden zu, und da ich einmal mit den Vermittlern, auch wieder Juden, in Verbindung gekommen und bei ihnen in dem Rufe eines überaus freigebigen Kunden stand, war es mir ganz unerwartet und erstaunlich, welche Angebote sie mir machten und, wenn ich die Geldbedingungen nicht verwarf, mir auch wirklich die liebegirrenden Täubchen zuführten.

Mittlerweile erschallte aus Winzingerodes Hauptquartier ein lautes, verdrießliches Mahnen an eiliges Zurückkommen. Ich ordnete also meine Geldsachen; eine redliche Teilung war schon früher geschehen: die Kosaken und ihre Offiziere hatten das Ihrige vollauf erhalten; Barnekow allein so viel, daß er sich eine ruhige Existenz gründen konnte.

Am nächsten Morgen war ich im Hauptquartier Winzingerodes, der mich dem General Tschernitscheff zuteilte. Mir war es vollkommen recht, unter den Befehl dieses Generals zu treten. Er verlangte zwar viel von seinen Untergebenen, tat aber auch viel für sie, und da er seine Unternehmungen immer scharf und sicher berechnete, so fehlte es bei ihm nie an Gelegenheiten, sich auszuzeichnen.

Mittlerweile rückte der Tag der Schlacht bei Dennewitz (6. September) heran. Ney marschierte auf Jüterbogk, Tauentzien und Bülow warfen sich ihm entgegen; die Schlacht wurde von den Preußen gewonnen. An den Kämpfen dieses Tages nahm nur ein geringer Teil der Truppen Woronzows Anteil, und nur Winzingerodes Kavallerie, vom Baron Magnus von der Pahlen geführt, bedeckte sich mit Ruhm. Tschernitscheff hatte den Auftrag, die Besatzung Wittenbergs von jeder Hilfeleistung abzuhalten und

durch Entsendungen in Neys linke Flanke dem Feinde beschwerlich zu fallen. Dies auszuführen übertrug er mir. Ich kam dort im Augenblicke von Neys ungeordnetem Rückzuge an, verlegte ihm den Weg nach Wittenberg und trug dazu bei, daß die Richtung des Rückzugs auf Torgau genommen werden mußte. Einige hundert Gefangene fielen in meine Hände.

Als Ney mit seinem fast zertrümmerten Heere über die Elbe gegangen war, rückte der Kronprinz mit den Schweden und Russen auf Koswig und Zerbst. Tschernitscheff zog auch hin und ließ mich vor Wittenberg, um die Ankunft der Preußen Bülows und Tauentziens abzuwarten, denen die Einschließung und Belagerung von Wittenberg und Torgau übertragen worden war. Ich erhielt von Winzingerode den Befehl, mich zu ihm nach Zerbst zu verfügen, wo ein großer Teil der Nordarmee sich in den schönen Ebenen sammelte, um über die Elbe zu setzen, oder, wenn Napoleon in seinen Vorsätzen gegen Berlin beharrte, die Verteidigung der Hauptstadt durch eine Schlacht zu übernehmen. In Zerbst angekommen, wurde ich von Winzingerode freundlichst aufgenommen, und er zeigte mir seinen Bericht an den Kaiser, worin mein Name unter denen erschien, die warm und ehrenvoll der Allerhöchsten Gnade empfohlen waren.

Ich erhielt darauf den Befehl, Tschernitscheffs Flanke zu decken, die Bewegungen, die von Magdeburg aus gegen ihn geschehen konnten, zu beobachten, bis Holberstadt und Braunschweig vorzudringen und dann auf Bernburg abzuziehen, um ihm den Rückzug zu sichern, wenn er ihn noch dieser Seite hin antreten sollte. Zur Ausführung dieses Auftrags setzte ich bei Rosenburg über die Saale und

rückte auf Barby, von wo ich eine Schwadron reitender Jäger vertrieb. Unweit davon, in Großsalza, stellte sie sich, mit andern vereinigt, wieder auf. Ich vertrieb sie abermals und machte dabei einige Gefangene. Darauf sandte ich, bis Schönebeck vorgehend, starke Trupps über Frose bis Fermersleben, und über Ottersleben bis Olvenstädt, so daß ich die ganze Umgegend von Magdeburg alarmierte. Sodann zog ich mich auf Kalbe zurück, ließ hier die Pferde verschnaufen und ging noch an demselben Abend über Staßfurt auf Aschersleben, wo ich die Nacht zubrachte. Solchen Streifritt kann man nur mit Kosakenpferden ausführen; jede andere Reiterei würde buglahm werden.

Am anderen Morgen erschien ich zur großen Verwunderung der Einwohner vor Halberstadt, nahm hier die westfälischen Archive und Kassen in Beschlag und sandte eine starke Truppe auf Wolfenbüttel. Ich erfuhr, daß Tschernitscheff ohne Hindeenis Kassel erreicht habe. Meinerseits berief ich jetzt die Notabeln von Halberstadt, Quedlinburg und Wolfenbüttel, um mit ihnen die Maßnahmen zur Verteilung und Erhebung einer angemessenen Lieferung zu besprechen. Sie kamen alle bis auf einen ehemalig preußisch und jetzigen westfälischen Kammerherrn, den ich darauf von Kosaken holen ließ. Dieser Ernst beförderte die Beratungen, die ganz nach meinem Wunsch ausfielen. Nachdem ich auf diese Weise Branntwein, Hafer, Ochsen und Pferde zusammengebracht hatte, kehrte ich wieder nach Bernburg zurück, wo ich für jetzt meinen Hauptstandpunkt nahm.

Viertes Kapitel.

Schlacht bei Leipzig. — Marsch über Eisleben nach Heiligenstadt. — Verwendung bei der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden. — Gefechte vor Hamburg. — Abmarsch nach Rendsburg und Einschließung des Orts bis zum Waffenstillstand mit den Dänen.

Unterdessen waren die großen strategischen Bewegungen, die Einleitung zu den Schlachten bei Leipzig, vor sich gegangen: Blücher war bei Wartenburg über die Elbe gezogen, der Kronprinz bei Roßlau und Aken, und beide hatten sich eben gegen Leipzig in Bewegung gesetzt, als Napoleons Annäherung von Dresden ihre Heere zu eiligem Zurückweichen hinter die Saale trieb. Blücher überschritt sie bei Halle, der Kronprinz bei Rothenburg, Alsleben und Bernburg; an letzterem Orte ging der Feldmarschall Stedingk mit den Schweden über.

Der Kronprinz hatte sich am 13. Oktober, auf die Nachricht von einem Gegenstoß Napoleons bei Wittenberg und dessen Absicht hin, mit seiner Hauptmacht dort überzugehen, um seinen alten Groll an den Berlinern auszulassen und zugleich eine andere Verbindungslinie über Magdeburg zu nehmen, verleiten lassen, von jenseits der Saale nach Köthen umzukehren, um bei Aken zurück über die Elbe zu gehen und Berlin wenn möglich zu decken. Aber die Brücke über die Elbe bei Aken war auf einen blinden Lärm hin von Hirschfeld zerstört worden, und zum Heil der allgemeinen Sache mußte der Kronprinz diesseits bleiben, um ein paar Tage darauf, am 18. Oktober, mit an der großen Schlacht von Leipzig teilzunehmen. Während jener drei wichtigen Tage des 16., 18. und 19. Oktobers, wo über das Schicksal

von Europa entschieden wurde, behauptete ich mich gegen den Magdeburger Feind in meiner Stellung in Bernburg, was mir noch am 15. der Kronprinz in einem Tagesbefehl aufs dringendste empfohlen hatte, damit er für seinen Rücken gesichert sei. Ich konnte daher auch nicht an jenen glorreichen Kämpfen teilnehmen, enthalte mich also, da ich kein Augenzeuge war, und jene Ereignisse überdies bekannt genug sind, irgend ein Wort darüber zu verlieren.

Als die Kunde von den Ergebnissen der Schlacht zu uns gelangt war, glaubte ich in der Fürstlich-Anhaltischen Hauptstadt einen Freudensprung veranstalten, das heißt einen Ball geben zu müssen. Ich ließ mir die Sache zweihundert Friedrichsdor kosten. Die vornehmsten Einwohner der Stadt und Umgegend wurden eingeladen. Die meisten blieben nicht aus, denn die Freude und Teilnahme am Siege der Verbündeten waren zu groß. Es fand sich, daß Edelfrauen, aus Gegenden, die von den Franzosen besetzt waren, den Mut gehabt hatten, zwei Waffenlinien zu überschreiten, um Quadrillen und Kotillons zu tanzen, wie sie damals üblich waren. Da die Ballmusik in der Kriegszeit nicht gut genug in Bernburg zusammenzusetzen war und ich vernommen hatte, daß zwei Klarinetten und ein Waldhorn auf einem Dorfe innerhalb der französischen Linien zu haben wären, ließ ich 200 Kosaken nach ihnen abgehen. Diese musikalische Fouragierung führte von Klitzing vortrefflich aus, und zum großen Glück kam auf beiden Seiten niemand dabei zu Schaden.

Mein Fest, vielleicht das erste, das zu Ehren des 18. Oktobers gefeiert wurde, geriet und wurde gepriesen. Die Frauen, die zum Schauen und Beschautwerden kamen, hatten erstens das helleuchtendste Licht und brachten

zum andern glänzende Ballkostüme; sie fanden endlich eine reiche Bewirtung und junge schlanke Tänzer in mannigfachen Uniformen, von denen manche durch kaum vernarbte Hiebwunden im Gesicht oder durch schwarze Armbinden, in denen eine tapfere Hand lag, die Teilnahme an ihnen erhöhten. Während ein Teil der Offiziere tanzte, patrouillierte ein anderer, denn ein Angriff von seiten der Franzosen lag nicht im Reiche der Unmöglichkeit. Indessen lief alles friedlich ab. Eine freudige Ueberraschung bereitete mir aber meine mir gewogene Umgebung. Schon am 4. Oktober, noch vor den Schlachttagen, hatte mich der Kronprinz zum Ritter des Schwertordens ernannt und ein Schreiben darüber an mich erlassen, das zuerst von der Feldpost nicht ohne Verzug herangebracht und später von meinen schwedischen Kameraden absichtlich zurückgehalten wurde, um es mir mit dem Ordenszeichen auf meinem Feste feierlich zu überreichen. So wurde ich denn unter vielem Hoch! und abermals Hoch! als neuer Schwertritter begrüßt.

Einige Tage darauf erhielt ich den Befehl, Bernburg, das von keiner Wichtigkeit mehr war, zu verlassen und mich auf Eisleben zu richten, wo mir fernere Befehle zukommen würden. Daselbst erhielt ich vom General Adlercreutz, Chef des Generalstabs der Nordarmee, folgende schriftliche Weisung: „Da Sie mit Ihren Kosaken unter die Befehle des Marschalls Grafen Stedingk gestellt sind, so trägt Ihnen S. K. H. der Kronprinz auf, mit Ihrer Truppe eine Expedition auf Göttingen, Hildesheim und Braunschweig zu unternehmen. Sie werden an jedem dieser Orte für Rechnung der schwedischen Armee folgende Requisitionen ausschreiben: 40 000 Portionen an Fleisch, Brot und Branntwein; 12 000 Paar Schuhe, Strümpfe und Hem-

den und 20 000 Ellen blauen und grauen Tuchs mit dem dazu gehörigen Unterfutter.

Sie werden das Gerücht verbreiten, daß S. K. H. sich mit der schwedischen Armee auf Wesel begibt und in Göttingen nur durchrückt.

Der Kronprinz wünscht zugleich, daß Sie alle Verbindungen zwischen Hamburg und den hannoveranischen Landen hindern und sich zuverlässige Nachrichten über den Marschall Fürst von Eggmühl (Marschall Davout) verschaffen. Es hat S. K. H. zugleich seinem Adjutanten und Gardekapitän Baron von Adlerkreutz und dem Kapitän Pereira aufgetragen, Ihren Bewegungen zu folgen, um Nachrichten, wie Sie sich nach den Ihnen erteilten Instruktionen verschaffen werden können, ins Hauptquartier gelangen zu lassen, unabhängig von den Berichten, die Sie uns zusenden werden.

Hauptquartier zu Heiligenstadt, 30. Oktober 1813.

Adlerkreutz."

Ich las die Schrift durch, ohne eben Vergnügen über den Auftrag zu empfinden, und meine Miene mochte einen passiven, soldatischen Gehorsam ausdrücken, als Adlerkreutz mich aufforderte, ihm zum Kronprinzen zu folgen. Er meldete mich an, und ich trat sogleich ins Kabinett. Bernadotte saß in einem blauen, sehr einfachen Ueberrock dicht an einem Tische, der mit Landkarten bedeckt war. Als er meiner ansichtig wurde, sagte er: „Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, mon ami, entendez-vous, mon ami, adieu mon ami*." Ich war zum voraus unterrichtet, daß der Kronprinz jeden Satz mit den Worten „adieu, mon ami"

* Zu deutsch: „verstehen Sie mein Freund, leben Sie wohl, mein Freund"

ſchließe, und ſo behielt ich dieſelbe Haltung bei und harrte der weiteren Rede.

Er fuhr auch ſogleich wieder fort: „Sie haben den Befehl erhalten, den ich Ihnen durch den General Adlerkreutz erteilen ließ, eh bien, entendez-vous, mon ami, adieu mon ami. Ich beauftrage Sie mit einer Vertrauensſache, meine Armee benötigt neuer Kleidung, ſetzen Sie Ihre ganze Kraft ein und beeilen Sie ſich; aber was ich vergeſſen habe, Ihnen in Ihrem Befehl zu ſagen, nämlich, daß ich an die tauſend Pferde benötige. Sie werden ſchöne Gegenden beſetzt halten, ich kenne ſie von früher her, ſchonen Sie die Einwohner ſo viel wie möglich, aber fordern Sie ernſtlich und energiſch, damit alles, was ich Ihnen zu requirieren befohlen habe, ohne Verzug geliefert werde.

Wenn Ihre Koſaken Pferde und Tuche nötig haben, können Sie das auch eintreiben. Der militäriſche Zweck Ihrer Expedition iſt, den Marſchall Davout über die Richtung, die ich nehmen werde, zu täuſchen. Machen Sie ihn glauben, daß ich mich auf Weſel und auf Bremen wende, vielleicht entſcheidet er ſich dann, um ſeine Verbindung mit Holland nicht zu verlieren, mir Hamburg zu überlaſſen, was mich ſehr freuen würde, entendez-vous, mon ami, adieu, mon ami.“

Ich rührte mich nicht von der Stelle und er fuhr fort: „Schicken Sie Ihre Kundſchafter ſo weit wie möglich nach vorn und machen Sie Davout durch alle Mittel der Kriegskunſt glauben, daß ich nicht nach Hamburg marſchiere.“ Hierauf zeigte er mit den Fingern, die er in ein Dreieck gebogen hielt, die Stellen auf der Karte, welche ich zu beſetzen und auf die ich meine ganze Aufmerkſamkeit zu richten hätte. Ehe er mich entließ, empfahl er mir noch ſeinen

Adjutanten Adlerkreutz, den Sohn des Generals, und bat mich, ihn mit dem Vorpostendienst genauer vertraut zu machen. Er setzte hinzu, daß die Art, wie ich mich als Führer von Streifkorps und auf Vorposten benommen, ihm in dieser Hinsicht die allerbeste Meinung von mir gegeben hätte, und versprach zuletzt, mich der Gnade Seiner Majestät zu empfehlen und die Beförderung zum General für mich zu erbitten. Damit erlaubte er mir, mich zurückzuziehen.

Mit meinen Begleitern Adlerkreutz und Pereira erreichte ich ohne Hindernis Göttingen und dann Hildesheim. Hier ging ich alsbald an die Maßnahmen, um die mir übertragene Requisition ins Werk zu setzen. Es ist das eine häßliche Aufgabe, die ich mit großer Unlust betrieb. Nach den einleitenden Schritten versammelte ich die angesehensten Männer der Landschaft und übertrug ihnen die Verteilung der Erhebungen, damit diese, nach den Oertlichkeiten, weniger drückend ausfielen. Ich war genötigt, mit eiserner Faust einzugreifen, und so steckte ich diese wenigstens in einen sammetnen Handschuh. Die Einlieferungen fanden nach und nach statt, und in der Zwischenzeit ließ ich starke Trupps in der Richtung auf Hamburg und Bremen streifen.

Von Braunschweig brach ich sogleich mit dem Baron von der Pahlen auf, der Anführer unserer gesamten Reiterei war und derselben nach Gifhorn nacheilte. Meine Kosaken, die schon am Abend vorher ausgerückt waren, traf ich in Uelzen. Zur besseren Einsicht in die nun folgenden Kriegshandlungen auf dem neuen Kriegsschauplatz stelle ich folgende Notizen voran.

Die Nordarmee wurde nach der Schlacht von Leipzig dazu bestimmt, die nordwärts gelegenen deutschen Länder

vom Feinde zu säubern. Schon hatte Tettenborn Bremen erobert und damit dem Korps Davout seine letzte Verbindung mit Frankreich abgeschnitten; andererseits besetzte Woronzow Kassel. Nachdem der Kronprinz von Schweden die Korps von Bülow und Winzingerode in die Niederlande entsandt hatte, rückte er hierauf mit dem schwedischen Heere und den Korps von Stroganoff und Woronzow in langsamem Zuge gegen die Nordelbe. Sein Augenmerk hierbei war die Besetzung Holsteins und die Bedrängung Dänemarks, um seiner besonderen Interessen wegen die weiteren Absichten auf den Besitz Norwegens in Ausführung zu bringen. Am 16. November verließ das schwedische Hauptquartier Harburg und ging am 20. bei Boitzenburg über die Elbe.

Nachdem ich Winsen erreicht hatte, überzeugte ich mich, daß ich mich nur durch eine Kriegslist dort halten könnte. Der Feind konnte von der dem Zollenspieker gegenüber diesseits der Elbe gelegenen Hoperschanze aus so viel Kraefte anrücken lassen, als ihm nötig scheinen mochte, und sich dabei eines Geschützes von größerem Kaliber bedienen, während ich, von jeder Unterstützung durch Graf Woronzow auf zwanzig Werst entfernt, im Fall eines Rückzugs leicht abgeschnitten werden konnte. Es galt also, ihn beim ersten Angriff tüchtig zu empfangen und damit die Lust zu weiteren Versuchen zu benehmen. Ich entschloß mich demnach, den Ort im Orte selbst zu verteidigen, die Zugänge dem Feind zu überlassen und die Offensive nur bei Gelegenheit zu ergreifen.

Gegen die Hoperschanze stellte ich Kosakenposten mit dem Befehl auf, sich bei Annäherung des Feindes scharmützierend zurückzuziehen und überall darauf achtzugeben,

daß niemand von den Bewohneen die Vorpoſtenkette überſchreite und etwa dem Feinde kund gebe, daß ich auch Infanterie und Geſchütz bei mir habe. Die Infanterie hatte ich, nach abgelegten Torniſtern, in die Häuſer verſteckt, die ſich längs des Dammes hinzogen, auf welchem der Feind anrücken mußte, und ein Geſchütz mit Kartätſchenladung ließ ich unter dem Stadttor verbergen. Dieſes wurde mit Stroh überdeckt und hatte das Anſehen einer Biwakhütte. Zwei Grenadierkompagnien mit dem zweiten Geſchütz ſtanden nebſt den Dragonern als Deckung auf dem Marktplatz und in den anliegenden Straßen. Allen Infanteriſten und Artilleriſten war auf das ſtrengſte verboten, ſich zu zeigen, oder einen Schuß zu tun, bevor das Geſchütz gefeuert hatte; und dies ſollte nur auf meinen beſonderen Befehl geſchehen Meine Koſaken mußten endlich auf einem Umweg über die Lühe ſetzen, um nach den erſten Schüſſen dem Feind in den Rücken zu fallen.

Solche Vorbereitungen waren getroffen, und ich ruhte eben müde und vom Fieber angegriffen auf meinem Lager aus, als mein Bruder Georg, der ſeit Beenburg meiner Abteilung zukommandiert war, von einem Lug-ins-Land auf dem Dache des Hauſes eilig herabgeſprungen kam, um mir anzuzeigen, daß eine ſtarke feindliche Kolonne in der Richtung des Dammes ſichtbar werde.

Sofort Müdigkeit und Fieber vergeſſend, warf ich mich aufs Pferd und mit einigen Koſaken hinaus, dem Feinde entgegen. Die franzöſiſchen Schützen ſchlugen ſich ſchon mit meinen Vorpoſten herum und rückten voll Sicherheit auf Winſen zu. Da weder Infanterie noch Geſchütz zu ſehen war, glaubte der Feind es nur mit flüchtigen Koſaken zu tun zu haben und zog in geſchloſſener Kolonne

mit lautem Trommelschlag zuversichtlich vorwärts. Auf dem Damme befanden sich zuletzt nur ich, mein Bruder und mein Adjutant Sanin. Der Feind sandte uns Schuß auf Schuß. Da wandten wir die Pferde, und ich sprengte auf das Tor zu und befahl dem Artillerieleutnant Ratmanow, sich jetzt seines Geschützes zu bedienen. Es war wahl gerichtet, die Kartätschen taten ihre Wirkung, und nach dem Losgehen des Geschützes begann alsbald auch das Gewehrfeuer aus den Häusern längs des Dammes. Da hätte man die Unordnung und Bestürzung des Feindes sehen sollen!

Jetzt ging ich ohne Verzug zum Angriff über und ließ den Oberstleutnant Filatjew, einen sehr braven Offizier, mit der Reserve vorwärts dringen und den Feind mit dem Bajanett angreifen, während die in den Häusern befindlichen Grenadiere gleichfalls hervorstürzten und sich dem Feinde in die Seite warfen. Die Abteilung Kosaken, die ich früher über die Lühe entsandt, war über den Fluß geschwammen und bedrängte die Flüchtigen, indes das Geschütz jeden Versuch, sich wieder in Masse zu vereinigen, brach und vereitelte. Der Feind suchte bald seine Rettung in dem durchschnittenen Terrain hinter Hecken und Gräben, wohin die Dragoner ihm nicht folgen konnten, aber auch hier fanden ihn die Grenadiere, und was nicht den Waffen erlag, wurde gefangen. Unser Verlust war der Zahl nach unbedeutend, aber ich verlor meinen Adjutanten Sonin, einen ausgezeichneten Offizier, den ich mit meinem Bruder zu den Kosaken geschickt hatte, um sie anzufeuern und ihnen zu sagen, daß Kugeln nur den Geschlagenen tödlich wären, für die Sieger aber nur zischten; trotzdem wurde er, obgleich Sieger, von einer Gewehrkugel niedergestreckt. Außerdem erhielt mein liebstes Streitroß, ein Apfelschim-

mel, einen Streifschuß über die Nase, der eine ganz eigene Wirkung hatte. Die Wunde heilte zwar bald, aber das Pferd, das bis dahin ein tapferes und unerschrockenes gewesen war, war von nun an feuerscheu und feige.

Woronzow, der das Geschützfeuer vernommen hatte, sandte seinen Adjutanten, um Nachricht von der Lage der Dinge zu erhalten. Derselbe kam in dem Augenblicke an, als ich meine Gefangenen, ein paar hundert, überzählen ließ, und konnte dem Grafen eine Siegeskunde zurückbringen. Woronzow schickte mir auf der Stelle einige silberne Kleinkreuze des Georgsorden für die Krieger zu, die sich besonders ausgezeichnet hatten, und empfahl mich der kaiserlichen Gnade, worauf ich den Sankt Annenorden zweiter Klasse mit Brillanten erhielt, und mein Bruder als Rittmeister zum Gardehusarenregiment befördert wurde. Auch meine Offiziere erhielten entsprechende Belohnungen, und der Kronprinz von Schweden gedachte des Gefechts in seinen Armeeberichten als eines sehr rühmlichen.

Inzwischen war ich auf Nahlstedt gerückt. Da wir dem Feinde ganz nahe standen, so daß die Vorposten das Weiße in seinen Augen sehen konnten, war an eigentliche Rast nicht zu denken. Die Pferde blieben gesattelt, die Offiziere bei ihren Mannschaften, und ein fertig gezäumtes Pferd stand für mich vor der Tür. Obgleich ich wußte, daß die Franzosen nicht leicht an nächtliche Angriffe denken und darin insofern recht haben, weil viel dabei vom bloßen Zufall abhängt, so unterließ ich doch keine Vorsichtsmaßregel gegen eine mögliche Ueberraschung.

Mit Einbruch der völligen Nacht warf ich mich unausgekleidet auf ein Lager, das am Eingange des Pfarrhauses bereitet war, und hatte kaum ein paar Stunden

geruht, als um drei Uhr morgens ein Kosak mich weckte, der ansagte, daß der Feind meine Abteilungen angegriffen habe. Ich sprang auf und ließ die Offiziere wecken, übrigens noch immer in dem Glauben, daß kein eigentlicher Angriff stattfände, sondern daß bloß Patrouillen in der finstern Nacht aufeinandergestoßen seien. Mein Bruder goß mir ein Glas Rum ein, und der Diener brachte eine angezündete Pfeife; in demselben Augenblicke aber sprengte ein zweiter Kosak vor, stieg nicht mehr vom Pferde, sondern stieß mit seiner Lanze eine Fensterscheibe ein und schrie uns zu, daß der Feind im Dorfe sei und der Offizier, der die Hauptabteilung befehligte, getötet worden sei.

Ich hatte nur noch Zeit, aus dem Hause herauszustürzen, ohne selbst meinen Säbel umschnallen zu können, und in dem Augenblick, da ich mich in den Sattel schwang, war schon ein feindlicher Offizier mit einigen Reitern vor das Haus gesprengt und führte einen Säbelhieb nach mir. Zum guten Glück stieß in demselben Augenblick der Unteroffizier Schelatinzoff, der als Ordonnanz bei mir war, mit der Lanze nach dem Offizier, traf ihn unter dem Kinn und warf ihn aus dem Sattel.

Inzwischen saß ich zu Pferde, einige Kosaken hatten sich um mich gesammelt, und es gelang uns, den ersten feindlichen Haufen wieder aus dem Dorfe zu werfen, wodurch meiner Truppe Zeit gegeben wurde, in Reih und Glied zu kommen.

Kaum war ich zum Dorfe hinausgesprengt, als ich in der Dunkelheit von ganz nahen Schüssen empfangen wurde. Ich sah in dem Aufblitzen des Gewehrfeuers, daß beträchtliche Massen mich umgaben, und schloß aus den roten Uniformen, daß Dänen darunter waren. Ich sandte

meinen Bruder an die Truppe mit dem Befehl zurück, sich auf die Landstraße nach Sieck zurückzuziehen, auf welcher wir gestern angekommen waren, und kaum hatte ich die Worte gesprochen, als die roten Jacken mich mit Ungestüm angriffen, ohne Mühe warfen und mit verhängten Zügeln auf dem Wege nach Sieck verfolgten, was ungefähr zwei Meilen waren.

Es war ein wahres Kirchturmjagen. Ich erhielt ein paar Säbelhiebe, die zum Glück nicht bis in den Leib drangen, sondern nur einen türkischen Schal durchschnitten, den ich zum Schutz gegen die Kälte um den Hals gewickelt trug. Die Dänen hatten gute Pferde und ritten, als wären alle Teufel los. Der Weg war schlüpfrig und schlecht; was fiel, wurde getötet oder gefangen. Drei meiner Offiziere wurden niedergehauen. Das Treibjagen wollte kein Ende nehmen; wir sind mir zwei Meilen so lang vorgekommen.

Etwa eine halbe Meile vor Sieck stieß ich auf eine Abteilung Isjumscher Husaren, die mit in den Wirbel verwickelt und fortgerissen wurden. Immer vorwärtssprengend, vernahm ich von ihnen, daß der General Baron von der Pahlen mit zwei Kavallerieregimentern in Sieck liege. Die Nachricht ließ mich aufatmen, und ich freute mich zum voraus, daß wir nunmehr auf der Stelle zur Wiedervergeltung übergehen könnten. In der Tat hatte bereits mein tapferer Freund, den ich mir von jeher wie den verwegenen und allzeit schlagfertigen Reitergeneral Johann von Werth vorgestellt hatte, als er die ersten noch fernen Pistolenschüsse vernommen hatte, das Isjumsche Husarenregiment unter dem Obersten d'Olonne aufsitzen lassen. Er selbst folgte in solcher Eile, daß er nur in Unterhosen, trotz der

Dezembernacht, zu Pferde saß und das Dragonerregiment von Riga zur Unterstützung heranbrachte.

Es tagte schon, und die Dänen, die nunmehr frische Truppen vor sich sahen, stutzten und begannen sich zusammenzuziehen, allein Pahlen ließ sie sofort durch den tapferen Obersten Grafen Thiemann angreifen. Sie wurden geworfen, und ihr Oberst Baudissin wurde von Thiemann mit eigener Hand heruntergehauen. Jetzt ging die Flucht auf sie über: Sie wurden von den Isiumschen Husaren und auch von meinen wutentbrannten Kosaken auf das heftigste verfolgt. Das Blutbad fiel schlimm genug für sie aus, denn an Pardongeben wurde nicht leicht gedacht.

Ich hatte mir bei dieser Geschichte nichts vorzuwerfen und das meinige getan, doch meine Neider, worunter auch manche gute Freunde, frohlockten über den Unfall, der den »Unverwundbaren«, wie sie mich nannten, betroffen, und rieben sich die Hände, daß der vielgepriesene »Vorpostenheld« sich am Ende auch habe überfallen lassen. Aber dem war nicht so. Graf Woronzow hatte mir befohlen, dem Feind dicht auf den Leib zu rücken, so daß ich, wie er sich ausdrückte, „ihm das Weiße im Auge sähe"; in dieser ausgesetzten Stellung in der Nacht plötzlich von einer bedeutenden Macht (denn außer den Dänen war auch französische Kavallerie dabei) angegriffen, mußte ich natürlich zurück.

Vom Ueberfallenwerden konnte in solcher Nähe keine Rede sein; nur wer entfernt vom Feinde in voller Sicherheit sich überraschen läßt, der wird überfallen, nicht wer, dem Feinde dicht gegenüberstehend, von ihm angegriffen, der Uebermacht weicht. — Doch wer einmal im Nachteil ist,

und wäre er noch so schuldlos, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Das Kriegshandwerk ruhte, als am 15. Dezember der Waffenstillstand mit den Dänen abgeschlossen wurde. Mir war dies recht, denn Mannschaften wie Pferde bedurften der Ruhe. Mein Quartier hatte ich bei dem Pfarrer in Hohn genommen. Dem würdigen, schon alten Manne waren noch nie Kosaken zu Gesicht gekommen, und er äußerte eine ungemeine Furcht vor ihnen, so daß ich ihn nur mit Mühe beruhigte. Er war Witwer, und zwei erwachsene hübsche Töchter führten ihm die Wirtschaft. Die jüngere, als die weniger beschäftigte, hatte ich gebeten, mir meinen im nächtlichen Gefecht bei Sieck zerhauenen türkischen Schal wieder auszubessern, was sie mit großer Geschicklichkeit tat. Ich schenkte ihr einen doppelten Louisdor und ersuchte sie, mir zum Andenken sich irgend eine Kleinigkeit bei Gelegenheit dafür zu kaufen.

Es fand sich nun, daß sie eine Goldmünze gar nicht kannte, denn im Lande war bares Geld ganz verschwunden; es gab nur schmutziges Papier- und abgegriffenes Kupfergeld als Scheidemünze, die man Knöpfe nannte, weil sie wirklich solches Aussehen hatten. Ich erklärte ihr nun, daß das kleine runde Ding, das sie im Händchen hielt, eine Goldmünze sei, wofür sie ein ganzes Bündel schmierigen Papiergeldes und unzählbare Knöpfe erhalten könne, um auf dem Markt von Rendsburg alles mögliche zu kaufen, zum Beispiel ein hübsches Kleid.

Sie fiel mir in ihrer Unschuld voll Freude um den Hals, küßte mich aus vollem Herzen und wußte nicht, wie sie mir ihre Dankbarkeit zu erkennen geben sollte. Scherzend sagte ich zu ihr, der Brauch wolle, daß sie mir den

Dank auf meinem Zimmer abtrage. In ihrer Unschuld nichts Arges ahnend, versprach sie es, sobald sie ihre Wirtschaftsgeschäfte besorgt und alles zu Bett gebracht haben würde. Ich war bei mir im Zweifel, ob es Unschuld oder abgefeimte Kunst sei. Sie kam wirklich. Nur zu bald überzeugte ich mich von ihrer reinsten Unschuld; ohne daher meine Vorteile bis zum letzten zu verfolgen, begnügte ich mich mit den mir bewilligten unschuldigen Freiheiten und fragte sie: „Wie es möglich wäre, daß ein junges, hübsches Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren wie sie, so unerfahren in der Liebe und ihren Freuden sein könne?"

„Wer soll uns denn diese Freuden lehren," antwortete sie; „wir sehen nur die Bauern der Umgegend, Nachbarn haben wir nicht und kommen nur selten in die Stadt. Daher bleibt uns vieles ebenso unbekannt, wie der Wert des Geldstückes, das Sie mir gegeben. Vor Ihnen hat mir niemand gesagt, daß ich hübsch sei; ich habe es Ihnen geglaubt, es hat mir Freude gemacht — ist denn das so schlimm!"

Ich küßte das arme, arglose Kind zärtlich zum Abschied und versprach mir, künftig an der Unschuld der Landmädchen nicht mehr zu zweifeln.

F. J. L. Rilliet-de-Conſtant

Tagebuch eines Küraſſierleutnants während des Feldzuges 1813

Erſtes Kapitel.

Abmarſch von Metz nach Dresden — Schlacht bei Bautzen. — Der Marſchall Ney — Waffenſtillſtand — Feier des Geburtstages des Kaiſers. — Schlacht an der Katzbach. — Schlacht bei Dresden — Tod Moreaus

Wir brachen am 6. April von Metz auf, um uns der Großen Armee anzuſchließen. Im Mai kamen wir in Jena an und ſetzten dann unſeren Marſch auf Dresden fort. Unterwegs bemerkte ich nichts Intereſſantes. Auf der ganzen Straße konnte man die Spuren des Krieges erkennen. Das Land iſt jetzt an den Rand des Verderbens gebracht und verwüſtet; ein lauter Fluch gegen die Ruſſen, und ich glaube auch eine leiſe Anklage gegen die Franzoſen, die ſo teuren Verbündeten! Alle Orte, die wir durchzogen, boten einen traurigen Anblick dar, denn die Ruſſen ſind auf ihren Rückzügen unbarmherzig.

Wir erhielten trotz der Erſchöpfung des Landes überall eine freundliche und zuvorkommende Aufnahme. Wir zogen in Dresden in dem Augenblick ein, wo der Kaiſer aus der Stadt abreiſte, um ſich nach Bautzen zu begeben. Dresden war gerade in großer Bewegung. Der König von Sachſen, der ſich nach Böhmen geflüchtet hatte, während die Ruſſen Sachſen beſetzt hielten, war in ſeine Hauptſtadt zurückgekehrt. Die Sachſen, die ihrem Könige treu ergeben ſind, ſtrömten in Menge herbei. Dresden war auch der Hauptſammelplatz der franzöſiſchen Armee, und eine große Menge Truppen

durchzog Tag für Tag die Stadt, um zur Großen Armee zu gelangen. Das lebhafte Aussehen der Stadt stand in grellem Gegensatz zu der trostlosen Lage der umliegenden Landschaft. Dort waren alle Vorräte aufgebraucht. In ganzen Dörfern konnte man nicht ein einziges Stück Brot mehr auftreiben.

Als wir Dresden verließen, zogen wir durch die Neustadt, die sehr schön ist. Das Geschütz dröhnte in der Richtung von Bautzen. Die Russen hatten behauptet, daß die Stellungen, die sie in der Nähe dieser Stadt besetzt hielten, das Grab für die Franzosen werden würden. Sie hatten seit drei Monaten nichts außer acht gelassen, um sie zu befestigen; alles schien sie des Erfolges zu versichern; aber Napoleon stand ihnen mit einer sieggewohnten Armee gegenüber, und diesmal noch gesellten Genie und Mut das Glück an ihre Fahnen.

Wir zogen schnell vorwärts, als uns die Nachricht zukam, daß Bautzen genommen sei. Diese Schlacht dauerte zwei Tage; sie begann am 20. und endigte am 21. mit dem Rückzuge der Verbündeten. Das Ergebnis war unbedeutend; viel Tote und Verwundete, einige Gefangene, drei oder vier Kanonen, das waren die Siegeszeichen dieser Tage, wo man auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit kämpfte. Die Pläne des Kaisers waren bewundernswert, aber seine Befehle wurden schlecht ausgeführt. Der Marschall Ney, der bestimmt war, eine entscheidende Rolle an diesem Tage zu spielen, war nicht auf der Höhe dessen, was man von ihm erwartete.

Ich kannte viele Einzelheiten dieses Tages, ohne von denen zu sprechen, die ich am selben oder am folgenden Tage sammelte. Derartige Auskünfte, die einem einfachen,

jungen Offizier einige Meilen vom Schlachtfelde gegeben werden, sind immer verwirrt und unvollständig, wenn nicht sogar sich widersprechend; durch Zufall begegnete ich jedoch einige Jahre später dem General Jomini, der damals Generalstabschef des Fürsten von der Moskwa (Ney) war. Er erzählte uns in vertraulichem Kreise Tatsachen, von denen die Geschichtsforscher keine Kenntnis gehabt haben.

Der Kaiser, der die Stellung der Russen und Preußen sehr gut kannte, wußte, daß diese furchtbare Verschanzungen in ausgezeichneten Stellungen zwischen Bautzen und Wurschen errichtet hatten: auf dem gebrochenen Terrain, das sich der Spree entlang und senkrecht zu diesem Fluß erstreckt bis in die Nähe von Hochkirch. Der Kaiser hatte Ney den schönsten Auftrag gegeben, den je ein Marschall des Kaiserreichs erhalten hat; er hatte drei Armeekorps unter seinem Befehl vereinigt, nämlich das dritte, fünfte und siebente. Das letzte war zum größten Teil aus der sächsischen Armee gebildet.

Mit dieser Armee, die sich auf 70 000 Mann belief, hatte Ney von Dresden aus seinen Marsch nach Norden gerichtet. Die verbündeten Heere, denen eine solche Bewegung nicht entgehen konnte, waren überzeugt, daß er Befehl habe, sich Berlins zu bemächtigen, während der Kaiser die Verbündeten hinhielt. Daher gedachte Alexander, der das Kommando der verbündeten Armee übernahm, nicht die Franzosen in den festen Stellungen zu erwarten, sondern die Offensive zu ergreifen, um Napoleon für die tollkühne Zerstreuung seiner Streitkräfte zu bestrafen. Zu diesem Zweck hatte er die Steinbrücke bei Bautzen nicht zerstört, die nun den Kolonnen der Marschälle Macdonald und Marmont zustatten kam.

Napoleon hatte jedoch andere Pläne. Die Vorhut der Kolonne Neys war erst einige Meilen von Luckau entfernt, auf dem Wege nach Berlin, als Ney folgenden Befehl erhielt: „Wenden Sie sich mit Ihrer Kolonne nach rechts, richten Sie sich auf Hoyerswerda, und marschieren Sie von da aus direkt auf das Dorf Hochkirch, so daß Sie am 20. dort sind."

Wenn man die Karte betrachtet, erkennt man den Plan Napoleons. Er selbst wollte die Stellungen der Verbündeten von vorn angreifen, während Ney, der während dieses Angriffs in die Schlacht eingreifen sollte, ihren rechten Flügel von hinten faßte, ihre Linien durchbrach, sich dann hinter diesen bei Hochkirch festsetzte, die Reserven vernichtete, sich allen Materials bemächtigte und auf diese Weise wieder eines jener großen Uebel herbeiführte, das Reiche vernichtet und die Gestalt der Welt verändert.

„Das wäre die letzte Schlacht des Krieges gewesen," fügte der General Jomini hinzu, als er dies erzählte. „Selbst die verbündeten Herrscher hätten kaum entrinnen können, und die Sonne des 21. Mai hätte Europa zu Füßen des Siegers gesehen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt."

Ney marschierte jedoch langsam. Am 19. wurde eine italienische Division des vierten Korps (Bertrand), die abgeschickt war, um die Verbindung mit dem Marschall Ney wieder herzustellen, von dem man keine Nachrichten mehr hatte, bei Königswartha von überlegenen Kräften angegriffen und in wilde Flucht geschlagen. Der Lärm dieses Kampfes beschleunigte den Marsch Neys, der endlich Hoyerswerda verließ. Der Kaiser, der während zwei Tagen unbeweglich den feindlichen Stellungen gegenüber blieb, kannte

aus dem Ausbleiben Neys nicht klug werden. Er glaubte ihn endlich in der befohlenen Stellung und ließ daher am Mittag des 20. Mai Bautzen durch Marmont, Macdonald und Oudinot angreifen.

Die Stadt, die der General Miloradowitsch verteidigte, wurde rasch weggenommen. Der preußische General Kleist verteidigte mit Hartnäckigkeit die benachbarten Höhen, wurde aber schließlich gezwungen, sich zurückzuziehen. Vergebens zeigten von der Anhöhe von Burk, deren sich die Franzosen gerade bemächtigt hatten, Ney wiederholt Signale an, daß der Augenblick, mit aller Macht anzugreifen, gekommen sei. Ney war jedoch noch hinten und ließ sich von unbedeutenden Plänkeleien festhalten, durch die er unerschrocken hätte durchbrechen müssen, wie der Befehl sagte, „auf das Dorf Hochkirch zu."

Die Nacht brach herein. Keiner der Offiziere, die vom Kaiser zu Ney geschickt worden waren, hatte ihn erreicht. Der Marschall kam um neun Uhr abends auf den Höhen von Preitz an. Der größte Teil dieses Dorfes liegt im Tal, das von einem Bache durchflossen wird. Auf der Anhöhe setzte sich Ney fest, und die ermüdeten Truppen bereiteten ihre Biwaks.

Beim frühesten Morgengrauen bot sich Neys Truppen ein seltsames Schauspiel dar. Unter ihnen war das Dorf Preitz und die daranstoßende Ebene von den Verbündeten besetzt. „Wir sahen die Patronentaschen der Soldaten," erzählt der General Jomini. Von diesem Umstand benachrichtigt, begibt er sich zum Marschall, der selbst kommt, um sich von der Wahrheit des Berichtes zu überzeugen. Jomini zweifelt nicht, daß er jetzt sofort den Befehl zum Angriff gibt, aber Ney ist voller Sorge und Unzufriedenheit.

Er findet, daß der Kaiser es unterlassen hat, ihn gründlich über seine Pläne aufzuklären. „Ich erwarte Befehle," sagte er brüsk und ging in sein Kabinett zurück.

Einige Minuten später kommt endlich ein Ordonnanzoffizier des Kaisers in gestrecktem Galopp. „Ach! Herr Marschall, ich bin froh, Sie endlich zu finden; ich habe Sie die ganze Nacht hindurch gesucht Ich wurde nach — — — abgesandt (der Name des Dorfes ist mir entfallen, es war mehr als zwei Meilen von Preitz)." Zu gleicher Zeit übergab er seinen Befehl; er war folgenden Inhalts: „Seien Sie um drei Uhr auf den Höhen von Preitz; lassen Sie dort abkochen und greifen Sie dann vor sechs Uhr an."

Ney reichte die Depesche dem General Jomini. „Sie sehen, daß ich recht hatte, mich nicht zu beeilen; wir haben noch Zeit genug."

„Aber mir scheint im Gegenteil, daß wir keine Minute zu verlieren haben," antwortete Jomini; „der Befehl ist positiv, wir müssen angreifen"

„Wie?" versetzte Ney, „können Sie denn nicht lesen; wir sollen uns vor sechs Uhr nicht rühren."

„Aber erlauben Sie, Herr Marschall, dieser Befehl ist nach — — — gerichtet worden, wo man dachte, daß wir diese Nacht biwakieren würden. Der Kaiser, der voraussetzte, daß Sie sogleich abmarschierten, wollte nicht, daß die Truppen verwendet würden, nachdem sie einen Nachtmarsch hinter sich und weder abgekocht noch zwei Stunden Ruhe gehabt haben. Unsere Leute haben ihre Suppe gegessen, haben geschlafen; jetzt sind wir bereit, wir müssen angreifen und erfüllen damit den Wunsch des Kaisers. Sehen Sie, Herr Marschall, der Feind, der gestern unsere Feuer für diejenigen eines verirrten Truppenkörpers gehalten hat, sieht

jetzt, daß er es mit einem ganzen Armeekorps zu tun hat. Er trifft schon seine Maßregeln. Der Reservepark entfernt sich schon; in zwei Stunden wird es zu spät sein."

„Ach was!" sagte Ney, „ich weiß nicht, wo der Kaiser ist. Wollen Sie denn, daß ich mich leichtsinnig auf den Feind stürze, ohne unterstützt zu sein?"

„Der Kaiser wird den Donner unserer Geschütze hören und dann seinerseits angreifen."

„Sie haben wirklich zu viel Geist für mich," erwiderte Ney ärgerlich, „ich halte mich an die Befehle, die mir erteilt werden;" und er zog sich wieder zurück, indem er sichtlich zwischen seinem gesunden Menschenverstand und seiner Eigenliebe hin und her schwankte, die ihn verhinderte, einen Rat zu befolgen, nachdem er einmal seine Ansicht ausgesprochen hatte.

Indes bemerkt Jomini, daß die Feinde die wirkliche Stellung des Korps, das in einer so beherrschenden Stellung in ihrem Rücken stand, feststellen wollten und gegen dasselbe Schützenschwärme aussandten. Die Vorposten des Marschalls antworten. Jomini kehrt zu seinem Vorgesetzten zurück und stellt ihm diese Rekognoszierung als ein ernsthaftes Gefecht vor. Der Lärm des Gewehrfeuers hat mehr Einfluß auf Ney, als die Vernunftsgründe seines Generalstabschefs. Er gibt Jomini den Befehl, eine Division abzusenden, um die Angreifenden zurückzuwerfen.

Der General kommandiert dazu die Division Delmas, die bei Lützen große Verluste erlitten hatte und kaum 2000 Kämpfer zählte. Diese kleine Truppe marschiert tapfer dem Feinde entgegen und setzt sich in den Hecken fest, die das Dorf umgeben. Die Verbündeten, die bald ihre Schwäche erkennen, drängen sie, werfen sie zurück, und bald steht

man die Soldaten Delmas' ſich auf das Armeekorps zurückziehen.

Bei dieſem Anblick wird der Fürſt von der Moskwa wieder der Marſchall Ney. Er zieht ſein erprobtes Schwert. „O, dieſe Unverſchamten," ruft er aus, „man wird ja ſehen, was an mir iſt." Er führt alle ſeine Kräfte in den Kampf und leitet dieſen mit dem Nachdruck und dem an ihm bekannten Feldherrntalent. Aber es war ſchon zu ſpät. Zwar wurden die Verbündeten zurückgeworfen, ſie zogen ſich jedoch alsbald in guter Ordnung zurück, ohne Geſchütze noch Gefangene zurückzulaſſen. Das wichtigſte Ereignis dieſer blutigen Tage war der Tod des Großmarſchalls Duroc und des Generals Kirgener, die beide durch eine verirrte Kugel getötet wurden.

Nach dieſer Abſchweifung komme ich wieder auf den Bericht des Selbſterlebten zurück. Die Verbundeten, oder beſſer die Ruſſen, denn man rechnete nicht mit den Preußen, zogen ſich nach Schleſien zurück. Wir brannten darauf, dort einzudringen. Wir marſchierten auch wirklich ein, indem wir die Feinde bis Görlitz an der Neiße verfolgten. Die Stadt iſt ſehr groß und ſchön. Sie war uns auch von Nutzen, um die Verbindungen mit dem Heere zu ſichern.

Während dieſer Zeit drängte der Kaiſer die Feinde immer mehr zurück. Er nahm dann Bunzlau ohne Schwertſtreich ein. Bei Heynau entſpann ſich ein Kavalleriegefecht, das nicht von Wichtigkeit war, aber zu unſeren Ungunſten endete. Napoleon wandte ſich auf Breslau und unſer Armeekorps auf Glogau, um dieſe Feſtung zu entſetzen. Der Tag, an dem die Tapferen, die ſie verteidigten, die franzöſiſchen Adler erſcheinen ſahen, war ein wirklicher Freudentag. Man umarmte und beglückwünſchte ſich. Wir erfuhren zu gleicher

Zeit die Einnahme von Breslau durch unser Heer, ferner, daß die Verbündeten beim Kaiser um einen Waffenstillstand gebeten hatten. Dieser wurde zu Neumarkt abgeschlossen. Die einen freuten sich darüber, andere schüttelten die Köpfe.

„Das ist sicher eine Falle," sagten diese, „man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Wenn wir die Oder überschreiten, einen entscheidenden Sieg davontragen, während Davaut mit den Dänen vereint nach Hamburg gegen Bernadotte marschiert, wird Oesterreich sich still verhalten, und wir werden einen dauerhaften Frieden haben."

Indes sah der größte Teil die Zukunft im schönsten Lichte. „Wir werden uns zwei Monate lang in den guten Quartieren des Feindes ausruhen. Wir bedürfen der Ruhe; unsere Siege sind teuer erkauft worden. Die Schnelligkeit der Bewegungen des Kaisers haben die Armee ermüdet. Inzwischen werden unsere Verstärkungen Zeit haben, von Frankreich her heranzurücken, und wenn wir dann in zwei Monaten doch keinen Frieden haben, werden wir neue Erfolge erringen."

Der Waffenstillstand verlief sehr langweilig für uns. Da der Dienst immer der gleiche war, sehnten wir uns sehr nach Abwechslung, und diese konnte nur der Krieg bringen.

Das Ende des Waffenstillstandes nahte auch bald, und unsere Unruhe wuchs immer mehr. Die alten Offiziere wünschten den Frieden, und da man das glaubt, was man wünscht, so rechneten sie damit. Die jungen verlangten laut den Krieg und hofften, daß er kommen werde. In einem Punkte jedoch waren sich alle einig, nämlich, daß niemand an dem Ausgange des Krieges zweifelte. Wenn dieser wieder aufgenommen wird, sagten sie, brauchen wir nur sechs Wochen, um bis an die Weichsel und vor Einbruch

des Winters bis an den Niemen zu marschieren; dort werden wir uns dann vorbereiten, im nächsten Jahre einen Besuch in Sankt Petersburg zu machen.

Die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 14. August schien die Wage zugunsten des Friedens neigen zu wollen, als man am 8. erfuhr, daß das Geburtstagsfest des Kaisers um fünf Tage verschoben worden sei, und daß man es aus wichtigen Gründen am 10. feiern würde. Jetzt war kein Zweifel mehr! Das war der Krieg: „Diese Herren wollen ihn," sagte man, „sie sollen ihn haben."

Dieses Fest, dessen Wiederkehr traurige Erinnerungen an die Größe der Fürsten und die Stärke der Throne wach rief, wurde mit großem Glanze gefeiert. Man hatte Spiele und andere Zerstreuungen in allen von uns besetzten Dörfern Schlesiens veranstaltet. Der Donner der Geschütze zeigte den Russen an, daß sich auf dem linken Ufer der Oder etwas Interessantes ereignete, und die schlesischen Bauern schleppten traurig ihren Wein herbei, mit dem man würdig auf die Gesundheit Napoleons des Großen anstieß. Der General Sébastiani gab seinen Offizieren ein außerordentlich glänzendes Fest in dem Schlosse zu Freistadt, das er bewohnte. Spiele, Tanz, prächtige Festmähler, Illuminationen, nichts wurde gespart. Alles lief gut ab, und die französische Kavallerie endete ihren Aufenthalt in Schlesien sehr angenehm. Unter anderm veranstaltete man Sacklaufen und ein großes Wolf- und Schäferspiel. Der Schäfer war der General Sébastiani, der sehr leicht und gewandt war. Er war an der Spitze der Schafe, das heißt der Offiziere, die sich gegenseitig an den Rockschößen hielten, so daß sie einen unendlich langen Schwanz bildeten, dessen zahlreiche Krümmungen ihn einer Schlange ähnlich machten. Den Wolf spielte ein

sehr tüchtiger Schwadronchef der Karabiniers. Der General gab ihm so wohl gezielte Stöße, daß er ihn öfters zu Fall brachte und er zur großen Freude der Anwesenden alle Viere von sich streckte.

Es war höchste Zeit, das unglückliche Land zu verlassen; wir ließen grausame Spuren unseres Aufenthaltes zurück. Menschen und Pferde hatten fast alle Lebensmittel aufgezehrt. Die Ernte war zum größten Teil schon vor der Reife abgemäht worden; dazu kamen die Requisitionen aller Art, und man wird begreifen, daß das Land allem Elend preisgegeben war. Ich beklagte besonders die armen Bauern; das Unrecht, das man den Herren antat, war gering im Vergleich mit dem nicht wieder gut zu machenden Uebel, das man ihren Vasallen zufügte. So ist die Geschichte aller Zeiten: die Großen reißen die Völker zu schlechten Handlungen hin, und das Volk ist es, das die Strafe dafür erleidet.

Endlich, es war am 12. August, stiegen wir zu Pferde, und die Trompete rief uns zu neuen Kämpfen.

Ich muß an dieser Stelle noch der unerschöpflichen Güte der Deutschen gerecht werden, die ein hervorragender Zug ihres Charakters ist; unser armer Pastor, bei dem wir einquartiert waren, und den wir doch so ausgesaugt hatten, bezeugte uns bei unserer Abreise ein lebhaftes Bedauern und gab uns seine Segenswünsche mit auf den Weg. Wir waren ihm gegenüber wirklich rücksichtslos und ungeniert gewesen, dabei große Esser, aber wirkliches Uebel taten wir ihm nie an; das Volk und alle, die mit dem Volke hielten, merkten instinktiv, daß wir uns mit ihnen eins fühlten.

Nachdem das Armeekorps vereinigt war, nahmen wir unsere Marschrichtung auf Breslau. Im allgemeinen glaubte

man, wir würden bei dieſer Stadt die Oder überſchreiten und den Krieg nach Polen tragen. Die Ueberzeugung, daß wir mit Oeſterreich in vollem Einverſtändnis ſeien, machte dieſen Plan ziemlich wahrſcheinlich. Keine Nachricht hatte den Bruch des Waffenſtillſtandes angezeigt, noch die Anzahl der Feinde, die wir zu bekämpfen hätten; vielleicht wollte man unſeren Mut dadurch aufrecht erhalten, daß man uns über unſere Stellung im Unklaren ließ. Das iſt eine ſehr ſchlechte Taktik für die Franzoſen; zeigt ihnen Vertrauen, ſtellt euch an ihre Spitze, und ihr könnt ſie kühn gegen jeden Feind führen.

Unſer erſter Tag verlief friedlich; man wußte nicht einmal, daß der Feind am Tage vorher den Waffenſtillſtand vor dem feſtgeſetzten Termin brach und den Marſchall Ney bei Liegnitz angriff. Vom folgenden Tage an biwakierten wir, und es war keine Rede mehr davon, auf Breslau zu marſchieren; wir erfuhren dann von dem Abfall Oeſterreichs. Das Heer begann den Rückzug, jedoch in vollſtändiger Ordnung. Wir glaubten, daß wir dieſes ruinierte Land räumen würden, um uns an der Elbe zu konzentrieren und nach allen Richtungen hin Front zu machen; aber der Kaiſer, der jetzt beim Heere ankam, änderte dieſe Maßnahmen. Seit zwei Tagen hatte der Marſchall Ney beſtändig den Feind zurückgedrängt. Unſererſeits hatte ſich der Rückzug mit Ruhe und ohne Verluſte vollzogen. Die blühende, große Armee verließ gerade die letzte Stadt Schleſiens, Bunzlau an dem Bober, die ſechsundzwanzig Meilen von Dresden gelegen iſt.

Hierauf kam der Kaiſer ſelbſt an; er befahl, daß man ſich wieder zurückziehen ſolle, und dieſe Bewegung vollzog ſich noch am gleichen Tage. Wir mußten die Stellung von

Bunzlau wieder einnehmen, die wir erst vor einigen Stunden verlassen hatten. Die ziemlich hochgelegene Stadt ist von schwer zugänglichen Höhen umkrönt und wird von dem Bober, einem ziemlich reißenden Fluß, durchströmt, dessen Brücken alle abgebrochen waren.

Es war ein unnützes Blutvergießen, denn ein wenig Genauigkeit in der Ausführung der Befehle hätte es vermieden. Die Feinde leisteten Widerstand; jedoch wurde die Stadt weggenommen, aber der Kampf wurde mit großer Heftigkeit auf den Höhen fortgesetzt. Es war der erste wirkliche Kampf, dem ich beiwohnte, und das Schauspiel erschien von der dem Tale gegenübergelegenen Anhöhe sehr schön. Dann wohnten wir der Einnahme der Stadt durch die Infanterie bei, während die leichte Kavallerie den Fluß bei einer Furt durchquerte; wir folgten ihr, und unsere Schwadronen zogen in vollständiger Ordnung vorüber. Ein glänzender Sturmangriff beschloß den Kampf. Der Feind zog sich auf Liegnitz zurück und hinterließ uns 1200 Gefangene und 15 Kanonen. Die hereinbrechende Nacht verhinderte die weitere Verfolgung.

Menschen und Pferde erfreuten sich bald der Quartiere; das Heer selbst war voller Feuer und Heiterkeit. Der Feind wurde, fortwährend kämpfend, bis nach Liegnitz zurückgejagt. Die Konzentration der Wachtfeuer, die Nachrichten, die man empfing, ließen darauf schließen, daß eine große Schlacht nahe war. Man erwartete sie mit Ungeduld, denn sie entschied vielleicht den ganzen Feldzug. Der Kaiser jedoch, der von den Bewegungen der Oesterreicher unterrichtet war, hatte uns schon verlassen, und infolge der Ereignisse, wo man das Walten der Allmacht, der es gefällt, die menschlichen Hoffnungen zu vereiteln, erkennen soll, veränderte

sich unsere Lage plötzlich, und wir erlitten von da an fortwährend Niederlagen. Die Schuld dafür ist denjenigen Generalen zuzumessen, die früher Proben ihres großen Talentes abgegeben hatten, und die sich jetzt alle möglichen Fehler zuschulden kommen ließen. Der Kaiser konnte nicht überall sein, und er glaubte zu leicht, daß er ersetzt werden könnte. Er wurde es jedoch in keiner Weise; der Sieg folgte noch immer seiner Person, aber nicht mehr seinen Marschällen und Generalen.

Die verbündeten Preußen und Russen zogen sich inzwischen auf Jauer zurück. Man schlug sich sehr lebhaft auf beiden Ufern der Katzbach. Am 22. August verließ uns der Kaiser, der von dem Marsche der Verbündeten auf Dresden benachrichtigt worden war, mit seiner Garde und nahm in großer Eile den Weg nach dieser Stadt. Er wollte den Marschall Ney mitnehmen, den er dazu bestimmte, den Marschall Oudinot zu ersetzen. Dieser war gerade in der Nähe von Berlin geschlagen worden. Er ließ ihm dazu den schriftlichen Befehl zukommen, der, wie man das oft in Feindesland macht, außerdem noch mündlich einem Offizier des Generalstabs des Fürsten von Neuchâtel (Berthier) anvertraut wurde.

Der schriftliche Befehl ging verloren oder kam zu spät an. Der mündliche kam an, wurde aber so schlecht wiedergegeben, daß der Marschall glaubte, es handle sich um sein ganzes Armeekorps.

Wir machten nun einen Rückmarsch von vierzehn Meilen ohne jeden Grund und zweifelten nicht, daß wir nach Dresden zur Unterstützung oder zum Angriff von Berlin marschierten. Als man den Irrtum erkannte, schickte uns ein neuer Befehl wieder nach unserem Ausgangspunkt zurück.

Ich erinnere mich wie an einen Traum, daß wir in sechs Tagen an einem Hügel, auf dem eine Windmühle stand, sechsmal vorbeimarschiert sind. Schließlich empfanden wir einen abergläubischen Schrecken bei seinem Anblick.

Die Umstände hatten sich geändert: unsere Pferde, die von dem beständigen Hin- und Hermarschieren erschöpft waren, hatten nicht mehr das gleiche Feuer. Unsere Soldaten durchzogen nun schon zum sechstenmal ein verwüstetes Land und waren ganz entmutigt. Lebensmittel mangelten uns, während die feindliche Armee im Ueberfluß schwamm. Diese gewann auch durch unser planloses Umherirren mehr Mut. Der Fürst von der Moskwa, in den man sein ganzes Vertrauen setzte, hatte uns gerade verlassen.

Das dritte Korps wurde unter den Befehl des Generals Souham und die ganze Schlesische Armee unter den Befehl des Generals Macdonald gestellt, den wir noch nicht kannten. Zu all diesen ungünstigen Aussichten kam noch die Ungunst des Wetters; es regnete in Strömen. Die Wege, die in diesem Lande nie sehr schön sind, waren ausgefahren. Menschen und Pferde sanken, mit ihrem Gepäck beladen, tief in den Schmutz ein und hatten große Mühe, sich wieder herauszuarbeiten. Gott weiß, was ein Biwak bei solch einem Wetter zu bedeuten hat! Solche Nächte wiegen mehr wie eine Schlacht auf.

Bei dieser ungünstigen Lage setzten sich am 26. August die verschiedenen Korps der Schlesischen Armee in Bewegung, um die Katzbach zu überschreiten und den Feind anzugreifen, der die gleiche Absicht hatte.

Die Armee war indes immer noch schön zu nennen. Sie bestand aus drei Armeekorps: dem dritten, fünften und elften, ferner aus unserem Kavalleriekorps, zusammen

mehr als 75 000 Mann. Man hat dem Marschall Macdonald oft vorgeworfen, immer mit getrennten Truppenteilen operiert zu haben; ich erlaube mir nicht über den Helden von der Trebbia und von Wagram zu urteilen. Es ist jedoch wahr, daß an dem Punkte, wo wir standen, ein entsetzliches Durcheinander herrschte. Wir wendeten uns auf Jauer, dem rechten Ufer der Wütenden Neiße entlang, als wir in den langen Hohlwegen eine schreckliche Ueberfüllung fanden. Die Artillerie, der Troß und das dritte Korps hielten deswegen an. Der General Sébastiani befreite mit vieler Mühe die ersten Hohlwege mit der leichten Kavallerie und hob einige preußische Streifkorps auf. Er ließ sich aber durch falsche Berichte täuschen und rückte mit seiner Kavallerie auf Wegen weiter, die die Infanterie kaum erklettern konnte.

Als er auf dem Kamm der Anhöhen, die das Tal bilden, in dessen Grunde die Wütende Neiße fließt, angekommen war, ließ er die vierundzwanzig Geschütze zu einer Batterie vereinigen und sie von der leichten Kavallerie unterstützen. Wir marschierten langsam, um diese Bewegung zu unterstützen. Das Gefecht wurde allgemein, denn man hörte auf unserer Rechten den Kampf, in den der General Lauriston mit dem fünften Korps bei Kunersdorf verwickelt wurde. Der Feind benützte den Vorteil, daß er uns an Kavallerie überlegen war, und unterbrach jede Verbindung unserer Kolonnen. Wir selbst hielten nur mit großer Mühe unsere Verbindung mit dem dritten Korps aufrecht.

Unsere Infanteristen waren ganz erschöpft und dabei noch von einem beständigen Regen mitgenommen, der das Gewicht ihrer Kleider noch um das Doppelte vermehrte. Bei diesem Regen waren auch die Gewehre nicht verwendbar.

Generaladjutanten des Kaisers von Rußland, dem Fürsten Repnin, gegeben worden.

Der General Moreau lebte seit der Konsulatszeit in Amerika. Als die vereinigten Mächte im Jahre 1813 sahen, daß der Thron Napoleons ins Schwanken geriet, dachten sie, das beste Mittel, Zwietracht ins französische Heer zu bringen, ohne jedoch einen Schatten auf die Koalition zu werfen, wäre, Napoleon einen der glorreichsten Generale der Republik entgegenzustellen. Sie konnten keinen berühmteren wählen als Moreau, und sie beschlossen, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Moreau hörte in diesem Fall mehr auf seine Rachegefühle, als auf die Interessen seines Ruhmes und seiner Pflicht, und antwortete auf den Ruf der Feinde Frankreichs zustimmend.

Er kam in Böhmen gerade in dem Augenblick an, wo sich die Oesterreicher gegen Napoleon ausgesprochen hatten. Die verbündeten Herrscher waren zusammen in Theresienstadt oder in Teplitz. Bevor er sich ihnen vorstellte, machte er sorgfältig Toilette, als es an seine Türe klopfte. „Herein," sagte er ein wenig ungeduldig.

Ein schöner russischer Offizier trat ein. Moreau fragt, was er wünsche.

„Man schuldet großen Männern den ersten Besuch. Der Kaiser von Rußland möchte den General Moreau besuchen."

Große Verwirrung bei dem Sieger von Hohenlinden, der Seife und Rasiermesser verwünscht.

„Beenden Sie nur ruhig Ihre Toilette," sagt Alexander heiter zu ihm und setzt sich ungezwungen hin.

Einen Augenblick später kommt auch der König von Preußen, der alles nachmachte, was der Kaiser Alexander

tat Neue Begrüßung. Als Moreau nun seine Toilette beendet hatte, sagte Alexander: „Jetzt hätten wir noch einen dritten zu erwarten, aber dieser wird nicht zu Ihnen kommen, wir werden Sie daher zu ihm führen." Es war der Kaiser von Oesterreich. Von diesem Augenblicke an war Moreau von der Liebenswürdigkeit der Herrscher bezaubert.

Wenige Tage später reiste Alexander ab, um Dresden anzugreifen. Er saß mit den Offizieren, die ihn begleiten sollten, in einer Kalesche. Moreau hielt sich im Hintergrund. Die Absicht der Verbündeten war, ihn nicht eher zu gebrauchen, bis ihre Heere sich dem Rheine näherten. Er stand jetzt zu Fuß neben dem Wagen.

„Adieu, General Moreau," sagte Alexander und reichte ihm die Hand, „wir werden uns bald wiedersehen."

„Sire," antwortete Moreau, „ich kann Eure Majestät nicht abreisen sehen, ohne den Wunsch zu haben, Eure Majestät begleiten zu wollen."

„Wirklich, macht Ihnen das Vergnügen? Nun gut, steigen Sie ein. Es sollte jedoch einer dieser Herren Ihnen eine Uniform leihen, damit unsere Truppen sehen, daß Sie einer der Unsrigen sind."

Gesagt, getan. Zwei Tage später schlug man sich schon. In einem Vorhutgefecht, am 25. August, machte man einige Gefangene, unter denen sich zwei oder drei alte Soldaten der Garde befanden, die bei dem Depot in Dresden geblieben waren, als der Kaiser diese Stadt verließ.

Moreau erfuhr davon und wünschte, seine alten Untergebenen zu sehen. Er befragte sie über ihre ersten Feldzüge, und als sie geantwortet hatten, nannte er ihnen ihr Korps,

ihre Brigade, die Armee, zu der sie gehörten, und den Namen ihrer Oberkommandierenden. Die Soldaten waren sehr erstaunt, daß ein russischer General alle diese Einzelheiten kannte. Plötzlich sieht ihn einer fest an, geht zwei Schritte zurück und ruft aus: „Der General Moreau! Es lebe die Republik!"

Der Fürst Repnin, der dieser Szene beiwohnte, erzählt, daß sie einen großen Eindruck auf die Anwesenden machte. Dieser unbesonnene Ausruf, den der von Feinden umgebene Gefangene dem Ueberläufer ins Gesicht schleuderte, war ein blutiger Vorwurf für den General, der früher denselben Ruf ausstieß, um die Franzosen in den Kampf gegen die Feinde zu führen, denen er jetzt diente.

„Dieser edle Ausruf," sagte der Fürst, „erfüllte uns mit großer Achtung für den braven Soldaten, und wir bezeigten ihm dies lebhaft."

Zwei Tage später führte Napoleon sein Heer wiederum zum Sieg. Der Kaiser von Rußland und Moreau waren Seite an Seite zu Pferde und ritten einen engen und schlechten Weg hinan, durch den man auf ein offenes Plateau gelangte, auf dem die Artilleriereserven aufgestellt waren. An der Mündung des Weges war der Durchgang sehr eng. Moreau hielt sein Pferd an, um den Kaiser vorbei zu lassen. „Gehen Sie vor," sagte dieser höflich, „auf dem Schlachtfelde gehört den Generalen der Vortritt." Moreau reitet vor; er ist erst eine halbe Pferdelänge dem Kaiser voraus, als von der Seite her eine Kugel mit schrecklichem Pfeifen heransaust. Die Pferde Moreaus und des Kaisers bäumen sich hoch auf.

„Großer Gott!" ruft der ganze Generalstab aus; „der Kaiser ist verletzt."

„Nein," ſagte Alexander, „mein Pferd hat ſich gefürchtet, das iſt alles."

Moreau ſtand nicht wieder auf; beide Beine waren ihm weggeriſſen worden. Sechs Tage ſpäter ſtarb er.

„Dieſe Kugel hat die Vorſehung geſandt," ſagte der Fürſt Repnin, indem er ſeine Erzählung beendigte; „denn es iſt doch ſicher nicht ſchön, in den Reihen der Feinde ſeines Vaterlandes zu kämpfen." Dann fügte er mit dem Stolze eines echten Ruſſen hinzu: „Wenn Moreau am Leben geblieben wäre, ſo hätte man ihm den ganzen Erfolg des Feldzugs zugeſchrieben, während er doch uns zukommt." Dieſe ausgezeichneten Worte ſollten ſich alle Vaterlandsverräter merken!

Zweites Kapitel.

Rückzug auf Bautzen — Große Truppenſchau. — Güte Napoleons gegen ſeine alten Soldaten. — Blüchers Uebergang über die Elbe — Marſch der Franzoſen nach Leipzig. — Die Völkerſchlacht — Rückzug

Nehmen wir die Erzählung deſſen wieder auf, was wir ſelbſt erlebt haben. In der Nacht, die der Vereinigung der verſchiedenen Korps der Schleſiſchen Armee, die um mehr als zwanzigtauſend Mann abgenommen hatte, folgte, begannen wir den Bober zu überſchreiten. Wir verließen unſere Stellungen, als die Dunkelheit genügte, um unſern Marſch zu decken, der ſich ohne jeden Lärm auf demſelben Gebiete vollzog, das wenige Tage vorher der Schauplatz eines bedeutenden Kampfes geweſen war.

Bunzlau hatte schrecklich gelitten. Der Mond erleuchtete schwach die Ruinen der unglücklichen Stadt. Das tiefe Schweigen, das dort herrschte, war wirklich das des Todes.

Wir setzten unsern Rückzug nach Bautzen fort. Der Troß war schon auf der andern Seite der Stadt, und wir näherten uns ihm gerade, als wir Rufe hinter uns hörten. Wir glaubten, daß irgend ein außerordentlicher Zwischenfall eingetreten sei.

Die Wagen und Kanonen kamen nämlich plötzlich wieder aus Bautzen heraus; bald konnte man den Marschall Macdonald und den General Sauham unterscheiden, die in großer Eile zurückkamen; endlich erschienen die neuen Truppenkolonnen. Es waren die Korps des Herzogs von Ragusa (Marmont), die Kavallerie des Generals Latour-Maubourg und die Garde. Auch der Kaiser befand sich bei diesen Korps. Wie man erzählt, hatte er den Marschall Macdonald und den General Sauham in Bautzen bei Tische getroffen und ihnen keine Vorwürfe erspart. Diese Neuangekommenen brachten neues Leben in die Schlesische Armee. Auch die Rückzugsbewegung hörte auf, ging jetzt sogar auf die Feinde über. Die Trommeln rasselten, die Trompeten schmetterten; die Gegenwart des Helden elektrisierte alle. Unsere Gegner bemerkten, daß sie es nun nicht mehr mit geschlagenen und entmutigten Generalen zu tun hatten, sondern daß der Sieger von Dresden selbst ihnen den Sieg zu entreißen gekommen war: überall, wo sie Stellung nahmen, wurden sie über den Haufen gerannt.

Die Konskribierten stürmten die Hügel mit dem Rufe hinan: „Vive l'empereur!“ Die Nacht brach herein, und der Kampf dauerte immer noch. Der Feind zog sich nach Reichenbach und Görlitz zurück. Wir trieben zweitausend

Kosaken, die vor uns Stellung nehmen wollten, in die Neiße. Der Kaiser kam an unserer Division vorbei und wandte sich an den General Saint-Germain mit den Worten: „Wie, die Kürassiere haben sich ihre Geschütze wegnehmen lassen?“

„Sire,“ antwortete der alte Haudegen, „wenn wir beauftragt gewesen wären, sie zu halten, hätten wir sie noch, und für Eure Majestät noch andere dazu.“

Am 6. September rückten wir weiter vor. Der Feind zog wieder über den Queiß, vermied aber klugerweise eine Schlacht, die ihm der Kaiser anbot. Es gab indes an diesem Tag sehr glänzende Kämpfe; auf beiden Seiten herrschte große Erbitterung. „Jetzt sind wir nicht mehr eingefroren,“ sagten unsere Kürassiere, als sie die Russen vor sich her trieben. Bei einem solchen Angriff sah ich einen Offizier dieser Nation, der, durch sein Feuer oder sein Pferd fortgerissen, zwei unserer Linien durchsprengte und bei der dritten getötet wurde.

Während das Genie des Kaisers den Sieg wieder an unsere Fahnen fesselte, erlitten die französischen Heere eine Niederlage am selben Tage, wo sie so große Erfolge davontrugen. Es schien, daß das Glück sich ein grausames Spiel daraus machte, stets eine Niederlage und einen Sieg zusammenzufügen. Der Marschall Ney wurde nämlich bei Dennewitz geschlagen und gezwungen, sich bei Torgau wieder über die Elbe zurückzuziehen. Bei dieser Nachricht reiste der Kaiser sofort wieder nach Dresden ab.

Der Tag seiner Abreise machte auch wieder unseren Erfolgen ein Ende. Das Glück, das er noch an sich gefesselt hielt, verließ nun schnell seine Heere, sobald er nicht mehr da war, um sie zu kommandieren.

Der Kaiser manövrierte an der böhmischen Grenze. Die Schlesische Armee war der einzige Teil der großen französischen Armee, die sich auf dem rechten Ufer der Elbe befand. Wir waren der am weitesten vorgeschobene Posten der langen Linie des Heeres, das längs des Flusses aufgestellt war. Der Kaiser kam wieder zu uns in der Hoffnung, gegen Blücher eine Hauptschlacht zu schlagen; wir gingen daher wieder auf Bautzen zurück. Bei dieser Stadt gab es eine Reihe sehr lebhafter Kämpfe. Da aber der Feind eine Schlacht vermied, führte uns der Kaiser, der sich von seiner Stellung in Dresden nicht entfernen wollte, wieder rückwärts bis zu dem Dorfe Wetzig, das zwei Meilen von Dresden gelegen ist.

Zu dieser Zeit war fast die ganze französische Armee auf dem linken Ufer der Elbe. Die Niederlagen des Herzogs von Reggio (Oudinot) und des Marschalls Ney bei Berlin, das Unglück Vandammes bei Kulm hatten diese Zusammenziehung der Streitkräfte notwendig gemacht. Bevor der Kaiser uns diese Bewegung vollziehen ließ, hielt er eine große Truppenschau über sein Heer ab. Ich erzählte dies in einem Briefe vom 28. September 1813 an meine Mutter:

Ich schreibe euch nach einer Truppenschau, die der Kaiser vor einer Stunde abgehalten hat. Wir hatten durchaus nicht das Aussehen einer geschlagenen Truppe. Wir sahen prächtig aus, das Wetter war auch wieder schön geworden, die Haltung aller war großartig. Die langen Linien von Truppen aller Waffengattungen boten ein wunderschönes Schauspiel dar, und die Nähe des Feindes störte nichts. Es ereignete sich dabei ein sonderbarer Zwischenfall, den ich euch erzählen will. Wir hatten einen Leutnant, namens Dehayes, der ein braver Mensch war, wenn auch

etwas beschränkt. Er hatte eine sehr gute Frau und zwei Söhne, die zusammen in Metz lebten. Dehayes beklagte sich immer, wenn der Kurier für ihn keinen Brief von zu Hause brachte. Das dauerte drei Wochen, ohne daß etwas für ihn von seiner Frau ankam, und der arme Mann starb fast vor Unruhe.

Der Major Maubert, der mit Dehayes Soldat gewesen war und sein guter Kamerad blieb, trotzdem ihre Stellungen sich so geändert hatten, fuhr ihn, als er ihn weinen sah, mit seiner gewohnten Rauheit an. „Warum weinst du?" sagte er. — „Nun, es sind jetzt schon zwei Monate her, daß ich ohne Nachricht von meiner Frau bin." — „Und deswegen weinst du; du solltest doch um etwas weinen, was der Mühe wert wäre. Ich habe Nachrichten von deiner Frau, ich gebe sie dir, wenn du willst." — „So? aber schnell, bitte." — „Nun, wenn du es wissen willst, deine Frau ist tot."

Man begreift wohl die Verzweiflung Dehayes'. Was sollte nun aus seinen schutzlosen Kindern werden? Gestern, als der arme Dehayes erfuhr, daß der Kaiser zur Truppenschau kommen würde, fragte er uns, ob er wohl den Kaiser bitten könnte, seinen Söhnen eine Freistelle in einem Lyzeum zu gewähren. Wir bestärkten ihn sehr darin, und er schien entschlossen zu sein, es zu tun.

Als der Kaiser vor dem Regiment angekommen war, fragte er den Oberst, ob er etwas für die Soldaten wünsche. Der Oberst verneigte sich, ohne zu antworten. Napoleon zuckte mit den Achseln und sagte ihm, daß er fünf Kreuze der Ehrenlegion gewähre, vier für die gemeinen Soldaten, eins für die Offiziere. Dann schritt er langsam die Reihen entlang

Als er bei Dehayes anlangte, glaubten wir, daß dieser nun seine Bitte an ihn richten würde. Kein Gedanke! Der Unglückliche, ganz verwirrt, bleibt unbeweglich. Der Kaiser geht weiter und wendet sich gegen das fünfte Kurassierregiment. Dehayes rauft sich die Haare Wir gehen zu ihm und werfen ihm seine Schüchternheit vor. „Es ist jetzt noch Zeit, laufe ihm nach, beeile dich.“ Unser Dehayes war fassungslos vor Schüchternheit. Er stößt die Sporen in die Weichen seines Pferdes und kommt in vollem Galopp beim Kaiser an.

Der Kaiser wandte sich um, als er ihn auf sich zugaloppieren sah: „Was willst du?“ sagte er zu Dehayes. Dieser trägt seine Geschichte vor, als wenn er ein Paternoster hersagte, und endet, indem er den Kaiser bittet, einen seiner Söhne in einem Lyzeum unterbringen zu lassen.

„Welchen Rang hast du?“ fragt Napoleon. — „Ich bin Leutnant, Sire.“ — „Seit wann?“ — „Seit achtzehn Jahren.“ — „Dann bist du ein schlechter Kerl.“

Als der Kaiser dies sagt, antwortet Dehayes schluchzend, aber fest:

„Wenn ich ein schlechter Kerl gewesen wäre, Sire, so hätten Sie mich nicht bei Ihrer Leibwache eintreten lassen, als Sie Oberbefehlshaber der Italienischen Armee waren.“—

„Wo ist dein Oberst?“

Der Oberst hatte den Vorgang mit angesehen und war nicht weit.

„Wie hält sich dieser Offizier?“ fragte der Kaiser. — „Es ist ein braver Mann, Sire, und des Interesses Eurer Majestät würdig. Ich gedachte ihn für eines der Kreuze vorzuschlagen, die Eure Majestät geruht haben, uns zu gewähren.“

„Haben Sie ihm keine Vorwürfe irgendwelcher Art zu machen?"

„Keinen, Sire."

„Dann habe aber ich Ihnen viele zu machen."

Darauf wandte Napoleon sein Pferd Dehayes zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte in der Art, die nur ihm eigen ist: „Tröste dich, mein alter Freund, ich werde dir das Kreuz geben, ich mache dich zum Hauptmann und bringe deine Kinder in einem Lyzeum unter."

Dehayes schien vor Freude niedergeschmettert zu sein, und durch die Reihen der Soldaten ging es wie ein elektrischer Schlag. Jedermann nahm daran teil. Und so geschah es, daß, nachdem man viel gegen Regen und all das Elend geschrien hatte, man freudig mit dem Rufe starb: „Vive l'empereur!" Die alten Leute behaupten, daß derartige Gunstbezeigungen die Vorzeichen großer Ereignisse sind.

Kurze Zeit nach dieser Truppenschau überschritten wir in den ersten Tagen des Oktobers wieder die Elbe. Wir setzten uns zwei Meilen von Dresden fest und genassen dort einer Ruhe, die unser Erstaunen erregte. Sie glich der Ruhe, die dem Sturm vorausgeht. Die große verbündete Armee erwartete an der böhmischen Grenze die Ankunft eines zweiten russischen Heeres unter dem General Bennigsen, der aus Polen kam, um einen Hauptschlag auszuführen. Wir begriffen nicht, warum der Kaiser ihnen nicht zuvorkam und ihnen den Sieg entriß, der ihm die Tore von Prag geöffnet hätte und vielleicht sogar die von Wien. Der Feldmarschall Blucher blieb auch nicht untätig, als er uns auf dem anderen Ufer der Elbe wußte. Er beschloß, den Fluß zu überschreiten und sich mit Bernadotte zu vereinigen.

Während der fünfzehn Tage, die die Heere mit Beobachtungen verbrachten, fügte uns der Feind viel Schaden mit seinen Streifkorps zu. Er hatte damit die ganze Gegend an der Saale bedeckt. Die Hauptanführer waren Thielmann, Platow und Tschernitscheff. Der letztere rückte mit dreitausend Reitern bis nach Kassel vor, wo er den Hof des Königs von Westfalen verjagte. Man begreift, daß diese Streifkorps es in Gegenden, wo das Volk auf ihrer Seite war, sehr leicht hatten.

Inzwischen überschritten Blücher und Bernadotte am 4. Oktober die Elbe, ersterer oberhalb, letzterer unterhalb von Wittenberg. Blücher errichtete sein Hauptquartier in Düben. Der Marschall Ney und der General Bertrand, die diesen beiden Heeren nur wenig Kräfte entgegenstellen konnten, mußten sich vor ihnen zurückziehen.

Der Kaiser wollte diesen Uebergang über die Elbe dazu benützen, um Blücher und Bernadotte zu einer Schlacht zu zwingen. Am 5. Oktober verließen die Garde, das dritte und elfte Korps und unsere Kavallerie Dresden und wandten sich auf beiden Seiten der Elbe nach Meißen. Napoleon folgte uns. Er ließ in Dresden 30 000 Mann. Welcher Fehler und welches Unglück! Wenn diese Truppen am 16. bei Leipzig gewesen wären, so hätten wir die unentschiedene Schlacht von Wachau in einen Sieg umgewandelt.

Bis jetzt waren die Truppen des Rheinbundes auf unserer Seite gewesen, aber die Regierungen waren entschlossen, uns zu verlassen. Der wichtigste dieser Staaten, Bayern, hatte den größten Vorteil von seinem Bündnis mit Frankreich gehabt. Der Marschall Augereau besetzte Würzburg mit seinem wenig zahlreichen Reservekorps, das jedoch groß genug war, um das Land im Zaume zu halten.

Der Kaiser machte den Fehler, ihn nach Sachsen zu rufen, und sogleich einigte sich die bayrische Regierung mit den Verbündeten. Der Vertrag wurde am 8. Oktober unterzeichnet. Wir erfuhren dies von einem Kurier, den man abgefangen hatte, und der uns auch zu gleicher Zeit über die hauptsächlichsten Bewegungen der feindlichen Heere bei Leipzig unterrichtete. Wir bekamen Befehl, umzukehren und uns nach dieser Stadt zu wenden. Wir stiegen zu Pferde, überschritten die Elbe bei Dessau und marschierten auf Düben bei Leipzig. Die Konzentration aller Armeekorps ließ darauf schließen, daß nun der entscheidende Moment gekommen sei.

Am folgenden Tage befanden wir uns zwei Meilen von Leipzig entfernt. Den Vorabend der Schlacht verbrachten wir in vollständiger Ruhe. Die Schlacht war unvermeidlich, wir glaubten sie jedoch noch nicht so nahe. Unsere Kürassiere benützten die Zeit, um ihre Waffen und ihre Ausrüstung instand zu setzen. Sie wollten für das Fest, das vorbereitet wurde, geschmückt sein. Ich war kommandiert, die Handpferde des Regiments zu führen, das heißt, die lahmen Pferde und die Bedienungsmannschaft.

Alles war ruhig um uns herum. Nachdem wir eine Stunde marschiert waren, machten wir in einem Dorfe halt, wo der Herzog von Tarent (Macdonald) sein Hauptquartier hatte; wenn ich mich nicht täusche, war es das Dorf Reudnitz. Der Marschall stieg zu Pferde, ritt an uns im Galopp vorbei, und fünf Minuten später, während bei uns tiefe Ruhe herrschte, begann wie durch einen Zauber auf unserer Rechten die fürchterlichste Kanonade, die man sich vorstellen kann. Beim ersten Schuß verließ ich meine Handpferde und benachrichtigte meinen Oberst, daß ich

meinen Platz im Regiment wieder einnehmen möchte. Er stimmte zu, und ich begab mich zu meiner Kompagnie zurück.

Das Feuer entwickelte sich nun auf der ganzen Linie, von der wir den linken Flügel bildeten. Der Tagesbefehl hatte uns mitgeteilt, von welcher Wichtigkeit dieser Tag sein würde. Unsere Soldaten waren voll Feuer; sie wußten, daß sie gegen die doppelte Uebermacht zu kämpfen hatten und daß wir den tausend oder elfhundert Geschützen der Verbündeten nur siebenhundert entgegenstellen konnten. Das Genie Napoleons belebte jedoch alles: Waren das nicht dieselben Feinde, die man so oft besiegt hatte? „Je dichter das Gras ist, um so besser schneidet die Sense," sagte Alarich, der König der Gothen. Der Erfolg schien sich wieder auf unsere Seite zu neigen; der Herzog von Tarent nahm schnell die Stellung weg, die er angreifen sollte; er marschierte auf Liebertwolkwitz *, das die Oesterreicher wütend angriffen.

Wir unternahmen mehrere schöne Angriffe, und unser Regiment wurde vom General Sébastiani gelobt, der von den ungarischen Husaren beinahe gefangen genommen worden wäre. Wir standen in Regimentskolonne. Das erste Karabinierregiment befand sich an der Spitze, der General Sébastiani auf dessen rechtem Flügel. Plötzlich wirft sich eine Kavallerieschar, hauptsächlich aus ungarischen Husaren bestehend, in vollem Galopp auf die Karabiniers. „Bravo!" rief der General lachend aus; „wir werden etwas Schönes sehen: Husaren, die Karabiniers angreifen!"

Wirklich brauchten sich diese nur zu ordnen und zuzusehen, wie die Husaren sich an ihren Säbeln aufspießten. Aber was tun diese?

Als die Husaren sich auf hundert Schritte genähert

* Siehe im Anhang die Karte: Schlacht bei Leipzig.

haben, machen diese Kehrt und stürzen sich in Unordnung auf das zweite Regiment, das sie in ihrer Flucht mitreißen. Diese beiden Regimenter werfen sich auf das unsrige und reißen die erste Eskadron mit sich fort; die beiden andern hielten jedoch stand, und wir griffen die Husaren an, die nicht darauf gefaßt waren. Die zweite Brigade eilte auch herbei, wir nahmen unsere Stellung wieder ein und vertrieben den Feind aus der seinigen.

Der General Sébastiani, der große Mühe hatte, sich aus dieser Verwirrung heraus zu retten, raste im Galopp heran. Ich habe noch nie jemand in solchem Zorn gesehen. „Bestellt eine Leibwache von Küraſſieren, um die Karabiniers zu beschützen, diese großen Sch. . . .," kurz, alle Schimpfwörter, die man sich denken kann, gebrauchte er, um seine große Hochachtung für die Karabiniers auszudrücken.

Da wir Sieger auf allen Punkten waren, die der Feind am Morgen besetzt hielt, glaubten wir, daß uns nichts mehr lange aufhalten könnte. Das Land war allerdings zu sumpfig, als daß man mit Leichtigkeit sich hätte bewegen können, doch unsere Infanterie brachte auch dies gut zustande. Auf unserer Rechten befand sich das Dorf Wachau, das durch einen kleinen Hügel, der mit einer furchtbaren Artillerie bedeckt war, geschützt wurde.

Dort dauerte der Kampf mit unglaublicher Hartnäckigkeit fort. Gegen dieses Dorf und gegen Liebertwolkwitz machten die Verbündeten die größten Anstrengungen. Sechsmal griffen sie diese beiden Dörfer an und wurden ebenso viele Male zurückgeworfen. Endlich verließ eine große Kolonne des Marschalls Oudinot unter dem Schutz von sechzig Feuerschlünden der Garde Wachau. Das war ein

prächtiger Anblick. Die Feinde wurden allenthalben zum Rückzuge gezwungen, sie sammelten sich jedoch wieder auf den Höhen von Auenhain und Güldengossa.

Der König von Neapel kämpfte auch glücklich an der Spitze der Kürassiere Latour-Maubourgs. Nun stand man schon zehn Stunden im Gefecht, und es schien, als ob der Kampf eben begönne, oder vielmehr, er breitete sich immer mehr aus. Wir hörten jetzt eine schreckliche Kanonade auf unserer Rechten, auf dem anderen Ufer der Pleiße, und glaubten, daß dies bei Lindenau sei. Die Oesterreicher nahmen diesen Ort für kurze Zeit ein; wenn sie die Brücken abgebrochen hätten, wäre es mit uns zu Ende gewesen. Gegen vier Uhr verjagte sie der General Bertrand durch einen ungestümen Angriff aus Lindenau und zwang sie, indem er sie hartnäckig verfolgte, sich bis zu seiner ersten Stellung zurückzuziehen.

Hinter uns, im Norden von Leipzig, hörten wir seit Mittag den Larm einer schrecklichen Schlacht. Es war Blücher, der den General Ney bei Möckern angriff; durch die Uebermacht bedrängt, verlor dieser mehrere Gefangene und einige Kanonen. So gab es keinen Ort um Leipzig herum, wo nicht gekämpft wurde.

Auf das furchtbare Getöse der Schlacht erfolgte nun bei Eindruch der Nacht tiefe Stille. Wir hatten Erfolge errungen und sie nicht teuer erkauft Nun erwartete man die Fortsetzung der Schlacht am 17. Oktober. Aber es geschah nichts. Die Verbündeten wollten ihre Kräfte zusammenziehen. Aber der Kaiser! Warum griff er nicht an, oder warum zog er sich nicht zurück? Niemand konnte es begreifen. Am Abend des 17. waren die Verbündeten mehr als 60 000 Mann stark, und wir hatten nur 8 000.

Den ganzen Tag hindurch war ein schreckliches Wetter, es schien, als ob Regenströme die Wut der Kämpfer dämpfen wollten.

In unsere Mäntel gehüllt lagen wir auf der zerstampften Erde und plauderten ruhig und heiter über das, was wohl der folgende Tag uns bringen würde. Gegen zwei Uhr machte uns ein falscher Alarm glauben, daß der Feind uns angreife. „Gut," sagten wir, „dann werden wir uns trocknen können." Es war jedoch ein Irrtum; das, was wir für eine feindliche Bewegung gehalten hatten, war der Lärm gewesen, der durch die Ankunft einer hohen Persönlichkeit verursacht worden war.

Trotz der großen Entfernung hörten wir deutlich begeisterte Hurrarufe, und man bemerkte ein ungeheures Gefolge, das die Linien entlang ritt. Wir vermuteten, daß dies die verbündeten Herrscher und der Kronprinz von Schweden seien, die zu ihren Truppen kamen, um sie für den folgenden großen Tag zu ermutigen. Um nicht zurückzustehen, ließ man bei uns alle Trompeten blasen und rief begeistert „Vive Napoléon! Vive l'empereur!" Wenn wir uns in diesem Augenblick auf den Feind gestürzt hätten, wäre der Sieg sicher unser gewesen. Man sagte uns, daß die Verbündeten auch im gleichen Augenblick angreifen wollten, daß aber ihre Verstärkungen noch zu sehr im Hintergrunde standen. Ein Grund mehr für uns, anzugreifen.

Man sagt sogar, daß Napoleon am 17. unterhandeln wollte, daß er den General Merveldt zu den Verbündeten mit dem Vorschlag schicken wollte, sich hinter die Saale zurückzuziehen, wenn diese hinter die Elbe rückten.

Die Nacht verging ruhig, wie die vorhergehende; jedoch war alle Heiterkeit verschwunden. Wir empfanden ein un-

beschreibliches Unbehagen, wir fühlten das Näherkommen des Sturmes, und waren von trüben Ahnungen geängstigt Das schreckliche Wetter, das den ganzen Tag geherrscht hatte, der Anblick der Rauchsäulen, die an allen Punkten des Horizonts brennende Dörfer anzeigten, konnten die ernste Stimmung erklären, denn es bestand auch nicht die geringste Entmutigung. Jemand bemerkte, daß heute Sonntag wäre, und daß man den Ruhetag nicht entweihen wollte. Endlich erschien der unsterbliche Tag, dessen Wichtigkeit vielleicht nie wieder erreicht wird, der unheilvolle Tag, der mit blutigen Lettern in der Geschichte Frankreichs und Deutschlands eingetragen bleibt. Die Wolken, die am Tage vorher den Himmel bedeckten, zerstreute nun der Nordwind, und der heitere Himmel versprach uns einen schönen Tag.

Wir glaubten, daß wir die Stellung vom vorigen Tage wieder einnehmen würden; aber ein Befehl des Kaisers verfügte anders. Es schien, als ob wir eine Rückzugsbewegung ausführen sollten, dessen Ursache wir nicht kannten. Es war jedoch kein Rückzug, sondern nur ein Frontwechsel der ganzen Armee; der linke Flügel rückte nach hinten, um unsere Stellung enger zu begrenzen und Fühlung mit dem Marschall Ney zu gewinnen, der im Norden von Leipzig an den Ufern der Parthe lag und Front gegen die Nordarmee und die Schlesische Armee machte Da wir in der Nähe des linken Flügels der Armee standen, so mußten wir bei dem Frontwechsel den größten Raum durchmessen.

Wir waren noch nicht in dieser Stellung angelangt, als eine ungeheure Anzahl von Baschkiren, Kosaken und anderen Reitern uns von allen Seiten stürmisch angriffen. Durch ihre Ueberzahl tollkühn gemacht, stürzten sich diese Barbaren bis in unsere Reihen, einige bedrohten uns sogar

mit ihren Pfeilen, einer Waffe, die jedoch für Kürassiere sehr ungefährlich ist; sie hatten sogar Kanonen bei sich. Da wir unseren Marsch fortsetzen mußten, konnten wir sie nicht zurückschlagen.

Als wir uns einmal gegen den Feind wendeten, stand ich dicht hinter einer Abteilung, die von einem Leutnant kommandiert wurde.

Eine Kugel saust heran, und ich fühle etwas, das mir das Gesicht bedeckt; ich wische es mit der Hand ab. Als ich die Augen öffne, sehe ich zwei Leute an der Erde liegen. Das Gehirn des einen war mir ins Gesicht gespritzt. Einen Augenblick später wurde das Pferd des Leutnants getötet. Ich übernahm daher das Kommando der Abteilung, die noch aus zweiundzwanzig Reitern bestand. Als wir am Abend durch Leipzig kamen, blieben noch sechs Mann übrig, die andern waren alle tot, verwundet oder ohne Pferde.

Wir gelangten endlich in die Stellungen, die wir besetzen sollten, in der Nähe von Leipzig, und nahmen rechts Fühlung mit dem Marschall Ney. Dieser rechte Flügel wurde durch die Sachsen gebildet. Die französische Armee bildete einen fast vollständigen Kreis um die Stadt herum. Der rechte Flügel stand an der Pleiße, beim Dorfe Connewitz; der linke Flügel beim Zusammenfluß der Parthe mit der Elster. Der General Bertrand, der am 16. bei Lindenau stand, hatte sich am 18. früh noch Weißenfels begeben, um den Uebergang über die Saale zu sichern.

Der Kaiser hatte unter seinem direkten Kommando 85 000 Mann, Ney 40 000, darunter 22 000 Mann Kavallerie und 700 Kanonen. Die Verbündeten zählten mehr als 290 000 Mann, darunter 50 000 Mann Kavallerie und 1400 Kanonen. Wir wurden so gestellt, daß wir fast die

ganze Armee des Kaisers sehen konnten. Das war ein prächtiger Anblick. Er selbst stand mit seiner Garde auf einem Hügel, Thonberg genannt, in der Nähe einer Tabaksmühle bei dem Dorfe Probstheida. Die Verbündeten machten, nachdem sie unsere vorn stehenden Korps zurückgedrängt hatten, die größten Anstrengungen, Probstheida wegzunehmen, das den Schlüssel zu unserer Stellung bildete. Sie nahmen es zweimal und wurden immer wieder vertrieben.

Man macht sich keinen Begriff von der ungeheuren Anzahl Feinde, die an diesem Ort blieben.

Als die Feinde sich überall zurückgedrängt sahen, verzichteten sie darauf, uns mit der blanken Waffe anzugreifen. Sie zogen sich zurück und machten von der Ueberlegenheit ihrer Artillerie Gebrauch. Sie beschränkten sich buchstäblich darauf, uns mit ihren Geschützen zu vernichten. Wir standen eng zusammen, während sie um uns herum einen engen Kreis bildeten, so daß alle Schüsse uns erreichten. Es ist eine schreckliche Lage, von allen Seiten eingeschlossen und am selben Platze festgenagelt zu sein, ohne den Tod vermeiden oder den der Getöteten rächen zu können.

Mehreremale stürzten sich unsere wütenden Kolonnen aus Probstheida heraus, und wir unterstützten diese Bewegung durch heftige Angriffe; aber wir wurden gezwungen, da wir durch das Geschützfeuer zerschmettert wurden, uns zurückzuziehen. Einmal jedoch zog sich auch der Feind zurück, und wir benutzten diese Frist, voll Vertrauen vorwärts zu marschieren, als eine schreckliche Katastrophe uns zum Halten brachte. Auf unserer rechten Seite standen die Sachsen, die zu dem Korps des Generals Reynier gehörten. Wir waren von ihnen durch einen Hügel getrennt. Es war ungefähr zwei Uhr. Bald sahen wir den sich zurück-

ziehenden Feind, von einer furchtbaren Artillerie begleitet, sich gegen die Stellung der Sachsen wenden. Wir dachten, jetzt Befehl zu erhalten, diese »braven« Verbündeten zu unterstützen, und wir hätten es freudig getan. Plötzlich sahen wir die russische Kavallerie anhalten und eine Brigade der sächsischen Kavallerie, die die Vorhut des Generals Reynier in Paunsdorf bildete, zum Feinde marschieren.

Man erwartete ängstlich den Ausgang dieses kühnen Unternehmens. Aber diese Truppen verschmolzen und vermischten sich, und das hatte trotz der Entfernung doch nicht das Aussehen eines Kampfes. Bald setzten sich sächsische Infanteriedivisionen und zwei Regimenter Württemberger, die ungefähr zweitausend Schritte von uns standen, mit geschultertem Gewehr und geschlossener Kolonne in Marsch und marschierten samt ihrer Artillerie mit lautem Vivatrufen zum Feinde. Ihre Nachhut feuerte noch einige Schüsse auf die Division Durutte ab, die neben ihr stand, und setzte dann ihren Marsch fort. Die Artillerie blieb, stellte sich in Batterie gegen uns auf und feuerte auf uns. Die Kosaken empfingen die Sachsen mit freudigen Hurrarufen. Aber zu jeder Zeit und besonders während einer Schlacht benutzt man gerne einen Verrat, ohne den Verratern viel Vertrauen zu schenken. Man schickte diese eine Meile hinter die Schlachtlinie. Die Artillerie setzte jedoch ihr Feuer fort.

Dieser Verrat gab die Vorstädte von Leipzig frei, und wenn der Feind sich dieser bemächtigt hätte, so wäre die Armee in zwei Teile geschnitten worden; er zögerte jedoch. Der General Defrance benützte den Augenblick und eilte mit einer Division leichter Kavallerie, unter der sich zwei Eskadronen Ehrengarden befanden, herbei. Eine badische Batterie kam im Galopp angesprengt. Diese braven

Deutschen schienen den Schimpf zu empfinden, den der Verrat der Sachsen ihrem Vaterlande zufügte. In wenigen Augenblicken wurde das Feuer der Sachsen zum Schweigen gebracht; ihre Kanonen zogen sich zurück, aber die feindlichen Massen näherten sich.

In diesem Moment erschien auf der rechten Seite ein glanzender Generalstab. An der Spitze befand sich ein prachtiger Reiter, dessen Haupt mit einem federgeschmückten Hute bedeckt war Er war mit einer Tunika nach brandenburgischer Weise bekleidet, und sein schönes Pferd von einem Tigerfell mit goldenen Klauen bedeckt.

Es war der König von Neapel. Die Kürassiere, die ihn sehr gern hatten, begrüßten ihn mit lautem Vivatruf. Er hielt sein Pferd vor unserm Regiment an und rief mit weithinschallender Stimme in seinem südlichen Akzent: „Freunde, ich will noch eine Viertelstunde leben, um mit euch einen schönen Angriff zu machen."

Wir zogen uns indes langsam zurück, als hinter uns ein noch größerer Generalstab erschien, von Grenadieren und den Dragoneen der Garde gefolgt. Es war der Kaiser, der, als er von dem Uebergehen der Sachsen zum Feinde hörte, in eigener Person eine Kolonne über Reudnitz nach den Kohlgärten führte. Wir erhielten den Befehl, diese Bewegung zu unterstützen. Einige glückliche Angriffe verzögerten die Verfolgung der Verbündeten, die die Dörfer Sellerhausen und Stünz nicht überschritten. In der Nacht waren wir in die Vorstädte von Leipzig eingezogen. Die Dunkelheit und die Erschöpfung der beiden Heere machte dem Kampf ein Ende.

Als wir einige Zeit in dieser Stellung geblieben waren, erhielten wir Befehl, durch Leipzig zu ziehen. Die Nacht

war hereingebrochen, die Stadt und ihre Umgegend boten ein schreckliches Schauspiel dar. Alles war angefüllt von unglücklichen Verwundeten, die weder Unterkunft, noch Hilfe fanden. Wagen und Pferde waren in schrecklicher Verwirrung. Das Herz blutete einem, wenn man an all die Tapferen dachte, die dem Tode geweiht waren. Was die Verwirrung vermehrte, war eine unzählbare Menge von Leuten, die mit der Armee gingen, aber an der Schlacht in keiner Weise teilgenommen hatten und jetzt ihre Vorbereitungen zur Abreise trafen. Die Geschütze donnerten noch hinter uns, und wir wußten nicht, ob der Kaiser am folgenden Tag noch einen letzten Versuch wagen würde.

Unser Regiment verließ Leipzig und hielt in einer großen Ebene bei Lindenau. Wir waren noch in Schlachtordnung und erwarteten Befehle, um unser Biwak einzurichten. Menschen und Pferde waren ermattet; trotz der Dunkelheit konnten wir unsere Verluste ermessen. Eine große Anzahl unserer Kameraden war tot; man kannte das Schicksal der anderen nicht. Endlich warf ich mich, von Müdigkeit überwältigt, auf den Boden, und fiel sogleich in einen tiefen Schlaf.

Während der ganzen Nacht zogen die Truppen auf der Straße von Lützen vorbei. Am Morgen ließ sich Geschützfeuer aus der Nähe von Leipzig hören. Dies rührte von den Trümmern der Armee her, die Leipzig gegen ganz Europa in Waffen verteidigte. Wir nahmen weder an diesem Kampfe teil, noch waren wir Zeugen, aber wir erfuhren alle Augenblicke die Einzelheiten des glorreichen Kampfes.

Die Reste der fünf Korps kämpften in den Vorstädten von Leipzig unter Macdonald und dem Fürsten Poniatowski. Als die Verbündeten sahen, daß der Rückzug be-

gonnen hatte, stürzten sie sich auf die Vorstädte. Der König von Sachsen schickte einen Unterhändler mit der Bitte, die Stadt zu schonen; man hörte nicht auf ihn. Der Marschall Macdonald schickte einen zweiten, er schlug vor, Leipzig zu räumen und dort zu lassen, was noch in der französischen Armee an sächsischen Truppen verblieb, unter der Bedingung, daß die Franzosen sich ungehindert mit der Artillerie und dem Gepäck zurückziehen könnten. Die Verbündeten verweigerten auch dies, und der Kampf entspann sich auf beiden Seiten mit großer Erbitterung.

Dann begannen die Verbündeten Leipzig zu beschießen. Ein großes Bauernhaus, nahe der Stadt, das man in ein Spital umgewandelt hatte, fing Feuer, und die Verwundeten kamen alle um. Der Kaiser war noch in der Stadt; er verließ sie zwischen neun und zehn Uhr morgens nach einer langen Unterredung mit dem König von Sachsen. Dieser unglückliche Fürst begleitete ihn bis auf die Straße. Napoleon drückte ihm die Hand und sagte: „Adieu, mein Bruder, wir werden nicht immer unglücklich sein." Er bat ihn, mit den Verbündeten in Verhandlungen zu treten. Dreihundert sächsische Grenadiere standen in Reih und Glied finster und schweigend vor der Wohnung des Königs. Der Kaiser stieg zu Pferde und nahm, gefolgt vom König von Neapel, die Richtung zum Ranstädter Tor.

Dort herrschte die schrecklichste Verwirrung. Wagen und Kanonen versperrten alle Ausgänge. Die Garde mußte mit Kolbenheben dem Kaiser einen Durchgang verschaffen. Napoleon ritt dann durch einen Garten hindurch, um das Ranstädter Tor zu gewinnen.

In den Vororten war es schrecklich anzusehen; man kämpfte noch immer. Noch einige Minuten kaltes Blut,

und man hatte 15 000 Menschen und 60 Kanonen retten können. Einige russische Schützen drangen die Elster entlang bis zu der Brücke vor, über die die französische Armee den Rückzug bewerkstelligte. Der Kommandant der Sappeure, die diese Brücke während der Nacht unterminiert hatten, glaubte, daß er keinen Moment mehr zu verlieren habe, sie in die Luft zu sprengen. Man hat die Schuld an der Katastrophe der Abwesenheit des Genieoberst, der die Operation leiten sollte, zugeschrieben, man hat sogar behauptet, daß der Kaiser den Befehl, die Brücke zu sprengen, gegeben habe. Das ist alles Verleumdung. Lassen wir Betrachtungen über Ehre und Menschlichkeit beiseite: sagt einem der gesunde Menschenverstand nicht, daß, wenn man einmal einige hundert Menschen zum Heile einer Armee opfert, man diese doch nicht willkürlich vernichtet, indem man befiehlt, eine ganze Armee mit einer furchtbaren Artillerie, die auf dem andern Ufer die feindlichen Streitkräfte aufgehalten hätte, im Stiche zu lassen?

Es war prächtig zu sehen, wie sich die Nachhut Schritt für Schritt zurückzog und jede Stelle mit unglaublicher Tapferkeit verteidigte. Der Augenblick, wo die Brücke in die Luft flog, war schrecklich. Viele dachten nicht mehr daran, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen; sie ließen sich unter den Trümmern der Vorstadt Ranstädt begraben, andere suchten sich zu retten, indem sie in die Pleiße oder Elster sprangen. Der letztere dieser Flüsse ist morastig, und seine Ufer sind hoch: bei einem solchen Versuch kam der tapfere Poniatowski um, der den Tag vorher am Arm verwundet worden war. Der Marschall Macdonald konnte jedoch entrinnen.

Die Verluste waren ungeheuer: es ist unmöglich zu

berechnen, wieviel Menschen, Kanonen und Wagen in diesem Grab von Leipzig geblieben sind. Nachdem wir eine Stunde marschiert waren, hörte der Lärm des Kampfes auf, die Verbündeten zogen in die Stadt ein, und wir entfernten uns auf der Straße von Lützen. Der Kaiser war niedergeschmettert, aber seine Seelengröße siegte über sein Unglück. Er ließ in Markranstädt halten; unser Korps marschierte bis Lützen, durch das wir mit Ruhm bedeckt im letzten Mai gezogen waren

---

Drittes Kapitel.

Fortsetzung des Rückzugs — Streifzug an der Unstrut. — Schlacht bei Hanau — Heldenmut der Jungen Garde — Marsch auf Frankfurt und Mainz — Uebergang über den Rhein.

Am folgenden Tage überschritten wir die Saale bei Weißenfels in bester Ordnung; nur einige Kosaken beunruhigten uns. Eines dieser Scharmützel bot einen malerischen Anblick dar: es war ein Kampf zwischen den Mamelucken der Garde und Baschkiren. Den Tag darauf überschritten wir bei Freiburg die Unstrut, während der General Bertrand die große Straße nach Naumburg erzwang, indem er ein österreichisches Korps über den Haufen warf, das sich ihrer bemächtigt hatte.

Die Preußen folgten uns auf Freiburg. Es passierte mir dort ein seltsames Abenteuer: Die Unstrut ist ein schmaler Fluß, sie fließt in einer schönen Ebene und ist in der Gegend von Leipzig von einer Hügelkette eingerahmt, deren Abhänge teilweise mit Reben bedeckt sind.

Man war bereit, die Brücke bei Freiburg abzubrechen; wir hatten sie schon überschritten, als der General Saint-Germain aus unserem Regiment eine Abteilung von vierundzwanzig Kürassieren abkommandieren ließ. Ich bekam den Auftrag und ging auf das linke Ufer zurück, wo der General war, und nahm seine Befehle entgegen. Er hatte eine Karte in der Hand. „Hören Sie," sagte er, „Sie nehmen diese Richtung (stromaufwärts); dort finden Sie nach einer halben Stunde eine Holzbrücke. Wenn sie noch nicht zerstört ist, verbrennen Sie sie; zwanzig Minuten weiter aufwärts finden Sie ein Dorf und fünf Minuten davon eine zweite Brücke. Zerstören Sie diese auch und kommen Sie dann zurück. Haben Sie verstanden?"

„Ja, Herr General, aber soll ich dem rechten oder linken Ufer folgen?" (Unsere Truppen befanden sich auf dem rechten.)

„Haben Sie Furcht," sagte der General mit seiner gewohnten Freundlichkeit. „Gehen Sie auf dieser Seite." Ich verneigte mich und ritt weg. Ein kleiner Tannenwald begrenzte die Ebene von der Seite, wo ich mich hinwandte. Wir betraten ihn und ritten in tiefer Stille bis zur ersten Brücke: sie war zerstört. Wir ritten weiter und bemerkten bald das Dorf; man sah keinen Feind, und es schien, als ob wir einen Ritt in tiefem Frieden ausführten. Ich hatte einen alten Unteroffizier bei mir. „Herr Leutnant," sagte dieser, „könnten wir nicht, da wir jetzt in ein Dorf kommen und genug Zeit haben, eine Erfrischung für unsere Leute und Pferde zu bekommen suchen?" Ich stimmte zu; wir ließen uns zum Bürgermeister führen, der keine Schwierigkeiten machte. Wir machten uns zum Gefecht bereit, ließen alle außer zwei oder drei Mann absatteln, und nun waren

Menſchen und Tiere angenehm beſchäftigt. Indes befragte ich den Bürgermeiſter.

„Iſt hier in der Nähe eine Brücke?“ — „Jawohl.“

„Iſt ſie zerſtört?“ — „Ja, ſie iſt geſtern abend von einer Kompagnie franzöſiſcher Jäger verbrannt worden.“

„Ich muß mich deſſen verſichern“ — „Ich rate Ihnen, nicht hinzugehen“

„Warum?“ — „Folgen Sie mir bitte.“

Ich folgte ihm zu Fuß mit dem Unteroffizier. Er ließ mich in das höchſt gelegene Haus des Dorfes eintreten, und vom Fenſter aus zeigte er mir, daß die Brücke zerſtört war, aber ich bemerkte auch eine Kolonne preußiſcher Infanterie, deren Spitze beſchäftigt war, die Brücke wiederherzuſtellen, glücklicherweiſe, denn ſonſt waren ſie ſchon im Dorfe angekommen In der Ferne ſah man neue Truppen, darunter auch Kavallerie, die ſich alle auf den gleichen Punkt zu bewegten.

Dieſer Anblick war entmutigend, und die unerſchütterliche Kaltblütigkeit des verwünſchten Bürgermeiſters, der ſich wohl gehütet hatte, mir dieſe Nachricht direkt zu geben, freute mich gerade auch nicht Es war aber nicht der Moment, auszubrauſen Ich lief daher zu meinen Leuten, von denen ſich kein einziger entfernt hatte. Im Handumdrehen ſaßen wir zu Pferde und nahmen den gleichen Weg, den wir gekommen waren. Ich verſicherte den Bürgermeiſter noch, daß, wenn man uns verfolgte, wir mit großen Kräften zurückkämen, und dann wegen der Auskunfte, die er oder ſeine Leute dem Feinde gegeben hätten, miteinander abrechnen würden.

Man verfolgte uns jedoch nicht Als wir uns ſchon

dem Tannenwald näherten, der uns von der Ebene trennte, wo wir unsere Division zurückgelassen hatten, sahen wir einige Kosaken den Wald vor uns durchreiten Man war an derlei Zwischenfälle gewöhnt, und sie beunruhigten uns daher nicht.

Wir traten in den kleinen Wald ein, den wir schnell durchquerten; aber wie groß war unsere Ueberraschung, als wir an der anderen Seite herauskamen und sahen, daß unsere Truppen auf das andere Ufer übergegangen waren und daß die Brücke brannte. Zu gleicher Zeit stürzten sich die Kosaken von allen Seiten auf uns. Die Kürassiere, die unter andern Umständen nie vor solchen Feinden zurückgewichen wären, verloren den Kopf und flohen, trotz aller Bemühungen, die ich, mein Unteroffizier und ein braver Brigadier aufwandten, dem Flusse zu. Die beiden ersten stürzten sich in den Fluß, und, — zum Glück für die andern — gerieten sie aus dem Sattel und gingen unter. Die Pferde schwammen ans gegenüberliegende Ufer

Diese Katastrophe hielt die Flüchtlinge an, und wir gewannen Zeit, sie zu sammeln. Aber die Kosaken näherten sich wieder, und unsere Leute verloren von neuem den Mut. Endlich fanden wir eine Mühle, die von einem kleinen Garten umgeben war. Dieser Garten bildete eine Insel, die mit dem Fluß durch eine Brücke von fünf bis sechs Fuß Länge verbunden war. Wir warfen uns dort hinein, stiegen aus dem Sattel, nahmen unsere Karabiner und, nachdem wir die Brücke verbarrikadiert hatten, feuerten wir auf den Feind, der sich in respektvoller Entfernung hielt, da er nicht unterstützt war.

Wir mußten dort aber auch wieder herauskommen. Bald fanden wir auch ein kleines Boot, das für den Trans-

port der Leute ausreichte; aber wie die Pferde hinüberschaffen? Das Knallen der Karabiner hatte auf dem anderen Ufer französische Husaren herbeigezogen, die nicht weit von unserem Standpunkte bivakierten. Sie hatten auch Karabiner und feuerten nun mit uns auf den Feind, um ihn in Entfernung zu halten. Andere suchten vergeblich nach Booten. Sie versuchten jetzt, uns ein Seil zuzuwerfen, an dem ein Stein befestigt war. Nach einigen vergeblichen Versuchen konnten wir es fassen. Nun banden die Husaren ein starkes Seil daran, um damit unsere Pferde zusammen zu koppeln. Dann stießen wir nicht ohne Mühe die Pferde ins Wasser, und nach sieben Uebergängen waren alle auf dem andern Ufer. Nun beförderte auch uns ein Boot hinüber.

Die Nacht brach herein. Ich war durch und durch naß und von den Anstrengungen äußerst ermattet; es galt, jetzt noch unser Biwak aufzusuchen. Der Oberst glaubte uns schon verloren. Er war gegen den General über alle Maßen aufgebracht und umarmte mich bei meiner Ankunft herzlich. Ich sehnte mich nach Ruhe, mußte aber wohl oder übel noch zu dem »alten Wolf«, wie der Oberst den General nannte. Dieser saß mit seinem Generaladjutanten Baguet, seinem Faktotum, seinem Vertrauten und noch mehr seinem Koch, beim Abendessen. „Ach!“ rief er aus, als er meiner ansichtig wurde, „da sind Sie ja, ich glaubte, Sie wären v . . . . .“ Ich wage nicht den energischen und liebenswürdigen Ausdruck des Generals wiederzugeben.

„Das wäre seine Schuld nicht gewesen,“ sagte der Oberst spitz.

Von Freiburg zog die Armee nach Erfurt, indem sie Weimar vermied, das der General Tschernitscheff mit seinen

Kosaken schon besetzt hatte. Was diesen Feldzug besonders beklagenswert machte, war, daß, als man keine Furcht mehr vor uns hatte, die Feindseligkeiten der Einwohner überall zum Ausbruch kamen. Die Bevölkerung stand auf seiten der Verbündeten. Deren leichte Truppen griffen uns fortwährend an, von vorn, hinten, rechts und links. Sie zerstörten überall die Lebensmittel, schnitten alle Zufuhren ab, machten Gefangene und waren selbst für unsere erschöpfte Kavallerie nicht zu fassen.

Die Streifkorps fuhren fort, uns zu belästigen. Als wir jedoch den Thüringer Wald überschritten hatten, hörte die Verfolgung der großen verbündeten Armee auf. Wir durften uns jedoch nicht auf eine halbe Meile von der Armee entfernen, da man sonst sofort gefangen genommen wurde. Die Straßen waren von Leichnamen bedeckt. Unsere unglücklichen Soldaten kamen massenweise vor Erschöpfung und Hunger um. Dieser Rückzug war gerade wie der russische, nur die Kälte fehlte. Wenn der Rückzug ebenso lange gedauert hätte, wer weiß, was aus uns geworden wäre! Die Deutschen, die noch in unseren Reihen dienten, desertierten in Massen. Aber es war nicht nur die Armee, die Deutschland räumte, man kann sagen, daß sich ganz Frankreich zurückzog.

Seit zwanzig Jahren hielten nun die Franzosen dieses Land besetzt. Ueberall gab es französische Verwaltungen. An vielen Orten hatten die französischen Generale und die Würdenträger des Kaiserreichs Dotationen, die sie jetzt einbüßten. All das mußte man jetzt aufgeben. Alle Augenblicke schlossen sich Zivilbeamte der Armee an. Sie waren alle bei den Soldaten gründlich verhaßt, die sie für Kriegskommissare, die Sündenböcke aller Heere, hielten, und denen

sie den Namen »riz-pain-sels« (Reis-Brot-Salz-Männer) gegeben hatten.

In der Nähe von Fulda schlängelt sich die Straße die Abhänge einer Schlucht hinauf. Wir stiegen den Abhang hinan, der dem gegenüber lag, von dem wir gerade hinuntergekommen. In einer gewissen Entfernung folgte uns eine große Kolonne der genannten »riz-pain-sels«, die sich am sichersten glaubten, wenn sie zwischen der Vorhut und der großen Armee marschierten. Plötzlich hörten wir auf dem Plateau einen großen Tumult: Der Graf Orloff Denidoff trieb mit seinen Kosaken die unglücklichen »riz-pain-sels« auseinander. Die armen Leute stürzten sich ganz bestürzt in die Schlucht. Unsere hartherzigen Kürassiere sahen entzückt dieser Szene zu, klatschten mit den Händen Beifall und riefen: „Es leben die Kosaken."

Der Kaiser schlief am 28. Oktober in Schlüchtern. Dort erfuhren wir mit Gewißheit, daß die 45 000 Mann starke österreichisch-bayrische Armee unter dem Marschall Wrede uns die Straße nach Frankfurt versperren wollte. Wir hatten geglaubt, ihnen zuvorkommen zu können, oder vielmehr, wir konnten an eine solche Gemeinheit nicht glauben, trotz der Nachrichten, die wir darüber seit einigen Tagen erhielten. Wir zogen durch einen sehr gefährlichen Engpaß auf Gelnhausen, eine kleine Stadt, die sechs Meilen von Hanau gelegen ist. Die Brücke über die Kinzig war zerstört, und wir saßen nun fest.

Auf den umliegenden Höhen sah man einige betrunkene Ulanen, sowie die Soldaten des Massenaufgebots, die auf uns schossen. Wenn an Stelle dieser jämmerlichen Soldaten die Bayern Gelnhausen mit guten Truppen besetzt hätten, wäre es uns sehr schlecht gegangen. Bei uns war eine ge-

wisse Unordnung eingerissen, und eine oder zwei Kanonen hätten bei uns eine fürchterliche Wirkung verursacht. Die Feinde jedoch gaben sich mit nutzlosen Herausforderungen ab, für die wir sie bald bestraften. Die Karabiniers, die an der Spitze unserer Kolonne standen, stiegen aus dem Sattel, zogen ihre Karabiner und stürmten trotz ihrer großen Reitstiefel die Anhöhe von Gelnhausen hinauf, einer Stadt, die noch von mittelalterlichen Mauern umgeben ist. Sie vertrieben den Feind, so daß wir durch eine Furt einen kleinen Fluß überschreiten konnten, der sich in die Kinzig ergießt.

Wir marschierten bis in die Nähe der Stadt Langenselbold, wo der Kaiser die Nacht verbrachte; sie liegt drei Meilen von Hanau. Wir marschierten in Viererkolonne, als Napoleon bei unserer Division erschien und dort anhielt. Darauf kam ein höherer Stabsoffizier im Galopp aus der Richtung von Hanau und erstattete ihm einen Bericht. Der Kaiser hörte ihn aufmerksam an, wandte sich dann zu uns und sagte mit lauter Stimme: „Die Bayern beabsichtigen, uns am Durchmarsch zu verhindern; da müßten sie schon sehr geschickt sein! Bemerke ich nicht schon die Türme von Mainz?"

Zwei Jahre vorher spornte er seine Soldaten an, indem er ihnen die Türme von Moskau zeigte, heute waren es die Türme von Mainz.

Am frühen Morgen zeigte uns das Geschützfeuer an, daß unsere Vorhut auf den Feind gestoßen war. Unsere Reiter hatten ein gutes Biwak, Lebensmittel und besonders Branntwein im Ueberfluß. Sie sahen, allerdings in der Phantasie, die Türme von Mainz, wie der Kaiser gesagt hatte; nun waren sie wie elektrisiert und machten sich froh daran, den letzten Versuch zu wagen.

Digitized by Google

Die Vorhut der Bayern stand bei Rückingen. Unser und Macdonalds Korps griffen sie um acht Uhr morgens an und zwangen sie zum Rückzug. Die Artillerie unserer Vorhut folgte den Bayern unklugerweise in den Lamboi- oder Puppenwald. Der Feind besetzte diesen mit großen Streitkräften, die sich bald zu entfalten begannen. Einige Geschütze wurden uns genommen, der Rest trat in Unordnung den Rückzug an. Die Straße, die von Gelnhausen nach Hanau führt, durchquert große Wälder und mündet dann in weite Ebenen. Ein Teil der feindlichen Infanterie besetzte den Wald, während der andere Teil rechts und links an der Kinzig stand. Eine prächtige Kavallerie und eine furchtbare Artillerie besetzten die Ebene und zerschmetterten alles, was sich an den Ausgängen des Waldes zeigte.

Diese Stellung war sehr günstig. Wenn die Bayern entschlossener gewesen und uns zu rechter Zeit entgegengetreten wären, so hätten sie uns ungeheure Verluste beibringen können. Gott weiß, was dann dem Kaiser passiert wäre. Bis zum Mittag hatten wir nur einige Bataillone Infanterie; die Garde war noch sehr weit weg. Wir standen hinter dem Wald; der Kaiser befand sich vorn an der Grenze des Waldes. Der große Artilleriepark zog sich immer mehr zurück.

Unsere Infanterie stürmte tapfer in den Wald mit dem Rufe „Vive l'empereur" ein. Das Gewehrfeuer entwickelte sich mit ungeheurer Heftigkeit. Der überlegene Feind versuchte uns ganz einzuschließen, indem er seine Flügel ausdehnte. Wenn es ihm gelungen wäre, so hätte er unsere Artillerie, die sich zu weit vorgewagt hatte, genommen, und die Armee wäre verloren gewesen. Der Kaiser sah, daß man unbedingt Zeit gewinnen müsse, um der Garde Zeit zum

Eintreffen zu geben. Er befahl, daß zwei Schwadronen Kürassiere einzeln im Walde angreifen sollten. Unsere Schwadron und eine von der zweiten Brigade wurden dazu kommandiert. Wir ritten im Trab ab

Als wir am Waldrande angekommen waren, befiehlt der General Sébastiani: „Greift an und haltet den Feind zurück!" Wir stürzen uns, von unserem braven Schwadronschef Le Fort geführt, in vollem Galopp auf den Feind, als eine Kugel ihn an die Stirne trifft, und er tot niederfällt. Er hatte an allen Schlachten der Großen Armee teilgenommen. Die Kürassiere, die ihn wie einen Vater liebten, vergaßen die Gefahren, die sie umringten, und weinten vor Wut, als sie ihn fallen sahen. Es war nicht leicht für eine schwache Truppe von Kürassieren, sich in sumpfigem Terrain zu zerstreuen und einen Feind anzugreifen, der hinter den Bäumen versteckt war und uns seine Geschosse zusandte, ohne daß wir ihnen entgehen konnten.

Unsere Kühnheit wurde nicht sofort von vollständigem Erfolg gekrönt. Die Lebhaftigkeit des feindlichen Feuers machte unsere Leute stutzig. Wir wurden an den Waldrand zurückgestoßen. Dort sammelten wir uns wieder und machten einen zweiten Angriff. Dieser verlief glänzend. Diejenigen, die daran teilgenommen haben, werden sich seiner immer erinnern. Die Bayern flohen bestürzt oder ergaben sich. Ich habe dort sonderbare Sachen gesehen: Ein kleiner Tambour, der seine Truppe verloren hatte, hielt sich mit einer Hand am Zügel eines Pferdes fest und lief jetzt so schnell mit, wie das Pferd galoppierte. Mit seiner freien Hand trommelte er fortwährend zum Angriff weiter.

Wir blieben zwei Stunden fortwährend kämpfend in dem unglücklichen Wald. Unsere Schwadronen bestanden

dieſe Probe glänzend, aber ſie kam uns auch teuer genug zu ſtehen. Der größte Teil unſerer Kameraden war getötet, ſchwer verwundet oder ohne Pferde. Von allen Offizieren der Schwadron blieben nur zwei zu Pferde, andere ſuchten uns ſpäter wieder auf, unter anderen der Hauptmann Thouret, der, als er in den Wald eintrat, beim Kaiſer vorüberkam. „Gehen Sie," ſagte Napoleon, „und ahmen Sie Ihren braven Kameraden nach, die ſich heute großen Ruhm erworben haben."

Unſere Anſtrengungen wurden belohnt, der Feind wurde feſtgehalten. Bald erſchien die alte Garde im Sturmſchritt, und ihr Anblick ließ die Elenden, die vor kurzem noch unter unſeren Fahnen gefochten hatten, vor Schrecken erſtarren. Unſer Werk war noch nicht vollendet, denn die bayriſche Kavallerie wartete trotzig auf den Augenblick, wo wir in der Ebene erſcheinen würden, um die Straße nach Frankfurt zu erzwingen.

Unſere Kavallerie wurde nun auf der Landſtraße geſammelt und in Viererkolonne formiert. Man bildete Abteilungen, ſo viel es der Platz erlaubte. Die Ueberbleibſel der leichten Kavallerie ſtellte man auf den Flügeln auf und verwendete ſie als Plänkler. Unſere Diviſion ſtand an der Spitze, dann kamen die Garde, die Grenadiere zu Pferd, die Dragoner, die Ulanen und die Jäger. Zuletzt die Artillerie, die ſich bereit hielt, nach vorn zu rücken, ſobald wir vor dem Walde Terrain gewonnen hätten.

Auf ein gegebenes Zeichen ritten wir im Trab ab. Als wir am Ende des Waldes angekommen waren, ſahen wir vor uns die feindliche Kavallerie, die mehr als 8000 Mann ſtark war und in zwei Linien geordnet ſtand, und an ihrer Spitze ſtand eine furchtbare Artillerie, die

ihr Feuer auf den einzigen Punkt richtete, durch den wir hindurchkonnten. Die Geschosse fielen hagelförmig. Menschen und Pferde wurden massenweise niedergeschmettert.

Hier begingen die Karabiniers noch einmal einen großen Fehler. Anstatt gründlich anzugreifen und sich geradeaus auf die bayrische Artillerie zu werfen, stürzten sie sich noch links auf eine Wiese. Wir folgten dieser Bewegung und befanden uns bald in einem Sumpf, waren dem feindlichen Feuer ausgesetzt, ohne daß wir uns rühren konnten. Zum Glück ließ sich die zweite Brigade nicht auch irreführen; sie setzte ihren Weg fort, das tapfere fünfte Kürassierregiment an der Spitze, eine prächtige Truppe! Der Offizier, der die erste Abteilung befehligte, war mindestens um vierzig Schritt seinen Soldaten voraus. Wir wanden uns aus dem Sumpf heraus und stürzten uns dann zusammen auf die schrecklichen Kanonen. Schon hatten wir sie in unserer Gewalt, als sich die erste Linie der bayrischen Kavallerie in vollem Galopp auf uns stürzte, um uns zurückzudrängen. Aber unser Ziel war schon erreicht. Der Feind wurde nun unter das Feuer seiner eigenen Geschütze gestellt, während die anderen Kanonen ihr Feuer einstellten, um ihre eigenen Truppen nicht zu beschießen.

Dann erschien die Kavallerie der Garde. Welch prächtiger Anblick, als man sie ruhig aus dem Hohlweg herauskommen sah, des Sieges gewiß, als wenn es nicht nötig wäre, sich zu beeilen. Nun fand ein prächtiger Angriff statt. Für einen Moment jedoch wurde die ganze Kavallerie in den Wald zurückgedrängt. Es blieben nur zwei Schwadronen der Ehrengarden stehen, die von den Grenadieren zu Pferd umgeben wurden.

Diese jungen Leute standen unbeweglich, den Säbel

an der Schulter. Hinter ihnen standen zwei Schwadronen Jäger der Garde, die sich an die Ehrengarden angeschlossen hatten. Man glaubte, daß dies eine vierreihige Truppe sei. Die Jäger riefen mit hocherhobenem Säbel: „Wenn ihr weicht, sterbt ihr; bleibt stehen, haltet aus! haltet aus!"

So handelten die Ehrengarden, und die Bayern, die im Sturm herankamen, kehrten vor dieser Handvoll Leute um, die ihren ersten Feldzug mitmachten. Bald vollendete eine starke Batterie, die auf unserem rechten Flügel aufgestellt wurde, die Niederlage des Feindes, der nun den Rückzug antrat und den Main wieder überschritt.

Wir besetzten nun die Ebene, wo man uns zu vernichten gedacht hatte. Der Sieg wurde jetzt vollständig, denn unser linker Flugel sollte nun auch Erfolge erringen. Aber die Nacht brach herein und machte dem Kampfe ein Ende. Die vereinigten Oesterreicher und Bayern bewerkstelligten ihren Rückzug; sie trugen die Schande mit sich, von einer Handvoll entkräfteter Soldaten besiegt worden zu sein. Sie haben behauptet, daß sie nur 30 000 Mann zur Verfügung hatten, während Napoleon 80 000 gegen sie gerichtet hätte. Das ist eine unwürdige Lüge. Sie zählten mehr als 43 000 Mann, während wir nur 25 000 entgegenstellen konnten. Die Feinde waren frisch und wohl ausgeruht, während unsere Leute, die sich seit zwölf Tagen gegen ganz Europa schlugen, vor Erschöpfung fast umfielen.

Die Schlacht von Hanau war für die französischen Truppen siegreich. Sie hat gezeigt, daß es nicht klug ist, einer tapferen Armee, die von dem besten General der Welt befehligt ist, die letzte Rückzugslinie abschneiden zu wollen. Dennoch muß man eingestehen, daß, wenn uns die verbündete Armee lebhaft verfolgt hätte, es uns sehr schlecht

gegangen wäre. Wrede mußte auf die Unterstützung der Verbündeten zählen, und das kann vielleicht die kühne Stellung, die er einnahm, erklären. Der Sieg kam uns aber auch teuer zu stehen, und die hereinbrechende Nacht war schrecklich für uns. Wir lagen auf der bloßen Erde, ohne Feuer und Vorräte, auf dem Schlachtfeld, das von Blut getränkt und mit Toten bedeckt war. Die Verwundeten erfüllten das Lager mit ihren kläglichen Schreien. Man wagte sich nicht zu bewegen, aus Furcht, sie anzustoßen. Unsere erschöpften Pferde konnten sich nicht mehr bewegen.

Dem Kaiser ging es auch nicht besser wie uns. Er war wie die Soldaten im Biwak und hatte nur ein Vorrecht, nämlich ein Feuer zu unterhalten. In der Mitte der Nacht begann man Hanau zu beschießen, aber das tat keine große Wirkung. Die Feinde zwangen ihre Gefangenen, bei der Löschung der Feuersbrunst zu helfen. Sie räumten am Morgen Hanau. Unser Erfolg war vollständig: Die Straße war nun frei. Der Marschall Marmont blieb, um Hanau zu halten und die Nachhut zu erwarten, die vom Marschall Mortier befehligt wurde.

Im Laufe des Tages machte der General Wrede einen Versuch, Hanau wieder zu nehmen. Er drang auch in die Stadt ein, wurde aber im Verlaufe des Angriffs am Unterleib verletzt, und die Stadt blieb in den Händen unserer Truppen.

Wir marschierten in der Richtung auf Frankfurt weiter. In der Nähe dieser Stadt machten zweitausend Reiter Miene, uns aufzuhalten. Wir drängten sie in die Stadt zurück. Sie zogen sich über den Main bei der Vorstadt Sachsenhausen zurück und mußten dabei einen engen Weg nehmen, den unsere Artillerie vollständig beherrschte, so daß sie

ihnen große Verluste beibrachte. Sie flohen dann in Unordnung.

Man hatte in der Armee seltsame Ansichten: Wir waren überzeugt, daß der Kaiser die Plünderung Frankfurts befehlen würde, weil die Stadt die verbündeten Oesterreicher und Bayern so gut aufgenommen hatte. Aber er wurde, erzählt man, durch die Bitten der Stadträte und besonders durch die Millionen, die man ihm bot, entwaffnet. Das Heer verließ daher Frankfurt. Der Kaiser wohnte in einem Vorort. Unsere Division setzte ihren Weg auf der Straße nach Mainz bis zu der kleinen Stadt Höchst an der Nidda fort. Wir blieben dort zwei Tage, um uns wieder mit dem 21. Kavalleriekorps Latour-Maubourgs zu vereinigen, das seit der Schlacht von Leipzig die Nachhut bildete. Bei Hochheim kam erst die Vereinigung mit diesem Korps zustande.

Während dieser beiden Tage sahen wir ohne Unterbrechung Kolonnen von bewaffneten, unbewaffneten, berittenen, unberittenen Soldaten, Beamten, Kranken und Verwundeten vorüberziehen. Welcher Wirrwarr! Die Einwohner, die über diese ungeheure Menge erstaunt waren, begriffen nicht, warum wir Deutschland verließen. Es blieben von dieser großen Menge aber nur wenig wirkliche Soldaten übrig. An diesem Abend biwakierten wir zum letzten Male auf dem rechten Ufer des Rheins.

Bald waren wir auf französischem Boden. Wir erreichten Kastel, wo uns noch eine letzte Formalität zu erfüllen blieb, bevor wir den Rhein überschritten. Sollte man es glauben? Es war die Zollrevision. Ja, die Leute, die an der Katzbach, bei Leipzig, bei Hanau entronnen waren, mußten absteigen und sich der Zollrevision unterwerfen. Die Zollbeamten werden sehr enttäuscht gewesen sein, als

sie meinen Mantelsack untersuchten, der dick wie eine Wurst war, und nur Bündel schmutziger Wäsche enthielt, die mein ganzes Vermögen ausmachte.

Dieser strenge Befehl ging direkt vom Kaiser aus. Seit der Errichtung der Kontinentalsperre hatten die Marschälle, Generale, Obersten und besonders die Beamten die löbliche Gewohnheit, ihre Wagen mit englischen Waren vollzupfropfen, aus denen sie einen ungeheuren Gewinn zogen. Der Kaiser wußte das und befahl, daß man von nun an alles, was den Rhein passierte, Marschälle, Generale wie Soldaten, schonungslos durchsuchte, „ohne", wie er sagte, „sein eigenes Gepäck zu schonen, da das jedenfalls am meisten Schmuggelwaren enthielte." Vielleicht hatte er recht.

Endlich, am 3. November 1813, überschritten wir den Rhein bei Mainz. Wie soll ich meine Gefühle beschreiben? Diese so veränderte Lage, dieser ungeahnte Umschwung, dieses Deutschland, das seine Herren wechselte, all das schien mir ein Traum. Ich war froh, all den Gefahren, die so vielen meiner Kameraden das Leben gekostet hatten, unverletzt entronnen und nun glücklich in meinem Vaterlande angekommen zu sein.

Wenn der Ruhm das Unglück vergessen läßt, so darf ich an das meinige nicht mehr denken, denn unser Regiment hatte sich damit bei Hanau bedeckt. Wir hatten gezeigt, wozu die Franzosen noch fähig waren. In Mainz kam ich ohne einen Sou an. Seit Juli hatten wir kein Geld mehr in Händen gehabt. Meine Stiefel, meine Kleidung, alles war zerrissen, und ich mußte mich in meinen Mantel wickeln wie ein Held in einem Schauerstück. Wir waren jetzt zwar auf französischem Boden, aber unsere Leiden waren noch nicht zu Ende.

Oberst Freiherr von Odeleben

Die Schlacht bei Leipzig

16. bis 19. Oktober 1813

Am 16. Oktober fuhr der Kaiser früh in die Stellung, die er am Tage zuvor besucht hatte. Der König von Neapel empfing ihn auf demselben erhabenen Punkte bei Liebertwolkwitz *. Napoleon war abgestiegen und beobachtete mit einem kleinen Fernglas, das er immer bei sich führte, einige Augenblicke lang die Bildung der feindlichen Angriffskolonnen, auf die ihn der König von Neapel aufmerksam gemacht hatte. Sogleich wurden die Pferde wieder herbeigeführt, der Kaiser verließ mit seinem Gefolge ganz langsam die Höhe, und in diesem Augenblicke — nach meiner Uhr um 9 Uhr — kündigten drei regelmäßige Signalschüsse aus schwerem Geschütz die Eröffnung des Kampfes von seiten der Verbündeten an. Die Kugeln flogen über das Gefolge hinweg und richteten in den etwas rückwärts aufgestellten Kürassierregimentern und in der kaiserlichen Garde einigen Schaden an.

Eine unerhörte Kanonade von beiden Seiten begann auf der ganzen Linie und wurde fünf Stunden lang so rastlos fortgesetzt, daß zuweilen die Erde im eigentlichen Sinne des Wortes erbebte. Französische Veteranen versicherten, ein solches konzentriertes Feuer noch nicht erlebt zu haben. Die Russen und Oesterreicher griffen gleich beim Anfang der Schlacht mit Mut und Erbitterung an. Sie nahmen unter Klenaus, Kleists und des Prinzen Eugen von Württembergs Führung die Dörfer Liebertwolkwitz, Wachau und Markkle-

* Siehe die Karte im Anhang: Schlacht bei Leipzig.

berg weg und brachten die ganze französische Linie zum Weichen. Napoleon mußte selbst mit seiner Garde gegen die Schäferei von Meusdorf, also etwas zurückgehen, und mehrere fielen in seiner Nähe durch die heftigste aller Kanonaden. Es herrschte jedoch, so weit sein direkter Einfluß reichte, die größte Fassung und Kälte. Wenn auch einiges Terrain verloren ging, und das Victorsche Armeekorps den Angriffen Klenaus für den Augenblick Liebertwolkwitz überlassen mußte, so näherte sich doch unterdessen der Herzog von Tarent, Marschall Macdonald, von Holzhausen her und marschierte gerade auf die sogenannte Schwedenschanze zu, einen der Hauptpunkte der Stellung.

Napoleon ordnete das Artilleriefeuer auf den Höhen von Liebertwolkwitz durch seine Adjutanten an, und die Dörfer wurden wieder weggenommen. In der Mitte wütete das Geschütz, auf den Flügeln arbeitete fortwährend das Kleingewehrfeuer. Von Wachau aus gingen zwei französische Kolonnen gegen Güldengossa und Kröbern vor, wurden aber wieder durch die tapferste Gegenwehr aufgehalten und zum Weichen gebracht. Gegen 3 Uhr rückte Macdonald von dem äußersten linken Flügel, da, wo man nach der gestrigen Schlachtordnung bei Zuckelhausen, die Hakenstellung bemerkt hatte, heran und ließ die Schwedenschanze mit dem Bajonett wegnehmen. Dies war allerdings ein entscheidender Vorteil. Napoleon zeigte sich sehr heiter und zufrieden. Er ließ schon früher dem König von Sachsen sagen, die Schlacht habe in dem Augenblick begonnen, in dem sich der Feind habe entwickeln wollen, auch habe man 2000 Gefangene gemacht. Die Kanonade dauere fort, weil der Anschein sehr günstig sei.

Jetzt, als die Schanze in seinen Händen war, schickte

er von neuem die Nachricht an den König. Alles ginge gut, die Dörfer und Anhöhen seien genommen worden. Man solle in der Stadt und in der Umgebung die Glocken läuten lassen, um die ganze Armee unsern Erfolg wissen zu lassen.

Napoleon befand sich noch hinter dem Zentrum bei Meusdorf. Jetzt ließ er 50 Kanonen von der Reservеartillerie der Jungen Garde in die erste Linie rechts von Liebertwolkwitz vorrücken, wo der König von Neapel kommandierte. Diese Artillerie, die nach der Versicherung der Franzosen bei allen bisherigen Siegen den Ausschlag gegeben hatte, machte von neuem die Erde erzittern, und der Feind schien dieses Feuer nach und nach schwächer zu beantworten.

Nun begab sich der Kaiser selbst auf diesen dominierenden Punkt und sah von hier aus die feindlichen Linien in der schönsten Ordnung und in unerschütterlicher Ruhe vor sich, den rechten Flügel an das Universitätsholz, den linken hinter Wachau an die Straße von Borna gelehnt. Seine eigenen Linien standen auf jener Seite von Liebertwolkwitz bis Markkleeberg. Plötzlich begann ein stürmischer Angriff auf der rechten Flanke gegen dieses Dorf. Er war so hitzig und das Geschrei dabei so lebhaft, daß der Kaiser, darüber besorgt, wieder einige hundert Schritt bis an die alte Garde zurückritt. Diese mußte abschwenken und sich in große Vierecke, die Front nach Markkleeberg zu, bilden.

Fürst Poniatowski hielt den Angriff standhaft aus, und Napoleon beruhigte sich wieder. Man brachte ihm viele österreichische Gefangene von einem österreichischen Chevauxlegerregiment (Sommariva), das bei dieser Gelegenheit überwältigt worden war; doch ließ der Kampf um das

Dorf Markkleeberg und die fortwährenden Angriffe auf dieser Seite nicht nach. Es mußten bedeutende Verstärkungen dahin gesandt werden, um das Dorf zu behaupten. Bei eintretender Nacht, nachdem das heftigste Feuer über neun Stunden gewütet hatte, war der äußerste linke Flügel der französischen Armee so, wie einige Stunden vorher, an der Schwedenschanze, das Zentrum bei Wachau auf der Höhe und der rechte Flügel bei Markkleeberg angelehnt.

Die Verbündeten hatten mit den Franzosen eine fast parallele Stellung, nur daß ihr Mitteltreffen vor Güldengossa in einer etwas ausspringenden Spitze zu stehen schien.

Der König von Neapel übernachtete in Wachau, und Napoleon schlug sein Biwak in einem der ausgetrockneten Teiche bei der alten Ziegelscheune an der nach Rochlitz führenden Straße auf. Es wurden die gewöhnlichen fünf Zelte eingerichtet, die Garde lagerte sich um ihn her. Ehe er sich diese Behausung wählte, brachte man den gefangenen österreichischen General Merveldt zu ihm an das Wachtfeuer, mit dem er sich sehr lange auf das gefälligste unterhielt. Am Abend wurde derselbe nochmals zum Kaiser gerufen und in das österreichische Hauptquartier mit einem Auftrage gesandt, von dem er tags darauf zurückkam. Napoleon war in der folgenden Nacht sehr unruhig. Nansouty und andere Generale wurden an sein Bett gerufen.

Die vereinzelten Schüsse auf dem rechten Flügel dauerten bis in die späte Nacht fort, und man wußte nicht, ob vielleicht noch Ueberfälle bei Markkleeberg stattfinden könnten. Alles blieb in gespannter Erwartung, besonders weil von der andern Seite, von Leipzig her, die Nachrichten fast gänzlich fehlten. Eutritzsch und Schönefeld, wo das Marmontsche Armeekorps stand, waren schon angegriffen wor-

den, und man erwartete, daß von dieſer Seite der Angriff am folgenden Tage erneuert werden dürfte.

Von der Armee des Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) liefen einige Nachrichten ein. Napoleon konnte ſich jedoch trotz aller dieſer ungünſtigen Ausſichten nicht dazu entſchließen, am 17. Oktober das Schlachtfeld zu räumen. Er betrachtete die Schlacht vom 16. als gewonnen. Und wenn es hinreichend iſt, bei gleichem und wahrſcheinlich noch höherem Verluſt an Mannſchaften und Geſchützen einen Flügel der Armee um eine halbe Stunde vorwärts zu bringen, wie hier unter Macdonald geſchah, und die alte Stellung dadurch zu behaupten, ſo war die Schlacht auf dieſer Seite gewonnen zu nennen. Allein er hatte durch Glockengeläute und alle Aeußerungen dieſen Vorteil als ſo wichtig hingeſtellt, daß man berechtigt ſchien, größere Reſultate zu erwarten.

Napoleon ſcheint am 17. Oktober — einem Sonntag — bloß deswegen in ſeinen Stellungen feſt beharrt zu haben, damit es nicht das Ausſehen haben ſollte, als ob er geſchlagen worden ſei. Nur eine tagelange Behauptung des Schlachtfeldes konnte dann in den Augen ſeiner Nation und ſeiner Armee einen Rückzug rechtfertigen, dem er irgend eine Urſache unterlegt haben würde. Daß der Kaiſer dieſen Rückzug wirklich beabſichtigte, ſchien aus allen Aeußerungen und Anſtalten im Hauptquartier hervorzugehen.

Der König von Neapel kam früh in des Kaiſers Feldlager, blieb lange bei ihm und verſicherte, wahrſcheinlich, um ihn zu tröſten, vielleicht auch mit Grund, daß der Feind einen ungeheuren Verluſt erlitten habe. Beide waren gar ernſt und nachdenkend und gingen miteinander — Napoleon ſehr tiefſinnig — auf den Dämmen der alten Teiche eine

halbe Stunde lang spazieren. Napoleon verkroch sich wieder in sein Zelt, der König ritt vor zu seinen Truppen. Gegen Abend vermehrten sich im Hauptquartier die finstern Gesichter. Man sprach schon davon, daß der Armee ein Rückzug nicht übel gedeutet werden könne, weil das schlechte Wetter und so viele andere ungünstige Umstände den Operationen hinderlich wären. Der Regen floß auf die armen Lagerruhen herab. Am kaiserlichen Wachtfeuer herrschte ein dumpfes Stillschweigen. Der Großmarschall * fragte, wann der Mond aufgehe, um die Nachtparole anzuordnen. Andem von Napoleons nächster Umgebung sah man die Bestürzung an. Ein Stallmeister des Königs von Neapel ward fortgeschickt, um das Hauptquartier des Königs wieder nach Zuckelhausen zurückzuführen, wo es vor zwei Tagen gewesen war.

Alle Umstände deuteten auf einen Rückzug, und dieser erfolgte auch am 18. Oktober früh um 2 Uhr. Man rief den Portefeuillebewahrer, und nach 10 Minuten ging es fort. Der sogenannte leichte Dienst war schon um 11 Uhr nach Stotteritz vorausgegangen. Napoleon setzte sich in den Wagen und verließ still und unmutig das Biwak. Es interessierte ihn, den Ort zu ermitteln, wo die Straßen von Rochlitz und Grimma zusammenstoßen. Er ließ einen Augenblick halten, aber die Dunkelheit der Nacht verhinderte ihn, sich umzusehen. Bis dahin wimmelte schon die Straße von zurückmarschierenden Truppen und Artillerie. Kaum konnte der Kaiser vorüberziehen. Bei Probstheida wurden seitwärts der Straße etwa 200 leere Wagen verbrannt, die man wahrscheinlich nicht mit fortbringen konnte. Die wenige noch darin vorhandene Munition flog in die Luft,

* General Bertrand nach Duroc's Tod

so daß man in der Ferne das Phänomen nicht zu erklären vermochte.

Napoleon fuhr nun nach Reudnitz, wo er beim Marschall Ney abstieg, der dort in dem früheren Quartier des Kaisers samt den Seinigen im tiefen Schlafe lag. Er blieb dort bis ungefähr nach 5 Uhr, fuhr um die Stadt herum und nach Lindenau, wo General Bertrand stand. Er besah sich die Brücke und die Gegend, wo zwei Tage vorher der Angriff auf das Bertrandsche Korps stattgefunden hatte, und erteilte bei dieser Gelegenheit dem General Bertrand den Befehl, nach Weißenfels zu marschieren. Bald zu Pferde, bald im Wagen kehrte er durch die Vorstädte auf demselben Wege wieder nach Stötteritz zurück.

Es war gegen 8 Uhr. Die Garden waren bei Stötteritz angekommen. Der Kaiser frühstückte auf einem der dortigen Güter. Der von allen Seiten mit Macht sich erhebende Kanonendonner machte wenig Minuten darauf das ganze Hauptquartier rege. Von Markkleeberg, Dölitz und Liebertwolkwitz her hallte ununterbrochen das grobe Geschütz. Die Schwedenschanze war in der vergangenen Nacht von den Franzosen verlassen worden, und der König von Neapel hatte sich mit den Armeekorps der Marschälle Victor und Augereau vor Probstheida aufgestellt. Er sandte gleich am Anfang der Schlacht zu dem Kaiser und ließ ihn wegen der großen Uebermacht, mit der man auf ihn marschiere, um Verstärkung bitten.

Die Verbündeten wollten gleichzeitig den Uebergang über die Pleiße bei Dölitz, Lößnig und Connewitz erzwingen. Napoleon begab sich zu Pferd in diese Gegend und hielt bei der Tabaksmühle an. Hier begann und beendete er den großen Tag, der den Lorbeerkranz entblättern sollte, den

das Glück bis jetzt um sein Haupt geflochten hatte! Eine durchlöcherte, halb zerstörte Windmühle stand ihm als ein warnender, böser Vorbote, als ein Bild des launischen, von allen Winden abhängigen Glückes, zur Seite.

Der Kampf ward nun allgemein. Die Verbündeten drangen mit immer größerem Mute vor. Auf allen Seiten rückten Heerscharen heran, und von allen aus Leipzig hinausführenden Straßen war nur die nach Weißenfels führende frei. Bei Sellerhausen, auf der nach Dresden gelangenden Straße, schlug man sich seit früh 11 Uhr. Von Zweinaundorf, Zuckelhausen und Liebertwolkwitz aus geschahen die heftigsten Angriffe auf Stötteritz und Probstheida. Von Wachau und Dölitz drangen erst Oesterreicher und später Russen vor, immer mit erneuten Kräften und mit frischer Artillerie. Die Straße von Pegau aus und das Rosental waren mit leichten Truppen des Feindes bedeckt, und die Armee des Kronprinzen von Schweden nahte sich von Radeberg und Breitenfeld gegen die Eilenburgerstraße, wo Ney und Reynier standen. Wo der Kaiser selbst stand, befehligten Macdonald und Lauriston den linken Flügel bei Probstheida, dagegen hatte Poniatowski den Oberbefehl über den rechten Flügel bei Dölitz. Die Alte Garde und ein Teil der Jungen wurde als Reserve verwendet.

Eine Vorstadt von Leipzig brannte. Die Granaten flogen in die Stadt bis in das Haus des Königs am Markte. Schönefeld, Stötteritz, Dölitz und Liebertwolkwitz standen in Flammen. Kaum erlaubte der Nebel und Dampf das Bild der Gegend aufzufassen, aber der Nebel verging, und der Tag ward hell und schön. Obgleich die Franzosen durch vorangegangene Märsche und Entbehrungen matt, abgerissen und ausgehungert waren, so fochten sie doch mit großer

Standhaftigkeit, wenigstens in der Gegend, wo sich Napoleon befand. Von allen Seiten umzingelt hatten sie besonders den Nachteil einer überlegenen Artillerie gegen sich. Einige tausend Ausreißer füllten die Stadt, doch sah man keine förmliche Flucht. Der Fürst Poniatowski hatte den schwersten Stand, aber er bewährte durch unendlichen Mut vollkommen das hohe Vertrauen, das Napoleon in ihn gesetzt hatte. Sein kleines auf 5000 und endlich bis auf 2700 Mann streitbarer Infanterie zusammengeschmolzenes Korps tat das Aeußerste. Von Poniatowskis Generalstab allein sollen in den Tagen bei Leipzig 15 Offiziere teils getötet, teils verwundet worden sein. Dieser Mut von seiten einer Nation, die in diesem Augenblicke schwerlich noch von Napoleon ihre Wiederherstellung erwarten konnte, war um so auffallender.

Der Kaiser hatte zu Anfang der Schlacht über eine Stunde auf dem rechten Flügel verweilt und eilte jetzt auf Probstheida und die vorderen Reihen zu, teils um sich mit eigenen Augen von der Lage zu überzeugen, teils um den Truppen Mut einzuflößen. Er erschien in dem Augenblick, in dem die Verbündeten von Zuckelhausen und Holzhausen her mit gewaltiger Macht vordrangen und sich eines Teils Probstheidas bemächtigten. Handpferde, Verwundete und alles Entbehrliche strömten scharenweise zurück. Napoleon flog an den vorderen Reihen vorüber, füllte mit den Reserven der Alten Garde die Lücken und kehrte bald darauf an seine durchlöcherte Windmühle zurück, wo er den größten Teil des Tages verharrte.

Der tapfere König von Neapel hielt alle Angriffe auf und ließ das Dorf Probstheida, um das sich der blutige Kampf drehte, immer wieder erstürmen. Während am 16.

der Vorteil der Stellung mehr auf seiten der Franzosen gewesen war, hatten die Verbündeten am heutigen Tage mehrere, obgleich niedrige aber doch beherrschende Anhöhen inne, von denen das Feuer konzentrisch auf die französische Armee wirken konnte. Die feindliche Artillerie zeigte sich in ihrer ganzen furchtbaren Größe. In ganz kurzer Zeit gingen allein an der Stelle, wo sich Napoleon aufhielt, über ein Dutzend unbrauchbar gewordener Kanonen zurück, und Tausende von Verwundeten zogen in die Stadt. Nach 6 bis 7 Stunden des ungeheuersten Feuers fing man bei den Franzosen schon an, den Mangel an Munition zu bemerken. Der Kaiser befahl jetzt — vielleicht zum erstenmal, seitdem er Krieg führte — sie zu schonen!

Schon am Vormittag hatte ihm ein Adjutant des Generals Reynier den Uebergang eines Teiles der sächsischen Artillerie und Reiterei gemeldet. Gegen 3 Uhr erhielt er die Nachricht, daß auch die Infanterie die französischen Reihen verlassen habe. Alles ward jedoch sehr geheim gehalten Nur die ihm zunächst Stehenden erfuhren, was vorgegangen sei. Napoleon ließ sich plötzlich ein Pferd geben. Niemand wußte, was er vorhabe, denn die Angriffe gegen Probstheida dauerten immer fort. Nun ritt er links abwärts und schräg übers Feld nach Reudnitz und bis in die Nähe des Straßenhauses auf dem Wege nach Wurzen. Dort fand er Ney und Reynier, aus deren bedenklichen Mienen und dem Gebärdenspiel, womit sie gegen die feindlichen Linien auf der Fläche zwischen Paunsdorf und Schönefeld hindeuteten, man wohl annehmen konnte, daß sich hier etwas Ungewöhnliches ereignet haben müsse.

Napoleon hielt sich nicht lange dort auf, sondern eilte auf den Mittelpunkt, dessen Erhaltung ihm ja notwendig

war, zurück. Eine Abteilung der Alten Garde kam ihm in Eilmärschen entgegen, um die Lücke, die bei Reudnitz durch den Uebergang der Sachsen entstanden war, auszufüllen. Der General Nansouty schützte unterdes mit einem Teile der Gardekavallerie die schwache Seite gegen Mölkau und Stünz zu, wo eine gewaltige Linie feindlicher Kavallerie aufmarschiert war.

Bisher hatte Napoleon die größte Ruhe und ein sich immer gleichbleibendes Wesen gezeigt. Er war größtenteils während der Schlacht kalt, nachdenkend und in sich gekehrt umhergegangen. Auch dieser Unfall brachte in seinem Benehmen keine Veränderung hervor, obgleich man auf seinem Gesicht einen gewissen Unmut bemerkte. Er ritt zum König von Neapel vor, der sich durch die heftigsten Angriffe nicht hatte verdrängen lassen, sprach kurze Zeit abgesondert mit ihm, schickte auf dessen Vorstellung eine Verstärkung von Artillerie gegen Dösen und ließ sich neben der Windmühle ein Wachtfeuer anzünden. Die Dämmerung war schon eingetreten, aber das Feuern dauerte bis in die Nacht fort.

Endlich schien auf beiden Seiten die Erschöpfung ihr Recht geltend zu machen. Der rechte Flügel bei Connewitz und Dölitz hatte sich seit diesem Morgen fast ganz in seiner Stellung erhalten, aber von Stötteritz bis Schönefeld herüber war viel Terrain verloren gegangen. Doch rechne ich hierbei nicht das Treffen, das bei Möckern vom Feldmarschall Blücher gegen Marmont geliefert ward, und das man als von der Hauptschlacht unabhängig betrachten kann.

Es mochten von der französischen Armee 160 000 bis 170 000 Mann gefochten haben, gegen die gewiß mehr als die Doppelzahl ankämpfte, so daß über eine halbe Million Krieger in der blutigen Arbeit begriffen war. Welch eine

Schlacht! Der Verlust an solchen Tagen läßt sich bei dem Umfange des Schlachtfeldes nicht mit einiger Zuverlässigkeit angeben, wenn man nicht aus richtigen Verlustlisten schöpfen und auf ein Verhältnis schließen kann. Daß er aber für die Franzosen, schon der Gegend und der stürmischen Angriffe wegen, ganz ungeheuer gewesen sein muß, leuchtet ein.

Von ausgezeichneten Offizieren, die blieben oder kurz darauf an ihren Wunden starben, sind mir die Generale Delmas, Daubry, Frédéric und Rochambeau genannt worden. Eine große Menge wurde verwundet.

Das gesamte Gepäck, das Napoleon in der Vorbereitung des Rückzuges schon früh nach der Stadt abgehen ließ, hatte dort eine fürchterliche Verwirrung verursacht. Fast alle Tore waren verstopft, denn durch vier Eingänge strömte alles herein, zu einem einzigen drängte sich alles hinaus. Seitwärts der Stadt gab es keine Brücken, und da ober- und unterhalb derselben die Elster nicht zu passieren ist, so mehrte sich die wilde Unordnung durch Wagen, Verwundete, Flüchtlinge und Truppen.

Es ward nun dunkel. Der Donner verhallte, nur einzelne Schüsse aus dem kleinen Gewehr fielen noch. Die Erde und der Himmel erglänzten nach und nach von den unzähligen Wachtfeuern, die aus der Unterwelt emporzusteigen schienen. Napoleon hatte bereits dem Fürsten Berthier die Verfügung zum Rückzug mitgeteilt, und dieser diktierte in gewöhnlicher Kürze an einem Seitenwachtfeuer einigen Adjutanten den Befehl. Rund herum herrschte tiefes Schweigen. Die Artilleriegenerale Sorbier und Dulauloy äußerten im Zwiegespräch, daß wohl an eine Erneuerung des Kampfes zu denken sei, wenn man nur

30 bis 40 000 Mann frische Truppen und noch einige hundert Munitionswagen hätte, aber — — —

Man hatte dem Kaiser einen hölzernen Schemel gebracht, auf dem er, erschöpft von den Anstrengungen der letzten Tage, in Schlummer sank. Seine Hände ruhten, nachlässig gefaltet, im Schoß. Er glich in diesen Augenblicken jedem andern unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde. Die Generale standen düster und verstummt um das Feuer herum, und die zurückziehenden Truppen rauschten in einiger Entfernung vorüber.

Nach Verlauf einer Viertelstunde erwachte der Kaiser und warf einen großen, verwunderten Blick im Kreise umher, der zu fragen schien: Wach ich, oder ist's ein Traum? Doch sammelte er sich sogleich und gab in diesem Augenblick einem Offizier den Auftrag, zu dem König von Sachsen zu gehen, um denselben über die Vorfälle aufzuklären und ihm zu sagen, daß er ihn heute nicht besuchen könne.

Da Napoleon den ganzen Tag über dem König nichts Erfreuliches mitteilen konnte, so schickte er ihm nur ein einziges Mal in den Mittagsstunden eine Botschaft. Uebrigens war die ganze Schlacht so nahe in dem Umkreis der Stadt, daß der König den Fortgang derselben und jede Veränderung von der Höhe der Türme aus erfahren konnte. Napoleon stellte dem Könige späterhin die Wahl frei, ob er ihm folgen wolle oder nicht. Da sich aber der unglückliche, in eine so große und bittere Verlegenheit geratene Landesvater zum Bleiben entschloß, so bestand das letzte, das der Kaiser durch Mittelspersonen eröffnen ließ, in der Erklärung, er wolle es ihm ganz überlassen, mit seinen Feinden einen Frieden abzuschließen, wie er ihn nur erlangen könne,

bitte aber, für die Verwundeten sorgen zu lassen. Zugleich gestattete der Kaiser den wenigen noch übrig gebliebenen sächsischen Truppen mit Inbegriff des Leibgardebataillons, das mit der französischen Garde Dienst getan hatte, zum König zurückzukehren. Dies geschah am 19. Oktober

Von dem Gefühl, das im Innern eines solchen Mannes tobt, wenn das ganze Gebäude des Glücks und des Ruhms zertrümmert über ihn zusammenstürzt, können sich sanftere, gezügeltere Gemüter wohl schwerlich einen Begriff machen. Napoleon hatte schon so viele kritische Fälle erlebt, in Aegypten und in Rußland Widerwärtigkeiten gehabt, bei denen ihn nur ein unumstößliches Vertrauen auf seinen Geist und sein Glück emporhalten konnte. Die Hilfsquellen, die dem Gefallenen noch zu Gebote standen, schwebten ihm sonst immer schon in dem Augenblick vor, der ihn noch die Streiche des Schicksals fühlen ließ. Der Wunsch, zum Erstaunen der Welt wieder in die Höhe zu kommen, beflügelte früher von neuem seine Unternehmungen. Alle erlittenen Unfälle konnte er ehemals durch die Einwirkungen fremder, überwältigender Kräfte entschuldigen.

Jetzt aber war der Imperator zum ersten Male in seinem Leben, vor den Augen und im Mittelpunkte des ganzen gebildeten Europas dermaßen geschlagen, daß es ihm schwerer als je werden mußte, die Nation, deren Hausaltäre die siegreichen Heere nun bedrohten, durch einen triftigen Entschuldigungsgrund zu beschwichtigen. Kurz, er hatte eine Schlacht ohnegleichen verloren, er zog die Feinde auf den heiliggesprochenen, seit seiner Regierung nie verletzten Boden Frankreichs, in einem Augenblick, in dem die Verstärkungen, die Hilfsmittel jeder Art kaum mehr aufzutreiben noch dem erschöpften Volke zuzumuten waren.

Wenn er auch beschönigende Wendungen und Ausdrücke erfand, sa kannten diese dach am Schlusse jenes Tages ihn selbst nicht trösten, und das Gefühl der Schmach machte bei aller Fassung, die er in den ersten Stunden zeigte, die Verstörung des inneren Gemüts sichtbar.

Bis nach 8 Uhr verweilte der Kaiser an seinem Wachtfeuer. Erst sollte in einem Gebäude am Thanberg Quartier gemacht werden, da aber alle Häuser in der Nähe durch die Verwundeten sehr verunstaltet warden waren, sa gab es dart für ihn kein Unterkommen. Er ritt also auf den Raßplatz und bezag das Hatel de Prusse. Welch Spiel des schadenfrahen Schicksals, daß eben dieses den Entwaffneten aufnehmen mußte, nachdem er soeben gezwungen war, aus diesem zu entfliehen! Bis spät in die Nacht war Napaleon mit dem Herzag von Bassano, dem Graßstallmeister (Caulaincourt) und Berthier beschäftigt.

Die Varsicht gebot, sich stündlich zum Aufbruch bereit zu halten, und die Pferde standen deshalb seit früh 2 Uhr bereit. Die Wagen und der übrige Dienst befanden sich bereits in Lindenau.

Napaleans Abgang van Leipzig verzog sich am 19. Oktober bis früh nach 11 Uhr. Man sah ihn teils beschäftigt, teils im Morgenanzug am Fenster. Der Durchmarsch der französischen Truppen durch die Varstädte dauerte unaufhörlich fart. Um halb 9 Uhr hörte man gegen die Seite der Grimmaischen Varstadt feuern. Gegen 9 Uhr stieg Napoleon zu Pferde und ließ sich durch das Grimmaische Tor an das Haus des Königs führen. Er stieg ab. Der König empfing ihn mit der gewöhnlichen Etikette und führte ihn in sein Zimmer, wa sich auch die Königin befand. Die Umgebung blieb im Varzimmer. Einige sächsische und

badische Truppen standen auf dem Markte. Nach der Unterredung von einer guten Viertelstunde, in der Napoleon dem König gewiß noch sein lebhaftestes Interesse und seinen Wunsch, ihm kräftiger beistehen zu können, ausgedrückt hat, verließ er ihn, und der König begleitete den Kaiser nach der Hofsitte bis an die Treppe.

Von dem Augenblick an, wo der Kaiser zu Pferde stieg und Leipzig nun ganz verlassen sollte, war der sichtbarste Tiefsinn an ihm bemerkbar. Gedankenvoll, fast verstört oder vielleicht gedankenlos, ritt er erst gegen das innere Ranstädter Tor schräg über den Markt, und als man hier wegen des ungeheuren Gedränges der Truppen und Wagen alles verstopft fand, so nahm er seinen Weg innerhalb der Stadt herum an den beiden schon früher versperrten Pforten und an der Thomaskirche vorüber nach dem Peterstore. Hier orientierte sich der Kaiser einen Augenblick und ritt noch einmal gegen sein Quartier am Roßplatz oder vielmehr auf der Allee bis in die Gegend der Bürgerschule vor.

Der Angriff war schon sehr lebhaft von dieser Seite aus geworden, und die Kugeln flogen herein. Die Vorstädte waren mit Franzosen besetzt. Die Korps von Poniatowski und Lauriston bildeten den Nachtrab und sollten eigentlich nach der erhaltenen Weisung die Vorstädte, Haus für Haus, verteidigen. Napoleon wollte erst die Vorstädte abbrennen lassen. Er war aber davon zurückgekommen; auch hätte diese Untat zu nichts geführt. Er kehrte nun wieder um, ritt an dem Peterstore vorbei und um die Stadt nach dem Ranstädter Steinwege hin. Kaum war der Kaiser imstande, wegen des unbeschreiblichen Drängens aller Gattungen von Truppen hindurch zu kommen. Einzeln mußte er und sein

ganzes Gefolge ſich an der Seite dieſes Gewühls fortwinden.

Munitionswagen, Marketender, Gendarmen und Kanonen, Kühe und Schafe, Weiber, Grenadiere und Wagen, Geſunde, Verwundete und Sterbende — alles häufte ſich im bunten Gewirre ſo eng zuſammengepreßt, daß kaum an ein Fortkommen, noch weniger an eine Gegenwehr, zu denken war.

Wenn der Feind jetzt hier durchbrach, ſo entkam auch nicht einer, denn der Eingang des äußeren Ranſtädter Tores nach Lindenau zu, den alle paſſieren mußten, iſt ſo ſchmal, daß neben einem Wagen kaum noch ein paar Fußgänger Platz finden. Man hatte zwar eine Brücke in dem ſogenannten Richterſchen Garten und eine über die Elſter ſchlagen laſſen; dieſe ſoll aber wegen ihrer ſchlechten Bauart nach kurzem Gebrauch zuſammengeſtürzt ſein. Hierdurch ward die ſchlimme Lage der noch Zurückgebliebenen vermehrt. Vielleicht veranlaßte dieſer Unfall den Tod des Fürſten Poniatowski, der ſich in die Elſter warf, um der Gefangenſchaft zu entrinnen. Napoleon folgte ganz gelaſſen dem Hauptſtrom ſeiner fliehenden Truppen auf der großen Straße fort bis hinter Lindenau. Hier machte er halt und ſtellte verſchiedene Offiziere an, die den in Unordnung geratenen Flüchtlingen die Punkte angeben mußten, wo ſich ihre Korps ſammeln ſollten. Dieſe befanden ſich zu beiden Seiten der dort zuſammenſtoßenden, nach Weißenfels und Merſeburg führenden Straßen.

Nachdem der Kaiſer hier einige Ordnung geſchaffen hatte, kehrte er in die Mühle nach Lindenau zurück und blieb in dem oberen Stocke. Das Feuern auf die Stadt ward immer lebhafter, man hörte das Sauſen der Granaten und alle Art von Kleingewehrfeuer. Endlich verſtummte

das grobe Geschütz wie nach einem heftigen Knalle. Es war ungefähr etwas nach 11 Uhr. Kurz darauf setzte sich das Hauptquartier in Bewegung und ging bis Markranstädt.

Wahrscheinlich erfolgte dieser Aufbruch gleichzeitig mit der Sprengung der Lindenauer Brücke, die Napoleon tags zuvor selbst besehen hatte. Man hat die Umstände, die darüber in den französischen Berichten erschienen sind, ins Lächerliche gezogen. Allein ich kann mit ganz unparteiischer Wahrheitsliebe versichern, daß einer von den vertrautesten Gefährten des Kaisers 18 Stunden nach jener Begebenheit noch im vollen Gefühl des Entsetzens über den erlittenen ungeheuren Verlust äußerte: Es habe ein Sergant vom Geniekorps den Auftrag gehabt, nach dem erfolgten, völligen Rückzuge der Truppen die Brücke von Lindenau in die Luft zu sprengen. Er habe aber, als der Feind zu lebhaft in die Stadt drang, und man von allen Seiten das Lärmen und das Hurra der Schweden (?) vernahm, sich umgangen geglaubt und die Mine angezündet. Auf den Einwurf, daß man ein so wichtiges Geschäft nicht einem Unteroffizier allein anvertraue, ward entgegnet, daß der Stabsoffizier, dem man den Auftrag dazu gab, nicht gegenwärtig gewesen sei.

Diese vertrauliche Eröffnung aus der ersten Quelle, nur wenige Stunden nach der Begebenheit gemacht, scheint zu beweisen, daß die Sache selbst begründet ist. Uebrigens würden die Abgeschnittenen bei der Enge des ohnehin versperrten Tores auch ohne diesen Unfall in des Feindes Hand gefallen sein, da den Verbündeten obendrein alle Hilfsmittel zu Gebote standen, sich andere Uebergänge über die Elster zu verschaffen.

Der Verlust war ungeheuer, und ich glaube nicht viel

zu sagen, wenn ich das, was am 19. zu Leipzig in die Hände der Verbündeten gefallen ist, auf 25 bis 30 000 Mann veranschlage. Da man alles Fuhrwerk und die Garde hatte vorausgehen lassen, so blieben ganze Armeekorps zurück, die freilich sehr schwach waren, sich aber durch die Versprengten unendlich vermehrten. Alle diese Massen wurden getötet oder gefangen. Unter den letzteren befand sich der so geschätzte Divisionsgeneral Reymer, der, obschon ein Pflegesohn der Revolution, doch immer die größten Schwierigkeiten auf der Bahn des Ruhmes bestand.

Der Tod Poniatowskis, den man am folgenden Tage im Hauptquartier erfuhr, erregte viel Teilnahme. Ueberhaupt brachte das widrige Resultat des 19. eine Verlegenheit und Bestürzung bei den eifrigsten Verehrern Napoleons hervor, die zu den ungewöhnlichsten Erscheinungen gehörte. Ohne gerade das Ende seines Glücks vorherzusagen oder Schmähungen auszusprechen, hielt man es doch für möglich, daß die Nation selbst bei der Rückkehr der Armee sich gegen den Kaiser gestimmt fühlen könne. Napoleon selbst sah den Verlust, den er bei Leipzig erlitten hatte, nicht für so groß an. Vielleicht hat man ihm die Wahrheit, wie fast immer, verschwiegen, denn da er nichts von großem Verlust hören wollte, so tat man ihm den Gefallen, falsche Berichte anzufertigen.

Auch an Artillerie ist der Verlust, sowohl in der Schlacht als bei dem Sturm auf Leipzig, ganz außerordentlich zu nennen. Der beste Teil derselben bestand nach dieser Zeit in den 120 Geschützen der Alten Garde, die noch vollständig mit Munition versehen waren. Hingegen hatte die Junge Garde einen großen Teil ihrer Artillerie bei Leipzig eingebüßt. Wenn man den späterhin noch erlittenen Verlust

erwägt, ſo wird die franzöſiſche Armee bei dem zum Abſchied aus Deutſchland geleiſteten Treffen bei Hanau nicht viel mehr als 200 Kanonen gehabt haben. Wie ſehr war die hochgerühmte Zahl der 1300 Geſchütze nach dem Waffenſtillſtand zuſammengeſchmolzen! Die Schlachten an der Katzbach und bei Kulm raubten allein gegen 200 Stück, und was blieb nicht zum Gebrauch der Beſatzungstruppen in den befeſtigten Plätzen zurück?!

C. J. L. Duffell

Die Schreckenstage von Leipzig

14. bis 19. Oktober 1813

Der 14. Oktober war endlich angebrochen. Ihm waren mehrere regnerische Tage vorangegangen. Heute war es bloß trübe. Die Kanonen donnerten in Pausen nach Liebertwolkwitz zu *. Schon am Vormittage kamen einzelne französische Verwundete, besonders Reiter, an. Gegen wen sie gefochten hatten, wußten sie nicht — es waren wieder die verwünschten Kosaken gewesen. Wir erwarteten sicher eine Hauptschlacht. Vor den Toren wurde das Hin- und Hergehen der Neugierigen immer gefahrlicher. Des Reitens, Fahrens und Marschierens war kein Ende. Von zehn zu zehn Schritten traf man nach allen Richtungen auf Schildwachen, von denen jeder Nichtmilitär, wie billig, bald klar, bald grob angehalten und ohne Umstände zurückgewiesen wurde.

Mehrere vorausgeeilte Boten hatten gemeldet, daß der König von Sachsen und Napoleon in kurzem eintreffen würden. Der gepriesene Held des Jahrhunderts kam wirklich gegen Mittag, aber nicht, wie wir vermuteten, auf der Straße von Dresden, sondern von Berlin **. Er eilte schnell durch die Stadt, zum äußersten Grimmaischen Tore hinaus; einige Bataillone und Schwadronen Garden begleiteten ihn. Es wurden Hals über Kopf nicht weit vom Galgen ein Feldstuhl und ein Tisch aufs freie Feld gebracht und ein großes Wachtfeuer angezündet. Rechts und links biwakierten

* Siehe die Karte: Schlacht bei Leipzig

** Napoleon kam auf der Straße von Eilenburg über Düben heran

die Garden. Der Kaiser ging in das nichts weniger als prachtvoll zubereitete Hauptquartier, das noch von den letzten Resten der Kraut- und Kohlstrunke umgeben war, die seine Krieger verzehrt, und worüber sie die bündigsten Quittungen in den Produkten ihrer Verdauungskraft tausendweise hinterlassen hatten.

Der Tisch war sogleich mit Landkarten bedeckt, und der Kaiser studierte emsig darin. Von dem, was um ihn vorging, schien er nicht die geringste Notiz zu nehmen. Die Zuschauer, unter denen auch ich mich befand, drängten sich ziemlich nahe um ihn. Man hatte bei seinem Besuche in der Stadt vor einigen Monaten französischerseits die Erfahrung gemacht, daß die Leipziger gar nicht so bösartig, als man sie ausgeschrien hatte, sondern ein ziemlich gutmütiges Völkchen seien. Sie durften sich daher bis auf zwanzig Schritte nähern, ohne daß sie jemand gehindert hätte.

Ein langer Wagenzug von der Straße von Wurzen her, das Knallen der Kurierpeitschen und eine Menge geharnischter Reiter und großer Grenadiere, die ihn umgaben, verkündeten die Ankunft einer andern hohen Person und lenkten die Aufmerksamkeit dorthin. Es war der König von Sachsen mit seiner Garde und seiner Umgebung. Der König kam zu Pferde; es fand eine zärtliche Bewillkommnung zwischen ihm und seinem hohen Verbündeten statt. Er setzte dann seinen Weg nach der Stadt fort und hielt diesmal seinen Einzug in dieselbe reitend. Napoleon blieb indessen zurück. Er stand bisweilen auf, stellte sich ans Wachtfeuer, hielt die Hände darüber, rieb sie und legte sie dann auf den Rücken, während er das Brennholz, welches aus dürren Brettern und Balken aus den nächsten Häusern

bestand, mit dem Fuße in die Flamme schob, um sie stärker brennen zu machen. Daß er es entweder nicht sah oder nicht dachte, daß das Material nicht anders, als auf eine gewaltsame Art und zum Schaden der Häuser herbeigeschafft sein könne, ist ein geringer Umstand, aber er verdient wenigstens bemerkt zu werden. Er schnupfte dabei häufig Tabak, wovon er in seiner goldenen Tabaksdose nur noch einen kleinen Vorrat hatte. Er schob zuletzt die Reste mit dem Finger zusammen und schüttete sie auf die Hand.

Als gar nichts mehr darin war, öffnete er die Dose mehrmals und roch hinein, ohne von seinen ihn umgebenden Marschällen Abhilfe seines Mangels zu verlangen. Da der Kanonendonner nach Probstheida und Liebertwolkwitz immer ernsthafter und stärker und die Zahl der zurückkehrenden Verwundeten immer größer wurde, so befremdete es mich ziemlich, daß der Oberbefehlshaber sich dieses Mal wider seine Gewohnheit so weit vom Schlachtfelde, welches fast zwei Stunden vorwärts lag, fortwährend aufhielt und den Kampf gar nicht zu beachten schien. Fast unerklärlich ist es, daß er selbst die Gegend nicht recht wußte, wo der Kanonendonner herkam, und einen deutschen Offizier sehr angelegentlich fragen ließ, wo diese genau angegeben zu finden sei. Der französische Offizier hatte hinzugefügt, wie Seiner Majestät sehr viel daran liege, sie bestimmt zu wissen.

Es war ungefähr vier Uhr nachmittags, als einer seiner Adjutanten aus der Stadt gesprengt kam und etwas berichtete. Es wurde sogleich Alarm geschlagen, und die Gardeabteilungen brachen auf. Der Kaiser setzte sich sogleich zu Pferde und folgte ihnen. Die Richtung, die er nach den Kohlgärten nahm, ließ das Schlachtfeld rechts. Bald sah ich die Ursache des Aufbruchs. Man hatte ihm

nämlich die Ankunft der sämtlichen Garden gemeldet, auf die er gewartet hatte. Sie kamen von Düben zum Hallischen Tore herein und machten jetzt einen Gegenmarsch wieder auf Dresden zu. Sicher glaubte ich nun die Verbündeten verloren, da ich die unübersehbaren Reihen und das zahllose Geschütz aus der Stadt kommen sah. Mir war es völlig klar, daß Napoleon keinen andern Plan habe, als sich mit diesem neuen Heere hinter den Kohlgärten rechts zu wenden und, wie seine Kampfesweise war, von Stötteritz her den Feind in seiner rechten Flanke zu umgehen, und ihn dann zu zersprengen und zu vernichten.

Ich hatte mich indes sehr stark geirrt. Der Kaiser ging mit seinem Gefolge kaum tausend Schritte weit bis an die ersten Häuser der Kohlgärten, wo er sich einquartierte und die Nacht ruhig liegen blieb. Die Garden und der Train zogen ebenfalls in die Gegend und schlugen dort ihre Biwaks auf. Es wurde allmählich dunkel.

Die Palisaden am Tore hatten nur einen kleinen Eingang gelassen, durch die sich unaufhörlich Truppen und Geschütz drängten. Reiter und Fußgänger, die in die Stadt wollten, hielten schon stundenlang und vermehrten sich jeden Augenblick, ohne daß der herauskommende Zug aufhörte. Das Gedränge wurde immer fürchterlicher und die Lebensgefahr immer größer. Einen andern Eingang zu suchen war nicht tunlich, weil jeder in Gefahr war, von den tausend Feldposten angehalten, erschossen oder wenigstens in die schmutzigsten Biwaks geschleppt zu werden. Die Nacht war rabenschwarz, die Geduld erschöpft und nirgends Hoffnung, unter das heimische Dach zu kommen. Es regnete stark, und nirgends war ein Winkel, sich zu verbergen. Ich stand mitten unter mehr als tausend Pferden, die mich jeden

Augenblick zu zertreten drohten. Ein großes Glück war es für mich, daß sie sämtlich fromm waren.

Der Kanonendonner hatte längst aufgehört; hatte er aber auch fortgedauert, so wäre es vollkommen unmöglich gewesen, ihn bei dem Rasseln der Wagen und Kanonen, dem tausendfachen Gebrüll der Soldaten und Offiziere, da bald Kavallerie, bald Infanterie zuerst heraus wollte, und dem ewigen Fluchen, Krachen, Quetschen und Stoßen zu vernehmen.

Die Verwirrung war so groß, daß die Regiments- und Bataillonskommandanten des Fußvolks, wenn sich die Reiterei unter dem Tore zwischen sie drängte und mit hinaus wollte, mit fürchterlichem Brüllen ihren Leuten kommandierten, mit dem Bajonett die Kavallerie geradezu anzugreifen. Mehrmals entstand auch wirklich ein heftiges Bajonettgeklirr, das zu unserm großen Schrecken sehr nahe war. Bei alledem hörte man am folgenden Tage nicht, daß in diesem ungeheuern Strudel ein Soldat verunglückt sei. Gewiß werde ich nie ein ähnliches Getümmel erleben, es ist durchaus nicht zu beschreiben. Es dauerte von vier Uhr nachmittags bis nachts zwölf Uhr ununterbrochen fort. Man denke sich dabei den unbequemen Standpunkt, auf dem ich mich befand.

Sobald die vorderen Kolonnen in den Biwaks bei den nahen Dörfern angekommen waren, fehlte es nicht an tausend Boten, die es auf eine Art meldeten, die uns deutlich genug bewies, wie wenig willkommen sie gewesen waren. Jammernde Mütter mit Betten in Tragkörbe gepackt und zwei, drei fast völlig nackte Kinder an der Hand, den Säugling auf dem Rücken; Väter, die Frau und Kinder suchten; Kinder, die im Gewühl ihre Eltern verloren hatten;

Kranke, die man auf Schubkarren durch das Pferdegewühl drängte; überall Heulen und Wehklagen!

Alle diese Unglücklichen drängten sich in den schmutzigen Winkel, den die alten Spitalgebäude und die Mauer am Kohlgärtnertor bilden, zusammen. In ihr Winseln und Schreien mischte sich das Aechzen und Brüllen der Verwundeten, die in die Spitäler wollten, und die um Brot und Hilfe flehten. Eine Menge französischer Soldaten, vermutlich Nachzügler, durchsuchte jeden Korb und jede Tasche, um Brot zu finden. Sie rissen die schlafenden Kinder kurzweg aus den Körben und kehrten sich nicht daran, wenn die wütende Mutter mit allen zehn Fingern ihnen die Gesichter zerkratzte. Die Greuelszenen wechselten überall so schnell, daß man auf keiner eine halbe Minute weilen konnte Das weichste Herz wurde abgestumpft und gefühllos.

Eine Schreckensnachricht jagte die andere, — „ach, auch der ist geplündert, auch jenem hat man das Haus angezündet, dort ist einer gehauen oder gestochen worden, auch der sucht seine Kinder!“ — schallte es aus dem Munde eines jeden Flüchtlings. Fragte man Franzosen, wann denn endlich der Zug aufhörte, so war die tröstliche Antwort: vor sechs Uhr früh nicht. Beständig hörte man in der Nacht neu ankommende Regimenter trommeln und blasen. Gegen Mitternacht wurde es endlich ruhiger, wenigstens was das Fahren anbetraf Jetzt benutzte ich den günstigen Zeitpunkt und fühlte mich gleichsam wie neu geboren, da ich mich endlich durch das Pferdegewühl mit einer seltenen Geschicklichkeit und Kühnheit durchgewunden und den ersten Fuß in die Stadt gesetzt hatte. — So endigte der erste und für mich zugleich der fürchterlichste Schreckenstag!

Für alle Drangsale, mit denen meine Neugierde am vergangenen Tage bestraft worden war, hatte ich im Grunde doch in der Hauptsache nichts gesehen und gehört. Es war keine Schlacht, sondern bloß ein nichts entscheidendes, hitziges Vorhutgefecht gewesen. Der Akt hatte sich mit einer unübersehbaren Illumination geschlossen, die durch die unzähligen Wachtfeuer, die überall emporloderten, und die sich immer weiter verbreiteten, so wie sich die Linien des biwakierenden Heeres durch die neu ankommenden Kolonnen verlängerten, verursacht wurde. Zur Abwechslung sah man hier und da die Flamme mehrerer brennenden Häuser in der Ferne gewisse Ruhepunkte ausmachen.

Kaum war die Nacht vorüber, als man in der Erwartung, daß das Mordfest mit dem Grauen des Tages beginnen würde, die Ohren nach allen Gegenden hin spitzte. Es blieb jedoch alles ruhig. Man wagte sich daher abermals ins Freie und glaubte sich insofern dort sicherer als gestern, weil man der Gefahr doch eher schon in der Entfernung entgehen konnte als in der Nacht. Es gehörten wirklich starke Nerven dazu, durch den Anblick, der sich überall bot, nicht erschuttert zu werden. Mehrere Leichname von Soldaten, die krank in das Biwak gekommen waren, lagen nackt auf dem Felde und an den Straßen. Die Erben hatten sich sofort nach ihrem Verscheiden eingefunden, sie der unnützen Habseligkeiten bis aufs Hemd entledigt und den Nachlaß in Empfang genommen.

Noch übler war der Tod mit den Pferden umgegangen; überall stieß man auf ihre Kadaver, und wo man den Blick hinrichtete, sah man eine noch größere Menge, die er bereits so fest gepackt hatte, daß sie den Kopf zur Erde senkten, wankten und in wenigen Minuten zu Boden stürzten. Kaum

war auf der Landstraße so viel Platz, daß sich ein dünner Fußgänger durchwinden konnte. Alle Felder waren mit Truppen und Gepäck bedeckt. Selbst auf dem Rabensteine und in den Maueen des Hochgerichts hatte man Biwaks, und zwar nicht die unbequemsten, aufgeschlagen, weil man dort weniger gedrängt wurde. Dies gab zu mancher gar nicht unwitzigen Bemerkung Veranlassung.

Die Garden waren eben aufgebrochen und zogen in einer unübersehbaren Kolonne nach dem Thonberge und nach Probstheida. Die Artillerie marschierte in derselben Richtung auf einem anderen Wege. Außer einzelnen Flintenschüssen vernahm man nichts als ein beständiges »serrez, serrez!« (angeschlossen!).

Die Würfel lagen noch im Becher und sollten heute noch nicht geworfen werden. Wahrscheinlich benutzte man den Tag zum Aufklärungsdienst, um die Partien zu dem großen Spiel, wo die Marken Länder waren, anzuordnen. Die Vorbereitungen zur Verteidigung der Stadt wurden immer ernster und bedenklicher. Die äußeren Eingänge waren schon früher mit Palisaden und mit spanischen Reitern versehen worden. Der größte Teil derselben blieb völlig verschlossen. In jede Lehmwand wurden Schießscharten geschlagen und Schützen dahinter aufgestellt. In jedem Garten, an jedem Zaune stieß man auf kleine Abteilungen.

Da die innere Stadt wegen ihrer stärkeren Mauern für den ersten Anlauf schon gesicherter ist, so begnügte man sich hier damit, Löcher durch die hölzernen Stadttore zum Schießen zu sägen. Man schien durchaus die Stadt nicht schonen zu wollen, so ein schlechter Verteidigungspunkt sie an und für sich war. Der einzige Umstand, der den Furcht-

ſamen aufrichten konnte, war die Gegenwart unſeres Königs, auf den wenigſtens Napoleon Rückſicht nehmen mußte.

Da das Herumwandern im Freien jetzt kein großes Ergebnis zu geben ſchien, ſo ſuchte ich einen weiteren Geſichtskreis auf einem Turme. So viel hatte ich aus allen Nachrichten mit Zuverläſſigkeit erfahren, daß es beſonders Oeſterreicher unter dem Grafen Klenau geweſen waren, die geſtern gefochten hatten. Man hatte auch einige hundert Gefangene eingebracht, denen der Gottesacker zum Aufenthalt angewieſen wurde, wo ſie ohne Speiſe und Trank mehrere Tage gelaſſen wurden. Den mitleidigen Einwohnern, die ihnen hie und da etwas bringen wollten, verſperrte man den Eingang. Die armen Hungrigen banden daher Brotſäcke und Fouragemützen an Stricke und hugen ſie über die Mauern den ganzen Tag heraus. Traurig genug war es für ſie, daß ſo ſelten eine Gabe hineingetan werden konnte.

Schon früher hatte man den Gefangenen der Verbündeten dieſes weite Memento mori zum Aufenthalt gewöhnlich angewieſen und ſie da ohne Nahrung im ſchrecklichſten Wetter unter freiem Himmel lagern laſſen. Leipzigs Bewohner ermangelten nicht, ſich auch damals ihrer tätig anzunehmen und wenigſtens ſo viel zu tun, als ihre eigene Not erlaubte.

Als ich auf den Turm geſtiegen war, ſah ich nun zum erſtenmal ein Heer in Schlachtordnung. So weit das Fernrohr reichte, erblickte man doppelte und dreifache Linien, deren Ende man vergeblich ſuchte. Die franzöſiſche Armee dehnte ſich in einem großen Halbkreis von Paunsdorf nach Probſtheida aus und verlor ſich in den Gehölzen von Konnewitz. Sie nahm alſo einen Raum von mehr als einer

deutschen Meile ein. Ueberall sah man hinter diesen Linien noch Reserven, die näher nach der Stadt standen. In dieser Gegend schien die Hauptmasse versammelt zu sein. Nach Norden und Westen zu waren die Reihen mehr unterbrochen und vereinzelt. Die feindlichen Heere konnte man nur teilweise finden. Die Kosaken waren in einer Entfernung von zwei Stunden deutlich zu entdecken.

Sie waren keck genug, sich bis auf Flintenschußweite den französischen Linien zu nähern, abzusteigen, die Lanzen in die Erde zu stecken und ihre Pferde herumlaufen zu lassen. Selbst der König von Sachsen war Zeuge ihrer Verwegenheit, als er sich noch eine halbe Stunde vor Leipzig mitten in der französischen Armee befand. Es kamen nämlich wider alles Vermuten eine Menge dieser Reiter an den Zug gesprengt, und ein sächsischer Offizier mußte mit achtzig Pferden so lange Front gegen sie machen, bis der König in Sicherheit war. Dies war die Hauptursache, daß er ein Pferd bestieg und seinen Einzug reitend hielt.

Der 15. Oktober, den jeder so ereignisreich erwartet hatte, war nun ruhig vergangen. Nie war es in der Stadt seit vielen Wochen so still, als am Abend desselben. Nur das ewige »qui vive«? an den Toren verkündigte die Anwesenheit der Truppen. Als ich um acht Uhr aus der Vorstadt kam, wurde ich plötzlich durch eine seltsame Erscheinung überrascht: ich sah nämlich in der Richtung nach Pegau zu drei weiße Raketen in der Finsternis aufsteigen. Ich blieb stehen und wartete, was weiter erfolgen würde. Es war eine Minute vergangen, als von Halle her vier rote Raketen am Horizont heraufkamen. Hierauf blieb es völlig stille. — Daß es Signale waren, war keinem Zweifel unterworfen, ebensowenig, daß sie von den Verbündeten herrühren

mußten. In jenen Gegenden mußten Heere von ihnen stehen, und wahrscheinlich zeigten sie sich durch diese feurigen Boten die Punkte an, auf denen sie angekommen waren.

Es wurde nun immer gewisser, daß der 16 der große Tag sein würde, an welchem das Los über Deutschland geworfen werden sollte. Ich äußerte gegen mehrere französische Offiziere meine Vermutung, daß allem Anschein nach neue feindliche Heere gegen Leipzig im Anzuge sein müßten.

Sie widersprachen teils aus dem Grunde, weil der Kronprinz von Schweden und der General Blücher eiligst über die Elbe hätten zurückgehen müssen, da ein unermeßliches französisches Heer auf Berlin losmarschierte*; teils meinten sie, daß die Verstärkungen, die nachkommen dürften, nicht von Bedeutung sein könnten, und daß sie auf alle Fälle mit der feindlichen Armee fertig zu werden sich getrauten. Nie war ihre Zuversicht zum vollständigen Siege so groß als für die bevorstehende Schlacht. In der Stadt befanden sich außer den französischen viel deutsche Truppen zur Besatzung, die wenig Hoffnung hatten, desto stärker aber den Entschluß laut werden ließen, daß sie durchaus keinen Widerstand leisten, sondern geradezu übergehen würden. Mehrere ihrer Kameraden hatten dies bereits getan, und man sah in der Folge, daß es ihnen auch Ernst gewesen war. — So war denn nun auch der zweite Tag unter Furcht und Hoffnung vergangen.

Der 16. Oktober trat in einem dichten Nebelkleide aus der Finsternis hervor. Er war trübe, regnerisch und kalt. Keine Sonne leuchtete ihm. Man glaubte, daß die kampfdürstenden Massen ihre Streitbegierde solange zügeln

* Es war der Marschall Oudinot mit seinem Korps.

würden, bis sich der Nebel verzogen hätte; aber schon nach sechs Uhr begann der Geschützdonner von Liebertwolkwitz her zu rollen. Er wurde heftiger und kam näher; wahrscheinlich war es der Zeitpunkt, wo die Oesterreicher diesen Ort stürmten. Man hörte bereits Kleingewehrfeuer. Von unserm hohen Standpunkte aus konnten wir nichts sehen; der dichte Nebel verbarg alles, was hundert Schritte vor unsern Augen vorfiel. Gegen zehn Uhr dröhnten die Feuerschlünde schon auf der ganzen Schlachtlinie. Der Dunstkreis wurde lichter, und die Regenwolken zerteilten sich. Jeder Kanonenblitz war auf der Seite von Konnewitz deutlich zu sehen.

Schon schleuderten tausend metallene Feuermaschinen ohne Aufhören den Tod in die gegenseitigen Massen. Das Jäger- und Schützenfeuer prasselte auf allen Seiten, und bald vernahmen wir ganze Lagen von Bataillonen und Regimentern. Es war eine große Hauptschlacht, das erkannte jeder, wenn er auch nie einen Kanonenschuß gehört hatte. In der Richtung nach dem Hallischen und Ranstädter Tore zu blieb es ruhig; meine Raketen schienen mich betrogen zu haben.

Sechs Stunden hatte der Donner bereits gebrüllt, und alle Linien waren in Rauch- und Dampfwolken eingehüllt, durch die nur noch die Flammenspitzen wie feurige Zungen hervorblitzten. Immer noch schien kein Teil einen Zoll breit gewichen zu sein. Das Krachen kam fortwährend von derselben Stelle. Man konnte die Kanonenschüsse nicht mehr einzeln unterscheiden, jeden Augenblick fielen Hunderte, die sich in ein einziges langes Donnergebrüll verschmolzen. Wie viel tausend Leichname mußten dort schon die Felder bedecken!

Endlich — es war nach elf Uhr — schien eine große Veränderung vorgefallen zu sein. Das Feuer entfernte sich zwar nicht, aber die Schüsse fielen einzelner, und man schien eine Pause machen zu wollen. Da erhob sich plötzlich hinter Lindenau nach Lützen zu eine neue fürchterliche Kanonade, die nicht viel über eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war. Die feindlichen Batterien schienen von Kleinzschacher her zu feuern, die französischen standen auf den Anhöhen von Lindenau. Das Korps des Grafen Giulay war dort angekommen, und es hatte nun mit der Bedeutung der Raketen seine Richtigkeit. Ich wendete mich nun schleunigst nach der Nordseite in der Richtung auf Halle, wo früher wenig zu sehen war.

Ich erstaunte, als ich dort jetzt Truppenlinien aufmarschiert sah, die das Auge nicht übersehen konnte, und als ich hinter ihnen immer nach frisch heranziehende Kanonen erblickte. Fast schien es, als ob die Massen, die den ganzen Morgen wütend gegeneinander gekämpft hatten, nur die Vorhut dieser unermeßlichen Armee wären, die sich immer mehr ausbreitete. Wo die französischen Linien, die sich ihnen entgegenstellten, so schnell hergekommen waren, ist mir jetzt noch unbegreiflich; ich hatte sie vor einer Stunde kaum auf 10000 Mann geschätzt, und was ich jetzt sah, schlug mein ungeübtes Auge auf beiden Seiten auf 200000 Mann an. Dieses ungeheure Heer schien sich erst in Schlachtordnung aufstellen zu wollen. Einige Kanonenschüsse, die es abfeuerte, schienen den übrigen Heerführern blaß ihre Ankunft anzuzeigen. Sobald sie getan waren, hörte das Kanonenfeuer hinter Lindenau, das ungefähr zwei Stunden gedauert hatte, auf. Auf dem linken französischen Flügel dauerte der Kampf noch sehr lebhaft fort.

Es war gegen zwölf Uhr, als wir herabstiegen, um zu sehen, was während dieser Zeit in der Stadt für Nachrichten eingegangen wären, und um mit der Unterwelt nicht ganz außer Verbindung zu kommen. An der Wohnung unsers Königs wimmelte es von Offizieren jeden Ranges. Die hiesige Bürgergarde paradierte, ebenso die Leibgrenadiergarde. Eine rauschende Janitscharenmusik ließ sich hören, ohne daß man begreifen konnte, was dies alles mitten unter dem Kanonendonner vor der Stadt zu bedeuten hätte. Bald erfuhren wir, daß die Schlacht für die Verbündeten total verloren, daß ein österreichischer Prinz, der Erzherzog Ferdinand, mit 40 000 Mann gefangen sei, einen Arm verloren habe, und daß eine unermeßliche Menge Geschütze erbeutet worden sei.

Diese Nachricht war vom Marschall Ney vom Schlachtfelde gekommen, und man hatte nicht ermangelt, sogleich ein Siegesfest anzuordnen. Ein Regiment französischer Garde marschierte auf der Promenade vor der Stadt auf — leider jetzt eine stinkende Kloake — und mußte sich kommandomäßig durch ein lautes „Vive l'empereur!“ der neuen Lorbeeren erfreuen.

Von den Stadtbewohnern nahm nur ein winziger Teil Anteil an dem Jubel. Ach! was hatten sie denn davon anderes zu hoffen als den sichern Hungertod? Die Hellsehenden schüttelten die Köpfe; es waren gar zu viel Gründe da, die Siegesnachricht verdächtig zu finden. Fragte man die Verwundeten, die scharenweise zum Tore hereinhinkten oder getragen wurden, so war die Antwort: „Les Cosaques ont encore la même position,“ — die Kosaken haben noch dieselbe Stellung. Von genommenen Kanonen wußte keiner etwas, wohl aber davon, daß sie selbst diesen Morgen fünf

Stück verloren hatten. Ich konnte gar nicht begreifen, wie man französischerseits, bei dem sonst so richtigen militärischen Ueberblick des Oberbefehlshabers, schon den Gewinn der Schlacht ankündigen konnte, da so große feindliche Armeen erst auf dem Schlachtfelde angekommen waren, die noch keinen Schuß getan hatten.

Die Folge hat es bewiesen, daß er es für durchaus unmöglich gehalten hatte, daß die große Schlesische und Nord-Armee die Elbe verlassen und auf Leipzig zumarschieren würden. Landleute, die sich aus der Gegend von Grimma geflüchtet hatten, versicherten, daß ein neues starkes, russisches Heer unter dem General Bennigsen von dort her im Anzuge sei. Nur ein geringer Teil der Verbündeten war eigentlich bis jetzt im Feuer gewesen. Bennigsen, der Kronprinz von Schweden und der Feldmarschall Blücher waren noch gar nicht in die Schranken getreten.

Wollte man unsern König auf Kosten der Wahrheit dadurch beruhigen, so konnte man diese Absicht offenbar nicht erreichen, ohne ihn bloßzustellen. Dies hatte ein Fürst, der sich gewiß nie einer wissentlichen Lüge schuldig gemacht hatte, auf keinen Fall verdient. Mitten in diesem Siegesrausch fingen auf einmal die Kanonen wieder an, von Lindenau her zu donnern. Als dies kaum geschehen war, kam das furchtbare Brüllen auch von Taucha, Wiederitzsch und Breitenfeld her. Jetzt stand auch die Blüchersche Armee im Feuer. Wir suchten nun unsere hohe Warte wieder. Es war kein Punkt um die Stadt mehr, wo die Feuerschlünde nicht wüteten. Man wußte nicht mehr, wo man die Fernrohre zuerst hinrichten sollte.

„Sehen Sie nur dorthin," — rief der eine; — „ach, das ist gar nichts," erwiderte ein anderer; — „hierher

müssen Sie kommen;" — „Sie sehen alle nichts," — schrie ein dritter; — „schauen Sie einmal nach meiner Gegend, dort haut die Kavallerie ein, auch fängt immer mehr Geschütz an zu feuern." Sonderbar war es, daß gerade auf dem Punkte, wo die Verbündeten die größte Niederlage erlitten haben sollten, das heißt, auf Napoleons rechtem Flügel bei Liebertwolkwitz, die Kanonade am stärksten war. Die französischen Generale konnten sich eigentlich, wie es später an den Tag kam, in den Bewegungen des Feindes, der sich wirklich fast zwei Stunden zurückgezogen hatte, gar nicht irren und ihr Vordringen nicht für einen Sieg halten. Napoleon hatte nämlich den Hauptkörper seiner Armee vor Probstheida in einem Haken aufgestellt, dessen Schenkel einen rechten Winkel bildeten, in dessen Inneen die ganze 64 Bataillone starke Junge Garde stand.

Um die Verbündeten in den Flanken zu packen, ließ der Kaiser große Massen links und rechts aus jenem Haken herausbrechen und entfalten. Die feindlichen Feldherren bemerkten dies kaum, als sie ihre Truppen sogleich fast bis Naunhof zurückführten, weil sie leicht voraussahen, daß die Franzosen selbst in eine gefährliche Lage kommen mußten und im Rücken genommen werden konnten, wenn sie sich zu weit vorwagten. Die Garden sahen dies bald ein und zogen sich zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben, und die Verbündeten standen nach einiger Zeit auf der alten Stelle. Wenn man dies für einen Sieg hielt, so waren die Gründe dazu schwach genug.

Zum Ranstädter Tor sah man frische Truppen nach Lindenau mit Geschütz eilen; es war viel polnische Kavallerie dabei. Napoleon selbst ritt mit dem König von Neapel und dem Marschall Ney auf der Landstraße bis an den

ſogenannten Kuhturm, wahrſcheinlich um ſich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Die Verbündeten ſuchten den Durchgang bei Lindenau zu erzwingen. Infanterie war wirklich ſchon im Dorfe eingedrungen, wurde aber wieder herausgeworfen, und es entſtand nun ein fürchterliches Schützenfeuer. Ich bemerkte dabei den ungeheuren Eifer der franzöſiſchen Voltigeure, die einen Graben am Kuhturm verteidigten, mit unglaublicher Behendigkeit am Ufer auf und ab liefen, jeden Baum und jede Hecke zu einer Bruſtwehr benutzten und ſo emſig ſchaſſen, als ob ſie den Rheinbund als Eigentum im Torniſter trügen. In dem Dorfe ſelbſt waren Kanonen- und Granatenkugeln eingefallen.

An mehreren Stellen brach Feuer aus. Ob Freund oder Feind im Vor- oder Nachteil war, konnte man wegen des durchſchnittenen Terrains und wegen der Waldungen, hinter denen am hitzigſten gefochten wurde, nicht beurteilen. Sicher war es, daß ſich die eine Partei ebenſo anſtrengte, dieſen wichtigen Punkt zu verteidigen, als die andere, ihn einzunehmen. Da ihn die Franzoſen behaupteten, ſo muß man ihnen hier den Preis des Sieges zuerkennen.

Aus den offiziellen Berichten hat man ſpäter erfahren, wie wichtig für die franzöſiſche Armee Lindenau war, warum ſich Napoleon, der bei Wachau und Liebertwolkwitz alle Hände voll zu tun hatte, perſönlich nach dieſer wichtigen Stellung begab und das hier befindliche Korps noch durch alle Truppen des Generals Bertrand verſtärkte, deren er auf allen andern Seiten gar ſehr benötigte. Alle Militärs, welche das Schlachtfeld geſehen haben, ſtimmen darin überein, daß die franzöſiſche Armee, wenn Lindenau von den Verbündeten genommen wurde, ſchon an dieſem Tage und

mit ihr vielleicht Leipzig, in welchem sich alle Massen zusammendrängen mußten, verloren gewesen wäre.

Nicht so ging es bei Breitenfeld, Lindental und Wiederitzsch zu. Dort rückten die feindlichen Linien offenbar vor. Das Kanonenfeuer war ein sicherer Barometer. Das französische Geschütz ging rückwärts und war schon so nahe an Gohlis und Eutritzsch zurückgedrängt, daß die feindlichen Kugeln bereits in beiden Dörfern einschlugen. Der Tag neigte sich sehr stark; immer mehr verhüllte das Dunkel die weiten Schlachtgefilde, und nur die Blitze erleuchteten den Horizont noch, wie bei einem schweren Gewitter, dem nach langen Pausen der tiefe Schall nachrollt.

Die Schlacht hatte rings um die Stadt den ganzen Tag gedauert. Auf den Turmuhren schlug es sechs Uhr, und gleichsam, als ob man auf allen Seiten übereingekommen wäre, diesen Augenblick als den Feierabend für die entsetzliche Blutarbeit zu bestimmen, fiel jetzt der letzte Kanonenschuß hinter Lindenau. Die eisernen Bälle konnten den weiten Raum in die feindlichen Glieder nicht mehr finden. Das Gewehr blieb allein noch wach; es war, als ob der tödliche Kampf mit einem immer schwächer werdenden Röcheln enden wollte. Nach und nach hörte auch dies auf.

Rings um den Horizont sah man nichts mehr als einen weiten Kreis von vielen tausend Wachtfeuern. Nach allen Richtungen hin sah man brennende Dörfer, und man konnte aus der Menge derselben schließen, wie verheerend der heiße Kampf gewesen sein mußte. Dies fiel noch deutlicher in die Augen, als wir auf die Straßen kamen. Tausende von Verwundeten waren zu allen Toren herbeigeströmt, und ihre Anzahl vermehrte sich mit jedem Augenblick. Vielen waren Arme und Füße abgerissen, und doch hinkten sie

ächzend und jammernd noch fort. An einen Verband war noch nicht zu denken gewesen, die Unglücklichen hatten es durch irgend einen alten Lumpen selbst getan, so gut sie es imstande gewesen waren. Alle suchten Spitäler, für die man leider von französischer Seite schlecht genug gesorgt hatte. Ueberhaupt habe ich die Erfahrung gemacht, daß man den Krieger, der im Dienst zum Krüppel geworden ist und nicht mehr fechten kann, nirgends so gering achtet als in der französischen Armee.

Wenigstens ist dies zu der Zeit der Fall, wenn er der Hülfe am bedürftigsten ist, nämlich gleich nach seiner Verwundung; man hatte weder für die nötigen Tragbahren noch Wagen gesorgt, auf denen man diese Verstümmelten wegschaffen und dadurch vielleicht Tausenden das Leben hätte erhalten können. Als die preußisch-russische Armee nach Lützen marschiert war und sich zur Schlacht fertig machte, war für diesen Bedarf sehr reichlich gesorgt, und es ist bekannt, daß diese Armee dadurch den bei weitem größten Teil ihrer Verwundeten mit sich fortführen und für ihre Heilung zu sorgen imstande war. Dagegen wurden noch nach fünf Tagen unverbundene und fast ganz verhungerte französische Soldaten auf jenem Schlachtfelde gefunden, die ihre Rettung größtenteils hiesigen Aerzten und Einwohnern zu verdanken hatten. Mehr als zehn Tage nach der mörderischen Schlacht sah ich in einer Scheune in Meusdorf 174 französische Soldaten, die verwundet hierhergebracht worden waren und bis auf den letzten verhungert dalagen.

Für die aus der Schlacht ankommenden Verwundeten hatte man hier das Kornmagazin räumen lassen, das ungefähr 6000 Mann zu fassen vermag. Jeder Verwundete

erhielt einen Zettel am äußeren Tore und war auf dieſes Spital angewieſen. Man hatte nicht daran gedacht, nur ſo viel ſolcher Zettel zu verteilen, als das Gebäude Kranke faſſen konnte, ſondern wies alles friſchweg ins Kornmagazin, als dieſes ſchon längſt überfüllt war. Froh, endlich den Ort erreicht zu haben, ſtrengte der arme Verſtümmelte ſeine letzten Kräfte an, um ſo bald wie möglich Hilfe von den Händen der Aerzte zu erhalten.

Wie jammerte der Unglückliche, wenn er ſeine Hoffnung getäuſcht, wenn er viele Hunderte ſeiner Leidensgefährten auf den naſſen Pflaſterſteinen ohne Stroh und Decke, ohne Verband, ja ohne einen Tropfen Waſſer, um den ſie oft ſo flehentlich baten, wimmernd und ſchreiend fand, wenn er an der Tür kurzweg abgewieſen wurde und ihm nichts anders übrig blieb, als ebenfalls auf dem harten Pflaſter ſein Lager zu ſuchen. Man kümmerte ſich hier ebenſowenig um ihn, als um die Kieſel, auf denen er wehklagte. Eine Menge leerer Mehlfäſſer, die durch die Franzoſen von dem Ratskornboden gerollt und geleert worden waren, mußten den Beklagenswerten, die laut aufſchrien, wenn man daran ſtieß, zum unbequemen Nachtlager dienen.

Viele hinkten weiter, um irgend etwas zur Stillung ihres Hungers und Durſtes zu finden. Wer konnte ihnen etwas geben? In der Stadt mangelte ſchon längſt alles. Jeder Einwohner konnte mit Geld, Mühe und Angſt kaum ſo viel zuſammenbringen, als zu einer kargen Mahlzeit für ſich und die Seinigen hinreichte. Glücklich konnte ſich der bittende Soldat preiſen, wenn er einen Biſſen Brot oder einen Apfel erhielt. Tauſende traf dieſes günſtige Geſchick nicht. Wo hätten auch hier die barmherzigen Samariter herkommen ſollen?

Noch habe ich für die Geschichte des heutigen Tages einen bemerkenswerten Vorfall vergessen: Als die große Schlacht gerade heftig eingesetzt hatte, und alle Feuerschlunde um ganz Leipzig herum donnerten, mußte die Stadt auf höheren Befehl, um den am Vormittage errungenen Sieg würdig zu feiern, alle Glocken auf den Türmen läuten lassen.

Ein solches Beispiel hat wohl nie eine Schlacht aufzuweisen gehabt, die kaum ihren Anfang genommen hatte und mit der gänzlichen und entschiedensten Niederlage dessen endigte, der bereits als Triumphator den Siegeswagen bestiegen zu haben glaubte. —

Auch heute war die Schlacht unentschieden geblieben, wie alle die versicherten, die von den verschiedenen Punkten des Schlachtkreises zurückkamen. Die Franzosen hatten wie eingewurzelt gestanden, die Verbündeten wie Granitfelsen; jene hatten wie Männer gefochten, diese wie Löwen. Man ließ die Waffen mit gegenseitiger stiller Hochachtung die Nacht durch ruhen.

Die Verbündeten, die den Kampf in zwei blutigen Tagen nicht zur Entscheidung hatten bringen können, hatten doch während dieser Zeit mehrere wesentliche Vorteile errungen. Sie hatten Gelegenheit gefunden, sich eine genaue Kenntnis von den Streitkräften ihrer Gegner und von der Beschaffenheit des Terrains zu verschaffen. Sie wußten im ganzen, welche Punkte vorzüglich zum Angriff geeignet waren, und wie der Feind ungefähr manövrieren könne und würde. Man konnte nun überall die zweckmäßigsten Anordnungen treffen und dem großen Schlachtenplan jene Vollkommenheit geben, die ihn so auszeichnete. Von diesem Gesichtspunkte aus waren also die Verbündeten am dritten

Tage, ohne daß wir es ahnten, um einen starken Schritt vorgerückt.

Nach dem allgemeinen Urteile der hiesigen Einwohner mußte der 17. der berühmte Tag werden, an welchem endlich der letzte Akt in dem großen Trauerspiel aufgeführt werden müßte. Wir hatten uns aber geirrt. Der Morgen kam, ohne daß wir von irgend einer Seite etwas hörten. Einzelne Schüsse wurden schon längst nicht mehr beachtet. Große französische Linien standen bei Probstheida und auf allen Punkten, wo sie gestern gewesen waren. Die Schlachtordnung war indessen sehr verändert worden. Die großen Heere, die westlich und nördlich gestanden hatten, waren fast völlig verschwunden. Die Marmontsche Armee, aus drei Armeekorps zusammengesetzt, welche am vorigen Tage bei Breitenfeld gegen die große Schlesische Armee unter dem Feldmarschall Blücher gefochten hatte, war auf Möckern mit großem Verlust zurückgeschlagen und über Wiederitzsch, Eutritzsch nach der Parthe geworfen worden. Jetzt wurde die Gegend von Gohlis bloß von schwachen Korps noch beobachtet. Vormittags erhob sich eine Kanonade von Gohlis her, die aber bald wieder aufhörte.

Auf der Wiese zwischen der Stadt und Lindenau stand etwas Kavallerie. Es war dies das Korps des Herzogs von Padua (Arrighi), das die Nordseite der Stadt, durch eine Batterie aus dem Löhrschen Garten herüber unterstützt, gegen feindliche Angriffe decken sollte. Dieser General mußte jetzt die Erfahrung machen, daß Leipzig seinem Ruhm ebenso ungünstig sei, als es früher seinen Genüssen und Vergnügungen zuträglich gewesen war. Weiter hinaus waren wenig Truppen mehr zu entdecken, man schien feindlicherseits diesen Paß aufgegeben zu haben. Der linke französische Flügel

zosen ihren feierlichen Einzug in Leipzig gehalten und die lange Reihe von Uebeln über uns gebracht hatten, von denen wir so sehnlichst erlöst zu sein wünschten. Welche Hoffnungen, Wünsche und Besorgnisse mußten sich nicht an diesem Tage durchkreuzen! Durch alles, was vorher geschehen war, hatte man bloß die Bahn gebrochen; noch waren unübersteigliche Klippen zu erklimmen, ehe man das große Ziel zu erreichen Hoffnung hatte.

Die Schlacht begann im Zentrum der französischen Armee über Probstheida, wahrscheinlich mit dem Sturm auf die vor der Front liegenden Dörfer. Wie wir später erfuhren, wurden sie mehrmals genommen und gingen wieder verloren. Sie sind mehr oder weniger in Schutthaufen verwandelt worden Um die Blutarbeit mit diesem Tage zu vollenden, hatte man sie mit dem ersten Tagesgrauen angefangen. Um neun Uhr standen bereits all die ungeheuern Schlachtlinien von Taucha bis Konnewitz im Feuer. Das letztere Dorf lag uns am nächsten; dort konnten wir alles, was vorging, am deutlichsten sehen. Von Lösnig, einem Dörfchen, welches dicht hinter Konnewitz liegt, läuft eine Vertiefung in der Richtung von Südwest nach Nordost, ungefähr 2000 Schritte lang, hin. Diese ist mit einem dünnen Holzsaum bedeckt, der aus Erlen, Linden und Eichen besteht und mit dem Dörfchen einen Winkel bildet. Hinter dieser Linie wurden mehrere französische Batterien aufgefahren, deren beständiges Vor- und Rückwärtsgehen, sowie jeden Schuß, wir mit unsern Fernrohren deutlich erkennen konnten.

Um mich in jener Gegend genauer zu orientieren, durchwanderte ich zwei Tage später diesen Teil des Schlachtfeldes und fand, daß das französische Geschütz ein offenes

Dreieck dort gebildet haben mußte; die Straße, welche geradeaus von Leipzig hinter Konnewitz durch Lösnig und Dölitz, also von Norden nach Süden, führte, war nämlich ebenfalls von französischen Batterien besetzt gewesen; die Häuser dieser Dörfer hatten ihnen als Stützpunkt im Rücken gedient und waren größtenteils von den österreichischen Kugeln fürchterlich zerschossen. Das feindliche Geschütz scheint große Vorteile hinsichtlich des Terrains gehabt zu haben. Die französischen Kanonen, welche in der Linie von Konnewitz nach Dölitz und Lösnig aufgefahren waren, standen nämlich in einer Vertiefung, die österreichischen auf Anhöhen. Die letztern hatten vor jenen den Vorzug, daß sie die beiden Schenkel, welche die französischen Batterien bildeten, wirksam beschießen konnten. Daß dies geschehen war, konnte man aus der Menge toter französischer Kanoniere und Pferde sehen, die reihenweise an der Linie der genannten Dörfer lagen und von den feindlichen Kanonen niedergeschmettert waren.

Auf den Anhöhen, wo die feindlichen Feuerschlunde gearbeitet hatten, sah man der Toten weit weniger, auch schienen sie keine Kanoniere, sondern Infanteristen zu sein, die vielleicht jene Batterien gedeckt haben mochten. Die neben ihnen liegenden Gewehre rechtfertigten diese Mutmaßung. Dieser Paß muß jedoch sehr gut verteidigt worden sein, weil er den ganzen Tag nicht genommen werden konnte.

Die Polen hatten hier unter dem Fürsten Poniatowski gefochten und nach Aussage ihrer eigenen Offiziere an 4000 Mann verloren. Das Kleingewehrfeuer wurde immer heftiger, ein Beweis, daß man schon im wütendsten Handgemenge sein mußte. Die französischen Schützen konnten

aus den Hölzern, an welche sich ihr rechter Flügel anschloß, nicht verdrängt werden. Wir sahen häufig Kavallerieangriffe, die nichts zu entscheiden schienen. In allen Dörfern, die hinter Konnewitz auf der Straße nach Borna liegen, brach bis Markkleeberg Feuer aus. Der Donner im Zentrum, sowie auf dem französischen Flügel, rückte allmählich nach der Stadt.

Das siebente französische Armeekorps, unter dem General Reynier, bildete den linken Flügel und stand nach Taucha zu. Er bestand größtenteils aus Sachsen. Sie waren soeben ins Feuer gekommen, der Feind hatte bereits viel Geschütz gegen sie aufgeführt. Zum Erstaunen und Entsetzen ihres Anführers nahmen sie plötzlich das Gewehr auf, marschierten in geschlossenen Gliedern mit ihrem Geschütz vorwärts und gingen zum Feinde über. Mehrere französische Bataillone wurden dadurch irre gemacht und schlossen sich an sie an; sie wurden sogleich entwaffnet und gefangen. Die französischen Kürassiere, die das Vorhaben der Sachsen errieten, folgten ihnen und machten Miene, auf sie einzuhauen; vergebens! — Die Sachsen machten gegen sie Front und zwangen sie durch ein heftiges Gewehrfeuer, umzukehren. Man schickte ihnen einen Kartätschenhagel ebenso vergeblich nach; er tat keinen Schaden. Ihre reitende Batterie kehrte um und brachte bald das französische Geschütz zum Schweigen.

Die Sachsen wurden von den Kosaken mit einem freudigen Hurra und brüderlichen Händedruck empfangen. Sie hatten verlangt, sogleich wieder gegen die Franzosen ins Feuer geführt zu werden. In dem Herzen jedes einzelnen Kriegers hatte schon längst Rache für alle die Verwüstungen, die ihre Bundesgenossen und Waffengefährten, für die sie

so lange ihr Blut in Strömen vergossen hatten, in ihrem Vaterlande angerichtet hatten, geglüht Die Generale der Verbündeten widersetzten sich aus sehr veenünstigen Gründen diesem Verlangen. Die Sachsen marschierten eine Stunde weit hinter das Schlachtfeld und biwakierten einstweilen. Nur das Geschütz wurde später aufgefordert, an dem Kampfe teilzunehmen und wirkte mit dem kräftigsten Erfolge.

Dieser Vorfall hatte auf den Gang der Schlacht einen wesentlichen Einfluß, indem dem rechten Flügel der Verbündeten, da dem Feinde nun mehr als eine Heeresmasse von 6000 Mann abging, das Vordringen erleichtert ward Sicher ist es, daß der Uebergang der Sachsen auf dem Schlachtfelde bei Leipzig wie ein Griff einer höhern Hand aus den Wolken in das künstliche Räderwerk menschlichen Geistes erscheint, da in dem Augenblicke, wo es geschah, gerade auf die Sachsen ein Gewicht gelegt worden war, das einen entscheidenden Ausschlag geben sollte und konnte In der Gegend, wo sie standen, wurde die Masse der kämpfenden französischen Armee durch ihre Anwesenheit dem gegenüberliegenden Heere bedeutend überlegen, das auch wirklich zurückgedrängt wurde und eiligst frisches Geschütz und Verstärkungen an sich zog. Wenn aber der französische Bericht der Schlacht diesem Umstande allein den ganzen Verlust der Schlacht beimessen will, so hätte man die so oft gebrauchte Vorsicht — hinter zweideutigen Bundesgenossen Kanonen zur Bewachung aufzufahren — diesmal um so weniger versäumen sollen, da man aus dem frühern Uebergange eines ganzen Bataillons der königlichen Infanterie auf den Geist schließen konnte, der in der sächsischen Armee herrschte. Hier hätten die Sachsen ohnehin einen schweren Stand bekommen, da der Feind schon mehr als

dreißig Kanonen gegen ihre Linien aufgefahren hatte und deren immer mehr ins Feuer brachte. Diese ängstigten nun desto heftiger die französischen Reihen, die fast bis an die Kohlgärten zurückgedrangt wurden. Von meinem Standpunkte aus war dieses Vorrücken der Verbündeten nur durch das Näherkommen des Kanonendonners zu bemerken.

Noch stand das französische Zentrum unerschütterlich, wenigstens wurden wir von der Stadt aus keine Aenderung gewahr, die auf eine rückgängige Bewegung schließen ließ. Wie mörderisch der entsetzliche Kampf sein mußte, ließ sich aus den Tausenden von Verwundeten mutmaßen, die zu den Toren hereinhinkten, krochen oder getragen wurden. Unter den letztern befanden sich viele Offiziere von Rang. Fragte man einen der Zurückkommenden, wie es um die Schlacht stände, so war die Antwort fast durchgehend: „schlecht, der Feind ist sehr stark." Ein sächsischer Kürassier gestand geradezu, daß sie schon so gut als verloren sei; wir sind schon weit zurück, setzte er hinzu. Stötteritz und Schönefeld wurden noch diesen Abend gestürmt, das erstere aber erst am 19. erobert. Die Verwundeten bedeckten bereits alle Straßen; glücklich war der unter ihnen, der ein Obdach fand.

Wäre es einem Korps der Verbündeten an diesem Tage geglückt, auf irgend einer Seite in unsre Stadt einzudringen, so wäre wahrscheinlich die französische Armee völlig verloren gewesen, weil sich ein solches Korps von hier aus, als dem Mittelpunkte des Schlachtfeldes, überall in den Rücken der französischen Heeresmassen werfen und Zentrum und Flügel packen konnte. Dies hatte Napoleon zu verhindern gewußt. Jetzt fühlte er aber, daß seine Kraft gebrochen und er nicht imstande sei, das Feld zu halten. Der Rückzug war beschlossen, aber er suchte diesen dem

Feinde sorgfältig zu verbergen. Die Nacht war bereits hereingebrochen, aber die Feuerschlünde donnerten noch ebenso stark als am Morgen, und das Gewehrfeuer brauste heftiger als je.

Man sah eine lange Kolonne mit unzähligem Geschütz von Probstheida nach Konnewitz ziehen. Jetzt zitterte ich für die Sache der Verbündeten. Nach meiner Meinung mußten es die Garden sein, die auf dem rechten Flügel angreifen sollten. Ich glaubte nun, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo Napoleon den Hauptschlag, den er so oft bis auf die letzte Stunde aufsparte, tun würde. Kurz darauf schien auch das Kanonenfeuer mit neuen Riesenkräften erwacht zu sein und währte eine Stunde lang ununterbrochen fort, so daß alle Häuser in der Stadt bebten. Da es aber, ohne sich entfernt zu haben, endlich schwieg, so konnte man schließen, daß dieser letzte Angriff ohne Erfolg gewesen sein mußte. Späterhin erfuhr man, daß diese große Truppenkolonne, die zum Teil aus der Garde bestand, vom Kaiser Napoleon dem Fürsten Poniatowski zu Hilfe geschickt worden war, der um diese Zeit von den Oesterreichern und Russen hart bedrängt wurde.

Mehr als zehn große Feuersbrünste erleuchteten im Dunkel den ganzen Horizont.

Bei dem entsetzlichen Gewühl in der Stadt war es nicht möglich, die Bemerkung zu machen, daß schon jetzt eigentlich der Rückzug seinen Anfang genommen habe. Schon war ein großer Teil des hiesigen Armeepersonals abgegangen, während der andere alle Anstalten traf, die Stadt zu verlassen. Bei den meisten hatte sich der Ton, in welchem sie noch gestern gesprochen, gewaltig herabgestimmt. Man sprach von dem Unglück des Krieges, bedauerte die leidenden

Völker und meinte, daß der Friede doch die größte Wohltat für alle sei. Die Menge der hier befindlichen Offiziere war so groß, daß vornehme französische Stabsoffiziere gern mit dem dürftigsten Lager in einer armseligen Kammer vorlieb nahmen, es reichlich bezahlten und ihre Pferde und Equipagen unter freiem Himmel stehen ließen, wo ihnen die ersteen häufig abhanden kamen.

In einem gewöhnlichen Hause hatte ein solcher Offizier sein Nachtlager gesucht, welches in der Nachbarschaft der Wohnung des Verfassers liegt. Er wurde nach Mitternacht geweckt und ihm angekündigt, daß seine Kolonne soeben den Rückzug angetreten habe. Er fragte, ob die ganze Armee dies tue? — Der Bote antwortete, daß ihm dies nicht bekannt sei. Hierdurch wurde mein Glaube an den Verlust der Schlacht zuerst lebendig, und der Gedanke, daß das ganze französische Heer im Rückzuge begriffen sei, wahrscheinlich. Viele französische Beamten und Soldaten hatten schon seit mehreren Tagen, wo es nur irgend möglich war, die bunte Uniform mit der einfachsten bürgerlichen Kleidung vertauscht, um unter dieser friedlichen Aegide den Gang der Dinge desto ruhiger abzuwarten, und sollte der Feind zu unvermutet seinen Einzug halten, unter dem Namen eines Leipziger Bürgers, ohne von den Kosakenlanzen in Anspruch genommen zu werden, dem geliebten Rhein zueilen zu können.

Besonders bemerkt zu werden verdient es, daß sich schon seit dem ersten Tage eine große Menge Offiziere, die nicht verwundet war, in die Stadt geflüchtet hatte. Sie taten es sicher ohne Erlaubnis. Sie wußten häufig weder ihr Regiment, noch die Kolonne, zu der sie gehört hatten Beispiele davon sollen früher bei der französischen

Armee kaum geahnt worden sein. Der Verfall der militärischen Disziplin leuchtete also, sowie aus so vielen Erscheinungen, auch aus dieser hervor. Der größte Teil ließ sich auch ganz geduldig hier gefangen nehmen.

Ruhiger, als alle diese, sah der Kommandant der Stadt, General Bertrand, dem Ausgange entgegen, er, der vielleicht zu dem Siege, als ein einsichtsvoller Offizier, das wenigste Zutrauen hatte. Er verließ seinen Posten nicht, da selbst der Kaiser davoneilte, und auch er wurde daher am folgenden Tage, auf eine jedoch ehrenvollere Art, gefangen genommen. Nichts charakterisierte die Franzosen in den Tagen, an denen sie nichts Gutes prophezeiten, stärker, als die Aengstlichkeit, mit der sie sich für Deutsche ausgaben und dafür gehalten sein wollten. Dies geschah nicht allein von denen, die aus den französisch-deutschen Provinzen gebürtig waren und sich ihrer Muttersprache so sehr geschämt hatten, daß sie dieselbe noch vor kurzem vor ihren Hauswirten verleugneten, sondern selbst von Stockfranzosen aus Flandern, die sich jetzt plötzlich erinnerten, daß man bei ihnen ehemals das Recht nicht anders als in deutscher Sprache in ihren Gerichtshöfen gesprochen hatte.

Die deutsche Sprache stieg jetzt bei ihnen ebenso im Preise, als ihre Hoffnungen fielen. Mancher hätte sie um vieles Geld eingehandelt, um wenigstens im schlimmsten Falle auf eine verständliche Art kapitulieren zu können.

Dies war das Ende des fünften Tages. Er sah eines der unermeßlichsten Leichenfelder und eine der blühendsten Gegenden Sachsens als eine große Brandstätte hinter sich. Bang und ängstlich hatte man ihn kommen und mit unbefriedigten Erwartungen scheiden sehen. War es uns auch allen wahrscheinlich, daß der Sieg in dieser kolossalen

Schlacht die fränkischen Adler gänzlich verlassen hatte, so war das Schicksal unsrer Stadt doch noch keineswegs entschieden. Noch immer lagen wir mitten in dem furchtbaren Krater des unermeßlichen Vulkans, der uns vielleicht durch einen mächtigen Stoß von der Stelle wegschleudern und kaum eine Spur unsres Daseins übrig lassen konnte. Napoleon war aufs Haupt geschlagen; jetzt galt es noch dem Kampfe, dem reißenden Laufe der Sieger einen augenblicklichen Damm entgegenzusetzen und die völlige Vernichtung seines noch übrigen Heeres, Geschützes und Gepäckes abzuhalten. Das einzige Bollwerk, das er hierzu brauchen konnte, war Leipzig. Längst war alles, was die Kunst ehedem getan hatte, es zu einem haltbaren Punkte zu machen, verschwunden. Planken, Zäune und Lehmwände waren kaum geeignet, den Schlägen der Flintenkolben zu widerstehen. Man mußte diesen Mangel überall durch lebendige Mauern ersetzen und tat es leider auf eine Art, die uns alle in Schrecken setzte.

Die Verbündeten legten am 19. zu frühester Zeit die letzte Hand an das große Werk. Ein beträchtlicher Teil des französischen Heeres war bereits am vorigen Tage und in der vergangenen Nacht mit einer ungeheuren Menge Artillerie in und durch die Stadt in großer Eile gezogen. Was den Rückzug deckte, wurde wütend angegriffen, und nachdem Stötteritz genommen war, von allen Seiten an die Stadt geworfen. Man glaubte den Siegeszug noch durch ein Mittel aufzuhalten, das so oft schon große Wirkung getan hatte, nämlich durch Unterhandeln. Man machte den Vorschlag, die Stadt gutwillig zu räumen und die in derselben befindlichen sächsischen Truppen als neutral zu erklären, wenn man dem sich zurückziehenden Heere so viel

Zeit ließe, seine Truppen mit den Kanonen und Wagen aus derselben zu ziehen, bis sie einen gewissen Punkt erreicht haben würden. Die Verbündeten sahen zu gut ein, wie groß der Vorteil sei, den die französische Armee dabei hätte, die weniger die Schonung der Stadt als ihre eigene Rettung vor Augen hatte.

Der Vorschlag wurde daher verworfen, und nun wurden mehrere Feuerschlünde gegen Leipzig gerichtet. Unser Schicksal wäre entschieden gewesen, wenn die verbündeten Herrscher nicht zu gut und edel gedacht hätten. Sie mußten sich Leipzigs um jeden Preis bemächtigen, und sie konnten es auf dem kürzesten Wege und ohne bedeutenden Menschenverlust, wenn sie es nur eine Stunde lang mit Granaten, glühenden Kugeln und Brandraketen, die eine englische Batterie mit sich führte, beschießen ließen. — Sie wollten aber einem deutschen, schuldlosen Volke Moskaus und Zaragozas Schicksal nicht bereiten. Man beschloß, die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen und diesen Sturm nur so weit durch das Geschütz unterstützen zu lassen, als notwendig war, das feindliche zum Schweigen zu bringen und sich die verpalisadierten Eingänge und Tore zu öffnen.

Indessen waren die neuen Donnerschläge, die wie dicht vor unsern Ohren fielen, so entsetzlich, daß ein einziger die Stadt zu vernichten hinreichend schien. Selbst der König von Sachsen verwendete sich durch Unterhändler für die Schonung derselben. Man bewilligte diese insofern, als sie die Verteidigung des Feindes nur immer möglich machen würde, daß man den Einwohnern Sicherheit der Person und des Eigentums nach der Einnahme bewilligte und so strenge Mannszucht zu halten versprach, als es nach einem Sturme nur immer möglich sein würde. Hierzu

tagsüber, da auch in dieses Haus Kanonenkugeln einzuschlagen angefangen hatten, schon seit gestern in dem gewölbten Erdgeschosse in der Schreibstube eines hiesigen Kaufmanns auf.

So groß der Schrecken in allen Häusern bei jung und alt unter den Bewohneen war, so überstieg doch die Furcht und Angst der noch darin befindlichen Franzosen alle Beschreibung. Viele sah man wie die Kinder weinen und bei jedem Kanonenschuß konvulsivisch zusammenzucken. Selbst alte französische Soldaten, die schon manche Schlacht mitgemacht haben mußten, waren ungemein ängstlich. Mehrere derselben suchten sich sächsische Uniformen, so sehr sie diese jetzt haßten, zu verschaffen und zogen sie ohne Bedenken an. Dieselben stolzen Schreier, die die Sachsen als Ueberläufer und Verräter lästerten und schimpften, verleugneten jetzt plötzlich ihren ganzen Stolz und ließen sich sehr gern so weit herab, in der Uniform Schutz zu suchen, auf der, nach ihrem Urteile, eine so schwere Schmach haftete.

Mitten in diesem fürchterlichen Gewühl versuchte ich es noch einmal, mich von dem zu unterrichten, was in der Vorstadt vorging. Ich fand alles in den Straßen in fürchterlicher Verwirrung, alles eilte und lief durcheinander, Offiziere trieben ihre Soldaten an die Tore. Ueberall hörte man Schreien und Lärmen, ohne daß der größte Teil wußte, was er wollte. Patronentaschen und Gewehre sah man schon hier und da auf den Straßen weggeworfen. Nur die sächsische Grenadiergarde stand an der Wohnung des Königs mit Gewehr bei Fuß und einer bewunderungswürdigen Ruhe aufmarschiert. Alles, was sich von den Toren her mit oder ohne Waffen flüchtete, floh zu dieser Mauer und stellte sich hinter ihr auf. Hier glaubte man am wenigsten zu be-

fürchten zu haben. Aengstlich suchte jeder Unbewaffnete das nächste Haus zu gewinnen und fand es gewöhnlich verschlossen. Mehrere Personen hatten durch die überall einschlagenden Kugeln bereits das Leben verloren oder waren schwer verwundet worden.

Napoleon war in der Stadt und befand sich bei unserm König, mit dem er sich fast eine Stunde sehr lebhaft unterhielt. Bald darauf sah ich ihn in Begleitung des Königs von Neapel nach dem Ranstädter Tor reiten. In seinem Gesicht war durchaus nichts zu lesen, was Furcht oder Unruhe verraten hätte. Schon war das ganze Tor durch die ungeheure Wagenburg völlig gesperrt. Er kehrte daher um und ritt langsam durch die Fleischergasse nach der Burgstraße, wo er sich einige Male eines Riechfläschchens bediente, zum Peterstore hinaus und nahm durch die Alleen seinen Weg nach dem äußersten Ranstädter Tore. Ich hatte während dieser Zeit Gelegenheit gefunden, in ein Haus zu kommen, das die Aussicht in diese Gegend gewährte. Jetzt sah ich zum erstenmal einen französischen Rückzug in seiner ganzen Verwirrung.

Da war nirgends mehr an eine Spur von Ordnung zu denken. Die Reiter und Fußgarden kamen bunt durcheinander. Sie würden wahrscheinlich schneller marschiert sein, wenn es die stockenden und ineinander gefahrenen Wagen und Kanonen gestattet hätten. Sie mußten sich einzeln durchzwangen, und ich glaubte, daß der letzte kaum in sechs Stunden wegkommen könnte.

Zahllose Herden mitgenommenen Viehs waren mitten in das Gewühl eingeengt. An diesen schien den Franzosen vorzüglich gelegen zu sein. Sie suchten auch den schmalsten Rand am Stadtgraben, um die gehornten Lieblinge fort-

zutreiben. Wer verwegen genug war und die Hoffnung hatte, diese Tiere bis in seine Behausung zu bringen, konnte hier einen sehr guten Handel machen. Einige blanke Silberstücke waren ja weit leichter fortzuschaffen als eine große viereckige Kuh. Bei aller Anstrengung, diese kostbare Beute aus dem Schiffbruch zu retten, war es doch nicht möglich, sie ganz wegzubringen. Mehrere Rinder und Pferde waren stehengeblieben und suchten nun unbefangen an der Stadtmauer eine kümmerliche Nahrung. Daß es in dem heillosen Wirrwarr an Schreien und Toben nicht gefehlt hat, kann man sich leicht denken, trotzdem alles Lärmen zum Vorwärtskommen nichts half.

Plötzlich sahen wir von weitem mitten durch dieses Chaos den Kaiser selbst mit einer wenig zahlreichen Begleitung daherreiten. Es ging mit dem Durchkommen besser, als ich glaubte. Er ist, wie ich nachher erfahren habe, glücklich durch das äußere Ranstädter Tor gekommen. Sobald seine Person in Sicherheit war, wurde die steinerne Brücke gesprengt, und wer noch zurück war, wurde seinem Schicksal überlassen. Der Fürst Poniatowski, der auf einem Seitenwege durch den Heemannschen Garten geritten war und nirgends eine Brücke fand, versuchte weiter oben durch die Elster zu schwimmen. Die Ufer sind auf beiden Seiten ziemlich hoch, locker und sumpfig, der Fluß zwar schmal, aber in dieser Gegend ungemein tief und schlammig. Wie es der so gewandte Reiter versehen haben mag, daß er seines Pferdes nicht mächtig blieb, habe ich nicht erfahren können. Der Sage nach soll es sich im Wasser mit ihm überschlagen und es ihm unmöglich gemacht haben, sich herauszuarbeiten. Er wurde ein Opfer seiner Kühnheit und ertrank. Er hatte, wie man nachher sah, zwei tödliche Wunden, und wahr-

scheinlich waren diese die Ursache, daß er sich nicht im Wasser helfen konnte. Sein Leichnam wurde mehrere Tage nachher gefunden und mit den seinem militärischen Range gebührenden Ehrenbezeugungen beerdigt.

Da nun auch der Oberfeldherr aus der Stadt eilte, so durften wir wahl nicht mehr an der Nähe der Verbündeten var unseen Maueen zweifeln. Das immer näher krachende Kanonen- und Gewehrfeuer überzeugte uns auch mehr davon, als uns lieb war. Schon fing man an, Stränge durchzuhauen, um die Pferde wegzubringen. Die tausend Füße der Soldaten wurden immer lebendiger. Eine schwache Nachhut hatte sich am Reichelschen Garten aufgestellt, um den Feind, wenn er in dem Fuhrwege vardringen sallte, aufzuhalten. Wir hielten diesen noch für sehr entfernt, als plötzlich ein wildes Geschrei entstand, daß die Russen das äußerste Peterstor erstüemt hätten und vom Roßplatze herlämen. Unter den Franzasen wurde es unruhig. Da stürzten plötzlich russische Jäger in vollem Lause, mit einem fürchterlichen Hurra und mit vorgehaltenem Bajonett auf sie los und schassen im stärksten Jagen einzeln ihre Gewehre auf sie ab.

Sie setzten mit einer Leichtigkeit, die ich den Russen nie zugetraut hätte, über umgeworfene Kanonen und andere Hindernisse wie über Strahhalme. Jetzt hielt ich es für ratsam, meinen gefährlichen Pasten zu verlassen und eiligst nach Hause zu gehen. Unterwegs erfuhr ich, daß die Preußen in demselben Augenblicke das Grunmarsche Tar mit Sturm genammen hätten und in wenigen Minuten in der Stadt sein würden. Ueberall knallte das Gewehrfeuer, in welches sich bisweilen noch Kanonenschüsse mischten, die auf die Wagenburg bereits in der Vorstadt gerichtet wurden. Ueber

die Stadtmauer zischten ebenfalls Flintenkugeln durch die Straßen. Als ich das Haus glücklich erreicht hatte und mich mit dem Kopf zum Fenster herauswagte, sah ich erschrocken nicht weit von meinem Hause schon zwei preußische Jäger, die einige fliehende Franzosen verfolgten und nach ihnen schossen. Hinter ihnen hörte ich den Sturmmarsch, das furchtbare preußische Flügelhorn und ein tausendstimmiges Hurra und Vivat Friedrich Wilhelm! Das innere Peterstor hatte eine Kompagnie badischer Jäger zu verteidigen. Diese verließen sogleich ihre Posten und liefen, wie vom Sturmwind fortgerissen, nach dem Marktplatz, wo sie sich aufstellten und so wie die sächsischen Gardegrenadiere keinen Schuß taten.

So war sie denn da, die so lange gefürchtete und gehoffte Stunde! Was wir nach dem zweiten Mai nie glauben konnten — daß nämlich je ein Preuße wieder nach Leipzig kommen würde — war geschehen! Sie waren damals als Freunde von uns geschieden und hatten sich durch ihr musterhaftes Betragen unsere ganze Achtung und Liebe erworben. Wir hatten sie, so wie die Russen, im ehrenvollsten Andenken behalten. Jetzt erschienen sie als Feinde, als Krieger, die die Stadt mit Sturm hatten nehmen müssen. Unsere Söhne und Brüder hatten gegen sie gefochten. Was konnte unser Schicksal sein? Welches Los traf vor sieben Jahren Lübeck unter ähnlichen Umständen? Aber es waren Alexanders, Franz's, Friedrich Wilhelms und Karl Johanns Krieger, furchtbar dem Feinde, gutmütig und edel gegen den wehrlosen Bürger. Kein Soldat beging in der Stadt, so weit des Verfassers Kunde reichte, die geringste Ausschreitung. Sie bezahlten sogar Brot, Tabak und Branntwein bar. In der Vorstadt ging es nicht so gut ab: mancher Einwohner

wurde da sehr hart mitgenommen. Aber wie wären die Befehlshaber nach einem Kampfe, der in jedem Winkel der Stadt gewütet hatte, imstande gewesen, überall gegenwärtig zu sein und jeder Unordnung zu steuern? Vergleicht man die Sieger im ganzen mit unseen bisherigen Freunden und Beschützern, so gehe man durch ganz Sachsen und urteile dann, zu wessen Vorteile die Parallele gezogen werden muß.

Es war halb ein Uhr, da die Verbündeten in die Stadt eingedrungen waren. Das Geschütz war dabei nur wenig und im Inneen der Stadt gar nicht gebraucht worden. Hätten die Verbündeten nicht zu viel Rücksicht auf die möglichste Schonung der Stadt genommen, so hätten einige hundert ihrer braven Krieger weniger geopfert zu werden brauchen. Sie ließen indessen durch Infanterie stürmen, um die Stadt nicht zugrunde zu richten. Jetzt war das große Tagewerk bald vollbracht.

So hartnäckig sich die Franzosen größtenteils verteidigten, so wenig waren sie doch imstande, den eisernen Massen ihrer Gegner zu widerstehen. Sie wurden überall geworfen und aus der Stadt gejagt. Man muß ihnen, wie während der ganzen Schlacht, so besonders beim Sturme das Zeugnis geben, daß sie, besonders die Infanterie, überaus brav gefochten haben.

Oft setzten sie sich zwei- bis dreimal wieder in den Straßen fest. Diese Tapferkeit ging indessen nur bis zu einem gewissen Punkte. War es bis zu diesem gekommen, dann trat plötzlich das entgegengesetzte Extrem ein. Wer von einer französischen Flucht, wenn sie einmal eingetreten ist, nicht selbst Augenzeuge gewesen ist, kann sich durchaus keinen Begriff davon machen. Man sah häufig einen einzigen

Preußen mehr als zwanzig jagen, mitten unter sie hineinstürmen und ohne Widerstand alles links und rechts tot stechen oder schlagen, was seine Waffen nicht fortwarf. Bald war kein bewaffneter Franzose in unsern Mauern. Die Toten bedeckten alle Straßen und namentlich die in der Vorstadt. Der Verfasser sah auf einem kleinen Raume deren acht.

Schon nach einer Stunde konnte man überall unbesorgt herumgehen. Aber auf welche Szenen stieß man nun! Der Raum, den Leipzig mit allen Vorstädten einnimmt, wird nicht viel weniger als zwei Stunden im Umfange haben. Hier war selten ein Platz, wo man nicht gefochten hatte. Ueberall stieß man auf Tote. Besonders groß war die Anzahl der Pferde. Die Leichen lagen am dichtesten, je mehr man sich dem Ranstädter Tor näherte. Der Ranstädter Steinweg, der von dem sogenannten Mühlgraben durchschnitten wird, gewährte einen besonders schauderhaften Anblick. Dort sah man überall Menschen und Pferde, die, ins Wasser gedrängt, daein ihr Grab gefunden hatten und in scheußlichen Gruppen hervorragten. Hier hatten sich die stürmenden Kolonnen von allen Toren her, indem ihnen der fliehende Feind als Wegweiser gedient hatte, größtenteils vereinigt und in den zusammengedrängten Massen ein sicheres Ziel für jeden Schuß gefunden. Nicht mehr als zwanzig preußische Landwehrmänner stürzten sich zuerst von der Allee her auf den Steinweg.

Sie gaben von der Angermühle einige Male Feuer, als es aber damit nicht rasch genug ging, stürmten sie mit dem Bajonett in die dichtesten Haufen und stachen nieder, was ihnen begegnete. Am Ende schlugen sie kurzweg mit dem Flintenkolben drein und warfen die Getroffenen ins Wasser.

Ich verlasse jetzt diese Greuelszenen, um den Blick auf andere zu lenken, die man, wenn das Gemälde vollständig sein soll, nicht übergehen darf.

Jene Heere, welche so lange der Schrecken Deutschlands und Europas gewesen waren und uns jetzt das letzte schreckliche Denkmal ihres Daseins, wahrscheinlich auf immer, gestiftet hatten, waren wie von einem wilden Strome fortgerissen, in der wildesten Flucht. Der Sieger war ihnen bei Leipzig in der furchterlichsten Gestalt erschienen und saß ihnen rastlos mit der eisernen Faust auf dem Nacken. Die Verfolgung ließ erst eine Stunde hinter der Stadt etwas nach; bei Markranstädt holte das geschlagene Heer zuerst wieder Atem und gestaltete sich einigermaßen zu einem zusammenhängenden Ganzen. Die Beute, welche die Verbündeten machten, war unermeßlich. Die Vorstädte waren gepfropft voll Wagen und Kanonen, welche man hatte stehen lassen müssen. Ihre Menge war für das geübteste Auge noch gar nicht durch eine vorläufig runde Zahl einigermaßen zu bestimmen. Noch ließ man alles stehen und unterrichtete sich nur hier und da von dem Inhalt der Wagen. Eine große Menge war mit Reis beladen, der zum Teil, besonders von den Preußen, verschenkt wurde

Alle Straßen wimmelten nun von den Truppen der Verbündeten, die zerstreut gefochten hatten und sich jauchzend des großen Sieges freuten.

Ihre Monarchen hielten bald nach der Einnahme ihren Einzug. Alles drängte sich herzu, um die erhabenen, so lange ersehnten Retter zu sehen. Sie kamen ohne alles Gepränge, in den einfachsten Offiziersuniformen. In ihrem Gefolge sahen wir jene Helden, einen Blücher, Bülow, Platow, Barclay de Tolly, Fürst Schwarzenberg, Fürst

Repnin, Sanders usw., die wir so lange bewundert hatten.

Der Volksjubel überstieg alle Grenzen. Ein tausendstimmiges Hurra und Vivat wurde ihnen von allen Seiten zugerufen, und aus allen Fenstern wehten die friedlichen weißen Tücher. Einige sehr wenige waren an diesem großen Tage unglücklich genug, sich nicht freuen zu können. Es war die einzige aber auch schwere Strafe, kein deutsches Herz im Busen zu tragen. Nie schallten Kaisern und Königen die lauten Grüße vieler Tausender so tief aus den Herzen zu als Alexander, Franz, Friedrich Wilhelm und Karl Johann. Lange Truppenzüge folgten ihnen, die unter ihren siegreichen Fahnen den schweren Kampf so ruhmvoll bestanden hatten. Mitten in den Reihen von Kosaken, preußischen, russischen, österreichischen und schwedischen Husaren und Dragoneen sah man unsere braven sächsischen Reiter einziehen, entschlossen, fortan für Deutschlands Freiheit und wahrhaft für ihr Vaterland zu kämpfen.

Ohne zu rasten, marschierte eine große Anzahl Regimenter sogleich weiter und schlug teils den Weg nach Pegau, teils nach Merseburg ein, um den Feind in der linken Flanke und im Rücken zu verfolgen. Die Blüchersche Armee hatte sich schon seit gestern in die Gegend nach Merseburg gezogen, wo sie jetzt dem sich zurückziehenden Heere in der rechten Flanke stand. Für Leipzig war nichts mehr zu befürchten.

Nur ein geringer Teil der Truppen der Verbündeten war zur Verfolgung des Feindes aufgebrochen. Der bei weitem größte ruhte in unzähligen Reihen um die Stadt von der langen und blutigen Schlacht aus. Ein Teil der Armee-Equipage kam herein, und bald waren alle Straßen mit Menschen angefüllt, daß man ohne Lebensgefahr kaum

irgendwo durchkommen konnte. Die verbündeten Monarchen nahmen ihre Wohnung am Markte, und das Gewühl der Wachen und Equipagen war daher dort unbeschreiblich.

Ich sah hier den bisherigen französischen Kommandanten der Stadt zu Fuße mit einem zahlreichen Gefolge von Offizieren und Kommissaren kommen, welcher sich der russischen Generalität nahte. Das Schicksal dieses Mannes, des Generals Bertrand, war am meisten zu bedauern; er war ein durchaus rechtlicher Mann, der an all dem unsäglichen Elend, welches seit sechs Monaten über uns gekommen war, keinen Anteil hatte.

An der Wohnung unseres Königs bemerkte man keine andere Veränderung, als daß eine große Menge sächsischer Generale und Offiziere dort versammelt war. Die Leibgrenadiergarde versah wie zuvor die Wache, und vor den Fenstern paradierte ein russisches Grenadierbataillon. So viel mir bekannt ist, hat zwischen dem König von Sachsen und den verbündeten Herrschern keine Zusammenkunft stattgefunden. Am längsten hielt sich der König von Preußen mit dem Kronprinzen hier auf. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich gingen, so wie der Kronprinz von Schweden, zeitig der Armee nach. Nach der Abreise des preußischen Monarchen ging auch unser König unter einer starken Bedeckung von Kosaken nach Berlin ab.

Man konnte die französischen Spitäler, die wir seit dem Anfange des Jahres beständig hier gehabt hatten, und die sich seit der Schlacht von Lützen und nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes bis über 20 000 Preßhafte vermehrt hatten, als einen bösartigen Krebs ansehen, der immer weiter um sich frißt und alle gesunden Säfte verzehrt.

Schon vor der Schlacht bei Leipzig sah es in diesen

Gifthöhlen, in diesen Wohnungen des Jammers traurig genug aus, da sie immer mehr angefüllt und erweitert wurden. Mancher der dort Angestellten und besonders mancher brave und geschickte Arzt trug aus ihnen den Keim des Todes in seine Familie. Reinlichkeit war in ihnen bei allen Anstrengungen nicht zu erhalten, und man konnte ohne Ekel und ohne die Nase zuzuhalten bei keinem vorübergehen.

Da Leipzig durch den großen Armeekreis von der ganzen übrigen Welt eine geraume Zeit völlig abgeschnitten war, so wuchs die Not in diesen Krankenhäuseen täglich. Jetzt fingen auch die Nahrungsmittel an zu mangeln. Das Elend erreichte den höchsten Gipfel, als die Tausende vom Schlachtfelde nun auch dort Hilfe suchten. Selbst Brot konnte den Unglücklichen nicht mehr zur Genüge gereicht werden. Viele irrten völlig ohne Obdach umher. Jetzt sah man Scheußlichkeiten, die selbst den gefühllosesten Kannibalen einen eiskalten Schauder durch alle Glieder gejagt und die Haare emporgesträubt haben würden! Nimmermehr kann ein Auge bei Smolensk, an der Beresina und auf der Straße nach Wilna etwas Entsetzlicheres gesehen haben: dort raffte der Tod seine Beute wenigstens rascher hinweg. Tausend Jammergestalten wankten in allen Straßen und bettelten an jedem Fenster, an jeder Tür. Selten war das Mitleid imstande, etwas zu geben.

Das waren indes gewöhnliche und alltägliche Dinge. Daß ein solches Gerippe oft den schmutzigsten Knochen aufhob und begierig daran nagte, die geringste Brotkrume, die sich irgend auf einen Kehrichthaufen verirrt hatte, sowie Apfelschalen, Kohlstrünke und Obstkerne mit Heißhunger verzehrte, gehörte bei weitem nicht mehr unter die Selten-

heiten. Aber der Hunger blieb bei dieſen ekelhaften Grenzen noch nicht ſtehen. Mehr als zwanzig Augenzeugen können es bekräftigen, daß franzöſiſche Soldaten an gefallene Pferde, die bereits in Fäulnis übergegangen waren, herankrochen, mit ihren kraftloſen Händen mit irgend einem ſtumpfen Meſſer bohrten, das Fleiſch herauszogen und das Aas verzehrten! Was Rabe und Geier nur im Notfalle als Nahrung ſuchen, mußte ihnen zur Sättigung dienen! Selbſt von abgelöſten menſchlichen Gliedern ſchnitt man Fleiſch herunter und briet es zur Stillung des wütenden Hungers! Ja, es iſt unglaublich — ſelbſt Exkremente wurden durchwühlt, um unverdaute Reſte zu verſchlucken!

So waren die Spitäler ein verpeſteter Vielfraß für die Stadt, von dem ſich Geruch, Gehör und Geſicht mit Abſcheu wegwenden mußten, und einer von den ſchrecklichen Vampiren, die in ſo großer Menge unſer Mark und Blut weggeſaugt hatten und jetzt der Stadt und den Kranken ſelbſt verderblich wurden. Auch hier fand man Beiſpiele von jener Ergebung und Selbſtverleugnung, die keiner Nation wie der franzöſiſchen in dem Grade eigen iſt.

Ich ſah mehrmals junge Soldaten mit abgeriſſenen Schenkeln oder Armen auf bloßer Erde oder Steinen drei Tage lang liegen, wo ihnen durchaus keine Hilfe, kein Biſſen Brot, kein Tropfen Waſſer zuteil ward, ohne daß ſie einen Schmerzenslaut von ſich gaben oder die ruhige und gefaßte Miene, womit ſie Vorübergehende betrachteten, veränderten. Dieſe baten durchaus um nichts, ſie klagten nie, ſondern ſchienen nur mit dem einzigen Wunſche beſchäftigt, daß die karge Lebensflamme nur ſo bald als möglich verlöſchen möchte. Von dieſen iſt ſchwerlich einer gerettet worden. Es wäre ungerecht, den Grund einer ſo

heldenmütigen Fassung und Ergebung in einem gewissen Stolze oder in roher Gefühllosigkeit zu suchen. Gerade diese Unglücklichen waren sicher die Besseren und Edleren und unstreitig Leute von guter Erziehung, die zu bitten und zu wehklagen nie gelernt hatten.

In der Stadt lagen viele Tausende von angekommenen Truppen, die aus der Schlacht kamen und hungrig und durstig waren. Bei all ihrer Genügsamkeit konnten sie doch teils gar nicht, teils nur sehr kümmerlich befriedigt werden. Wie gern hätte sie nicht jeder mit einem festlichen Mahl empfangen, wie gern mit einem stärkenden Trunk erquickt! Aber selbst ein Glas des schlechtesten Biers oder Branntweins war nicht vorhanden. Häufig glaubten sie, daß es böser Wille sei und äußerten wohl auch, daß man ihnen darum alles verweigere, weil sie keine Franzosen seien. Wie wenig kannten sie unsere Lage!

In dem Hause, das ich bewohne, wurden sechs Mann von der preußischen Fußgarde einquartiert. Sie beklagten sich, als man ihnen nichts als trockene Kartoffeln vorsetzte.

Sie waren indes bescheiden genug und ließen sich bedeuten. Stillschweigend nahmen vier von ihnen die Gewehre und entfernten sich. Sie kamen ungefähr in einer Stunde zurück, und man erstaunte nicht wenig, als sie zwei Kühe brachten, die sie den Franzosen abgejagt hatten. Sie schenkten sie ihrem Wirt und legten sogleich Hand an das Werk des Schlachtens. In zwei Stunden war die Haushaltung so reich mit Fleisch versorgt, daß sie andern damit aushelfen konnte, und da ein großer Teil eingepökelt wurde, auf lange Zeit Vorrat hatte. Das hätten Franzosen sicher nicht getan.

Da die französische Armee in ganz Sachsen wie in

Feindesland gehauſt und alles weit und breit ausgezehrt hatte, entſtand bald der bitterſte Mangel. Schon fehlte es in der Gegend um Dresden an allem. Die von dort kommenden Reiſenden und Soldaten konnten die Not nicht groß genug ſchildern. Sie verſicherten einſtimmig, daß die Gegend von Oſchatz bis Leipzig ein wahres Paradies gegen die Lauſitz und den meißniſchen Kreis bis an die Elbe ſei. Wir ſahen bald die Belege dazu. Man mußte eine Menge Pferde in allen Regimentern ausmuſtern und zahlreiche Scharen von Soldaten in die Depots ſchicken. Von den Pferden war außer Haut und Gerippe kaum noch etwas übrig. Der größte Teil war ſchon unterwegs gefallen. Hier bedeckten ſie alle Straßen. Die Soldaten verkauften ſie aus freier Hand zum Teil um einige Groſchen.

Ein Franzoſe führte zwei ſolcher Tiere an einem Stricke. Er bot ſie einem Bauer zum Verkauf an und verlangte einen Taler. Der Mann ſchüttelte mit dem Kopfe. Der Soldat wurde dringender, und der Bauer bot auf das eine, um den Plagegeiſt los zu werden, einen Groſchen. Als der Soldat es lasbinden wollte, fand er den Knoten zu feſt, und um den Kunden nicht zu verlieren, gab er ihm beide für jene Summe.

Nach und nach kamen die ſämtlichen Abteilungen der Gardekavallerie hier an. Man ſchätzte ſie auf 5000 Mann, die ſämtlich zum Dienſt unfähig waren. Ach, wie war die impoſante Haltung verloren gegangen! Einen komiſchern, lächerlicheren und aemſeligern Aufzug ſah man ſchwerlich jemals in einem Kriege. Baumlange reitende Grenadiere mit himmelhohen Mützen ſah man, ſowie die ſchwergepanzerten Küraſſiere hier auf mageren Kühen reiten, die freilich nicht galoppierten. Ein Wunder war es, daß ſich die

Tiere nicht gegen die sonderbare Ehre sträubten. Die Mantelsäcke hatte man ihnen auf die Höcker geschnallt, so daß man gar nicht gleich klug werden konnte, was für ein monströses Wesen einhergeschritten kam. Karabiniers mit spiegelblanken Kürassen und Helmen lagen oft ohne Stiefeln auf Schubkarren, in den sich ein Bauer mit seinem Hunde eingespannt hatte und den Helden transportierte. Wenig Pferde waren noch imstande, den Mantelsack, geschweige den Reiter zu tragen. Diese mußten daher ihre abgematteten Rosse durch den dicksten Morast am Zügel fortschleppen und sahen es für ein Glück an, wenn endlich der lästige Begleiter umfiel. Eine Bande ziehender Dorfkomödianten war gegen diese unübersehbare Karawane immer noch ein Triumphzug eines römischen Imperators. Alles suchte Erfurt und Mainz zu erreichen.

Alle diese und ähnliche Auftritte, die wir täglich gesehen hatten, waren eine natürliche Folge des französischen Verpflegungssystems und der ungeheuren Truppenmassen, die mit den Vorräten eines kleinen Landstrichs in gar keinem Verhältnisse standen.

Betrachtet man nun die Lage der Stadt in finanzieller Hinsicht, so wird man auch daraus ersehen, wie schrecklich sie und die Behörden bei den ungeheuern Bedürfnissen daran waren. Man war gezwungen, die Armenhäuser zu Hospitälern umzuwandeln und kam am Ende so weit, daß man dem Dürftigen das Brot und sein spärliches Almosen nicht mehr reichen konnte, — die Kassen waren erschöpft, und alle neuen Zuflüsse mangelten. Der Bürger versank unter dem Gewicht seiner Lasten; man konnte ihm keine neuen mehr auferlegen.

So war die Lage einer Stadt, die vor wenig Jahren

noch unter die reichſten in Deutſchland mit Recht gezählt worden war, und deren Quellen unerſchöpflich geſchienen hatten.

Rheinbund und Kontinentalſyſtem — die Synonyme von allen Uebeln, die Deutſchland und Europa an den Abgrund des Verderbens geführt haben — werden künftig keine andere Bedeutung als die der Erinnerung an eine ſchwere Prüfungszeit haben, wo Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung ſeufzte, auf immer vernichtet ſchien und deſſenungeachtet mit neuen Kräften aus ſeinen Trümmern hervorging und durch neue Bande feſter als je mit den übrigen Staaten Europas vereinigt, in ſeine alten Rechte treten wird. Die Schlacht um Leipzig war die Loſung zu dieſer Umgeſtaltung. Die Geſchichte wird daher, wenn Parteilichkeit und Leidenſchaft längſt keine Stimme mehr haben werden, ſie ſtets in der Reihe der größten Weltbegebenheiten fortführen.

Jetzt wiſſet ihr, wackere deutſche Landsleute, ſicher, daß jene verderbenden Fremdlinge, welche nur niederzureißen, nichts aufzubauen verſtehen, und welche den Erdball in eine Wüſtenei umgewandelt hätten, nie wieder zu euch kommen werden, um euch mit neuen hölliſchen Plagen heimzuſuchen. Seit der Schlacht von Leipzig habt ihr euren Mut wiedergefunden, euern ſtarken Arm wieder kennen gelernt.

Seit dieſer Schlacht können euren Glauben, daß das erhabene Werk der Verbündeten von Gott, — daß es das Werk der Befreiung Europas ſei, — daß es gewiß herrlich durchgeführt werde, — daß es endlich Fürſten-, Länder- und Völkerglück über alle bringen werde, — keine ängſtlichen Zweifel mehr beunruhigen. Trug und Argliſt haben eine lange Reihe von Drangſalen über uns gebracht, aber

uns auch, — indem sie die Hände an unsere kostbarsten Nationalgüter legten, — weiser, vorsichtiger und wohl auch besser gemacht. Sie werden uns seinerhin keine Fesseln mehr bereiten, sie werden verscheucht werden, wie die Nacht von der aufdämmernden Morgenröte.

Aus Frankreich kam jenes im Finsteren schleichende Gespenst, jene Politik zu uns, welche die Moral und jeden geraden Weg ewig haßt, das Tageslicht scheut, im Verborgenen lauert, es nie aufrichtig meint, die Regierungen umstrickt und die Nationen erwürgt. Nur eine lange Reihe der traurigsten Erfahrungen machte es möglich, die großen Gefahren kennen zu lernen, die man von diesem Ungeheuer noch künftig zu erwarten hatte. Die Politik der Bundesfürsten ist gegenwärtig einfach und edel und liegt der Welt offen und faltenlos vor Augen. Sie geht mit ihrer Schwester, der Moral, wieder Hand in Hand, und wer könnte wohl zweifeln, daß sie mit dieser Begleiterin ihr schönes Ziel — Freiheit, Selbständigkeit und Glückseligkeit der Nationen — erreichen werde? Nur dieses Ziel haben sich die verbündeten Herrscher gesteckt. Wenn sie nicht anders als über Leichenhügel, über verödete Gefilde, über rauchende Brandstätten von Dörfern und Städten dahin gelangen können, — wer will die schwere Blutschuld auf ihre Häupter legen? Welche Opfer haben sie geboten, um damit einen einzigen Blutstropfen zu erkaufen?

Ernſt Moritz Arndt

Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein

Aufenthalt in Sachſen
1813

In den erſten Apriltagen des Jahres 1813 fuhr ich in Breslau ein — o, mit welch einem andern Herzen und anderer Hoffnung als am Ende des Winters 1812 von Berlin einfahrend. Ich konnte mit Recht über die ſchöne Wratislavia rufen: Ehem! quantum mutata ab illa, quam anno praeterito conspexi! Zwei Tage ſpäter traf auch der Miniſter (vom Stein) von Kaliſch hier ein. Ich fand und ſah hier meine alten Freunde des vorigen Frühlings: Manſo, Mittelſtedt, Gaß, Steffens. Bei Steffens ſah ich ſeine Verwandten, den Kapellmeiſter Reichardt und die beiden Profeſſoren Gebrüder von Raumer. Von Steffens ward ich ſogleich auf einen mächtigen Ball mit fortgeriſſen, wo ſich der Glanz und die Blüte der Stadt und unendlich viel Uniformen und beſternte Brüſte eingefunden hatten. Was für eine edle, glänzende Ritterſchaft war bei der allgemeinen Bewegung verſammelt!

Ich ward da von einigen als ein alter Bekannter, von andern als ein Steinſcher Begleiter mit Freuden und Ehren und, wie zum Eingange, als mit dem glücklichſten Wahrzeichen von einer hübſchen Jungfrau mit dem allerherzhafteſten, herzigſten Kuſſe begrüßt. Wirklich umhalſte mich ein hübſches Mädchen, das ich nimmer geſehen, des königlichen Leibarztes Hufeland älteſte Tochter, vor allem Volke mit einem fröhlichen, deutſchen Willkommenskuß. Solche Küſſe konnten einem damals wohl durch Mark und

Bein gehen. Es war gewiß ein Freuden- und Ehrenkuß aus vollem Herzen.

An dieſer ſchönen Dirne aber haben die deutſchen Profeſſoren weder Glück noch Freude erlebt. Sie hat ſich einige Jahre nach dieſem Kuſſe einem wallachiſch-ruſſiſchen Bojaren vermählt, jenem Sturza, der alle deutſchen Hochſchulen und Profeſſoren gleichſam des Hochverrats gegen Gott und gegen alle Kaiſer und Könige anklagt und mit dem Lärmſchreier Kotzebue die Sandſche Mordgeſchichte mit vielen ſchlimmen, unvergeßlichen Etceteras mit erregt hat.

So ſchlägt die wunderſame Verknüpfung der menſchlichen Dinge und Schickſale die einzelnen Fäden der Spinner und Weber oft auf das ſeltſamſte durcheinander. Aber wir fragen immer: wer iſt der rechte Spinner, Weber, Knüpfer und Löſer? Keiner weiß es; darum rufen wir immer und ewig in alle Ewigkeit hinein: Hoffe und glaube!

Hier in Breslau fand ich auch manchen lieben Berliner ſchon im Kriegsrock, auch mehrere Lützower in demſelben Gaſthofe, wo ich eingekehrt war, noch viel mehr derſelben zu Fuß und zu Pferde auf der Straße, die nach Dresden führt. Es war der 6. oder 7. April, als ich auf dieſer Straße fuhr. Da erſchien mir Gott der Herr, deſſen Liebe und Gnade den kleinen Nachen meines Lebens bisher ziemlich glücklich durch manche Strudel und über manche Klippen und Untiefen hin hatte fortſchießen laſſen, mit einem Zeichen, das auch den Leichtſinnigſten mit ſeinen, frommen Gedanken und Erinnerungen hätte durchblitzen müſſen.

Es war eine kalte Frühlingsnacht. Ich, in meinen ſlauſchigen Mantel gehüllt, war eingeſchlafen — und horch! Ich ſollte plötzlich durch helle Trompetentöne aufgeweckt

werden. Der Tag brach eben an, ich war eine halbe Stunde von Liegnitz, deſſen Türme ich im Morgenglanze vor mir ſchimmern ſah. Woher kamen die Trompetentöne? Es zog ein preußiſches Reiterregiment mit fliegenden Fahnen die Straße, und mein Poſtillion mußte ausbeugen, auch eine Weile ſtillhalten. Es war in einem etwas durchlauchtigen, dünn beſtandenen Walde, wo einzelne Fichten mit bereiften Köpfen faſt in den Weg hinüberhingen. Da ſtieg vor meinen geöffneten Augen ſogleich wieder eine Erinnerung auf. Es war mir, als erblickte ich in einigen Steinſäulen und ein paar himmelhohen, halbverwirrten Tannen alte Bekannte. Ja, es fuhr mir die Erinnerung wie ein Blitz durch die Seele: wir fuhren durch dieſelben kahlen Tannenbäume hin, durch die ich vor einem Jahre im Wagen meines Grafen Chakot nach Breslau fuhr. Da war es, gerade in dieſem Walde zwiſchen dieſen Tannen war es, wo ich vor einem Jahre ähnliche Trompetentöne gehört hatte, aber Trompetenſtöße widerlichſter Art. Jetzt waren es Preußen, die für Hoffnung und Sieg aufblieſen; vorigen Frühling aber waren es einige Schwadronen ſächſiſcher und polniſcher Reiter, die für Napoleon gegen Oſten marſchierten.

Mit ſolchen Klangen und mit ganz anderen, fröhlicheren Gefühlen, als damals, fuhr ich frühmorgens in Liegnitz ein, weckte eine mir befreundete Familie, die des Regierungsrats Benda, genoß bei ihnen ein reichliches Frühſtück und erzählte von Rußland, woher ich Grüße von einem Vetter der Benda brachte, von einem Leutnant von Mühlenfels, Offizier bei der deutſchen Legion. Sie bezahlte dieſe Grüße mit Erzählungen von meiner Inſel Rügen, unſerer gemeinſamen Heimat, wo ſie jüngſt geweſen war. Von Liegnitz ging es auf Poſtſlügeln, freilich nicht flügel-

geschwind, weit Kriegsmärsche die Landstraßen verderben, bis Dresden.

Hier erschien nun auch bald mein Herr Minister. Ich ward hinfort gleich andern Kriegszügleen und Offizieren ordentlich einquartiert. Ich nahm mein Quartier bei dem Appellationsrat Körner, dessen Haus mir schon von den Lützowern empfohlen war, unter denen Körners Sohn als Kamerad diente. Dies ward uns beiden, Körner und mir, eine willkommene Einquartierung: ich wohnte bei würdigen, deutschgesinnten Menschen, und sie wurden über einen Monat von wilder soldatischer und auch kostspieliger Einlagerung befreit. Ich habe dort immer morgens nur ein paar Tassen Tee getrunken und bin die Mittage und Abende gewöhnlich an der Steinschen Tafel oder in einem Gasthause gewesen.

Wenn keine andere Tafel, war hier doch immer eine wohlbesetzte geistige Tafel. Körner war ein ausgezeichneter, sehr gebildeter und wissenschaftlicher Mann, an Kenntnissen den besten Deutschen ebenbürtig, an Gesinnung und Treue fürs Vaterland den meisten überlegen. Hier war Speise und Weide für Kopf und Herz. Der brave Körner hatte mit dem Jüngling Schiller bei dessen Morgenrötenaufgang frühe Freundschaft geschlossen, hatte dessen erste Thüringer und Leipziger Jahre mit treuester Hülfe und mit treuem Rat gestützt und geschützt. Sein Sohn, jetzt im Lützower Waffenrock, war Schillers und meines Freundes, des Grafen Geßler, Pate. Er selbst war Schriftsteller. Nun ging in den vielen dieses Haus Besuchenden mit den einen Mut und Freude, mit den andern Furcht und Sorge in und durch dieses gastfreundliche Haus.

Hier sah ich Goethe nach vielen langen Jahren auch

einmal wieder. In meinen Studentenjahren in Jena hatte ich ihn dort und auch in Weimar nur immer äußerlich gesehen, zum erstenmal auf der Geleitsbrücke in Jena, wo der schöne, stattliche Mann in einem grünen Jägerrock einherschritt. Ich war ja damals ein unbedeutender Jüngling, konnte mich weder als Graf noch als Baron einem berühmten Manne aufdrängen, war auch in meinem Sinn in meinen Jenaer Tagen zu einsam und in mich verschlossen und zu stolz, mich vor Höheren zu beeneigen oder sie durch meine Kühnheit zu belästigen. So ist es geschehen, daß ich bei aller Begeisterung für beide Männer im Jahre 1794, wo ich mehrere Wochen in Hamburg zubrachte, auch Klopstock nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen habe, so wenig als ich vor Goethe getreten bin. Goethe kam nach Dresden auf seiner gewöhnlichen Badereise nach Karlsbad und Teplitz. Sein Anblick und seine Rede waren gleich unerfreulich; der erste sprach aufgestörte Unruhe, die zweite ungläubige Hoffnungslosigkeit. Da rief er einmal aus, als Körner über seinen Sohn sprach und auf dessen an der Wand hängenden Säbel wies: „O, ihr Guten, schüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist euch zu groß."

Außer Goethe sah ich hier auch, aber nicht mit oder neben ihm, seinen berühmten Weimarer Antipoden Böttger*, der in einer eigensten Angelegenheit in wahrer Angst zu Körner kam, er möge doch durch mich oder durch eine andere Verwendung einen Steinschen Sturm, der ihm drohte, von ihm abwenden. Dieser Böttger nämlich, der bestellsamste und allerlauschigste Ausschnüffler und Marktschreier aller neuen und oft auch aller verbotenen Dinge, den die

* Gemeint ist der Archäologe Karl August Böttiger, der von 1760—1835 lebte.

Hohen in Weimar nur die krächzende Aaskrähe ſchlimmer und ärgerlicher Gerüchte nannten, war in auf der Poſt beſchlagenen Briefen, die nach Prag gehen ſollten, und worin auch über Stein und ſeine neuerrichtete deutſche Zentralverwaltung und über anderes Jungdeutſchruſſiſches — ſo hatte er es genannt — eben nicht mit den glimpflichſten Worten Böttgerſche Gloſſen gemacht waren, als politiſcher Berichterſtatter ertappt. Stein hielt gewiß kein Spionenbureau und verachtete alle Geheimſpäherei. Aber die Böttgerſchen Berichte waren ihm zu Händen gekommen, und er hatte im Zoen zu jemand geſagt: „Der verfluchte naſeweiſe Schwätzer über mich mag ſich in acht nehmen; ich könnte für ihn allenfalls auch ein kleines Königſtein ausfinden, wo er, wenn er von Geheimniſſen berſten und platzen will, ſie in der Einſamkeit mit Sonne, Mond und Steenen beplaudern kann.“ Böttger war nun in der Angſt zu Köener gekommen. Ich habe über den Reichsherold böſer Gerüchte mit Stein nichts zu handeln und zu bitten gehabt; er ſagte nur: „Laß den alten, grauen Lügenſchelm laufen“; aber unter der Hand hatte er ihn in ſeiner ſtarken Weiſe waenen laſſen.

Hier eine hübſche Böttger-Goethe Anekdote, die mir mein Graf Geßler erzählt hat. Goethe war in Karlsbad, kam von einem Morgenſpaziergange nach Hauſe und ſagte: „Man ſtößt in der Welt doch immer und allenthalben auf unſaubere Geiſter, da hab' ich von fern einen Mann vorbeirutſchen geſehen, der Kerl hat mich ordentlich erſchreckt; ich glaubte den leibhaftigen Böttger erblickt zu haben.“ — „O,“ erwiderte der Freund, „Ihre Augen haben ſich da nicht verſehen, Sie haben wirklich den Leibhaftigen geſehen.“ Bei dieſen Worten rief Goethe aus, wie einer, der von einem

Schrecken wieder aufatmet: Gottlob! Gottlob! daß Gott nicht ein zweites ſolches A.... geſicht geſchaffen hat!"

Hier bei Köner war alſo lebendiges, merkwürdiges Gewimmel verſchiedenſter Menſchen; weit lebendiger war es um Stein und ſeine nächſten Beziehungen. Hier ſah ich manche treffliche Preußen, welche ich bisher nur einzeln und aus der Ferne erblickt hatte, unter ihnen auch Niebuhr, der in ſchlimmſter Zeit zwiſchen den Jahren 1820 bis 1830 ſich mir als treuer Verteidiger, Beſchützer und Freund erwieſen hat, und mit Niebuhr den Schleſier Staatsrat Freiherrn von Rhediger. Rhediger und Schön ſollten unter Stein in dem Zentralausſchuß für die deutſchen Angelegenheiten für Preußen, Kotſchubey und Neſſelrode für Rußland ſitzen. So waren ſie dafür ernannt, ſind aber nicht dabei geblieben, ſo wenig als Niebuhr oder Schön. Unter Steins Leitung war nämlich ein ſolcher Verwaltungsrat oder Zentralverwaltungsausſchuß errichtet, um in den über die Franzoſen und ihren Anhang mit dem Schwert geöffneten und eroberten deutſchen Landen die Verwaltung und Benutzung aller Hilfsmittel derſelben zu übernehmen und die Ausrüſtung und Bewaffnung der Jugend in denſelben für das deutſche Vaterland zu leiten und zu ordnen. Alles dieſes war freilich tauſendmal leichter zu entwerfen als auszuführen. Aber es mußte doch mit einem deutſchen Gedanken, der da hieß alle für alle angefangen werden. Daß der deutſche Rheinbund ohne Schwert zerſtört und wiedereingenommen werden könne, welcher verſtändige Mann konnte ſich das einbilden? Die Fürſten mit ihrer ſogenannten Souveränität hatten ſich zu feſt mit ihrem Treiber Napoleon verklebt. Dergleichen Herrſchaftsverklebung reißt ſich nicht leicht los.

Also Minister Stein in Dresden mit seinem deutschen Zentralausschuß, die Russen im Vorrücken immer weiter gegen Westen, die Preußen, — alles, was an die Wand p..... konnte, zum Kampf gegen ihren Plager aufgerufen, — an allen Enden des Landes in voller Rüstung und Waffenbereitung, — was gab das für ein unendliches Gewimmel und Getümmel! Gewimmel und Getümmel nicht bloß auf allen Straßen und Gassen, sondern auch in allen Herzen und bis in die Arme und Beine hinein: denn alles, was noch etwas Arm- und Beinkraft in sich fühlte, wollte und sollte jetzt für das Vaterland zu den Waffen greifen. Nun kamen außer den obengenannten Männern eine Flut, eine Sintflut, deren ein Teil Gewoge auch wohl Sündflut gescholten werden durfte; denn neben Biedermänneen kamen auch wohl, die man gelinde Raud und Beute und andere Ungebühr suchende und witternde Abenteurer nennen konnte. Es waren nicht nur solche, die gute deutsche Mär hören und rechtschaffene deutsche Tat tun wollten, sondeen Lauscher, Horcher und Späher, und neben ihnen jenes, wie es scheint unschuldige und doch nicht unschädliche Gesindel, das geboren ist, auch über die beste Zeit und die größten Dinge seine Noten und Glossen zu machen. Vieles dergleichen wollte sich bei Gelegenheit auch um und an Stein sammeln und drängen, aber meist zeigte ihnen der Adler solche Augen und Klauen, daß dergleichen lauernde Aasraben und krachzende Krähen, die den Tag, wie er lief, ausplündern oder beschreien wollten, sich erschrocken davon machten.

Unter den Guten kam zuerst ein alter Jugendfreund Steins, ein Graf Schlabrendorf, ein Bruder des weiland preußischen Gesandten am französischen Hofe, Grafen

Schlabrendorf, der als eine etwas wunderliche deutsche Reliquie unter den verschiedenen Wechseln und Umwälzungen der Dinge als ein edler, freisinniger Zukunftsvogel immer nur bestes Glück und menschlichste Freiheit ausspähend und ausrufend, bis an sein Ende in Paris ausgeharrt hat. Sein Bruder, Steins Freund, war ihm an Gesinnung ähnlich, ein frommer, kindlicher Mann, der jetzt mit seinem durch Alter schon geschwächten Arm durchaus als Freiwilliger den Säbel über Franzosenköpfen schwingen wollte. Solchen heroischen Entschluß hat Stein ihm schwer weggeredet, indem er ihm sagte: „Geben Sie ein paar tausend Taler zur Ausrüstung deutscher Freiwilligen und senden Sie den Sohn." Beides hat der wackere Alte getan, und der tapfere Sohn ist als tapferer Reiter in allen Hauptschlachten mit dabeigewesen.

Der zweite der Guten, die auf dem Dresdener Pflaster erschienen, war der Freiherr Hans von Gagern, eins der Häupter der alten oberrheinischen deutschen Ritterschaft, ein Mann des treuesten Herzens und kühnsten Entschlusses für die Erlosung und Ehrenrettung des Vaterlandes. Er hatte in Schwaben und Tirol eben nach deutschen Geistern herumgespäht — zugleich ein kluger und rechtschaffener Späher — und für einen allgemeinen Aufstand aller Deutschen gegen den welschen Trug und Uebermut Fäden zu spinnen gesucht, in welchem kühnen Spinnen er durch Metternichs lauernde Politik unterbrochen worden war. Ueber diesen Oesterreicher brachte er nun Stein die jüngste, nächste Kunde; es hing ja die Welt jetzt vorzüglich mit an Oesterreichs Entscheidung. Ueber jenen Moselaner Metternich habe ich die beiden Ritter oft viel streiten gehöret. Stein wollte ihm kaum ein gutes deutsches Haar lassen, ihm

mehr Schlauheit und Pfiffigkeit als Ritterſinn und Rittermut zutrauend. —

Da kam nun ein dritter, ein Graf Reſſach aus Bayern, von altem, glorreichem Geſchlecht (ſein Urahn war Reichskammergerichtspräſident in Speier geweſen), als deutſcher Patriot von deutſchen Patrioten Stein aufs beſte empfohlen: ein kleines, zierliches, lächelndes Männchen, welchem man nach ſeiner äußern Erſcheinung keinen rechten deutſchen Heldenmut zutrauen konnte. —

Da kamen mit einer ſtillen, meiſt nächtlich verhüllten Heimlichkeit einzelne wackre Offiziere des Königs von Sachſen aus der Feſtung Torgau, von denen ich nur Miltitz und Karlowitz nennen will. Der König von Polen und Sachſen war mit drei, vier polniſchen und ſächſiſchen Reiterregimentern ins Land Oeſterreich vor den Ruſſen entflohen, hatte aber ſein übriges deutſches Heer, etwa 10 000 bis 12 000 Mann, in den Feſtungen Torgau und Wittenberg eingeſchloſſen. Dieſe wackern, ſächſiſchen Offiziere, die aus Torgau zu Stein kamen, kamen zuerſt nur als Erkunder der Dinge, um zu forſchen, wie weit die Unterhandlungen ihres Königs für den Beitritt desſelben zur großen, deutſchen Sache gediehen ſeien. Sie brannten mit Tauſenden ihrer tapfern Landsleute von der Luſt, ihre Säbel für den deutſchen Kampf wetzen und zücken zu können, und hofften immer noch auf einen glücklichen Entſchluß ihres Königs. Aber dieſer König, ſonſt ein weiſer und gerechter Fürſt und als ein Vater ſeines Volks erfunden, baute zu ſehr auf Napoleons Glück und hielt zu feſt an dem Ehrentitel *König von Polen*, der ſeinem Lande und ſeinen Ahnherrn früher ſchon zu viel Unglück gebracht hatte.

Die sächsischen Dinge und Verhältnisse und die hin und her laufenden Verhandlungen mit Oesterreich, kurz, die vielfältigsten und die vielfältigst verflochtenen und verfitzten diplomatischen Federkünste und die Lockerheit und Unbestimmtheit so vieler flutenden und schwebenden Dinge zerquälten das ungestüme Gemüt Steins, aber oft zeigte er sich doch höchst liebenswürdig und heiter. So hatte Gott es ihm ins Herz geblasen, oder so schien er doch eine göttliche Weissagung von Glück und Sieg in der Brust zu tragen. Wenn er im Aerger über die Schlechtigkeit, Jämmerlichkeit und Feigheit der Menschen oft auch überreizt war, immer sprach er sich mit unerschütterlicher Hoffnung aus und strahlte diese Hoffnung aus seinen blitzenden Augen und von seiner schönen Stirn auf uns andere herab, die er dann auch ein anderes Mal wohl mit recht derben Worten schalt und züchtigte. Ich erzähle wieder:

Ich und mein Freund Steffens, der Breslauer Professor, jetzt statt in seinem Philosophenmantel in Jägeruniform, Offizier von freiwilligen Studenten, die er gleich anderen Professoren vom Katheder zu den Waffen aufgerufen hatte, führten vor ihm auch ein Gespräch eben über jenes Stück Sachsen, in dessen Hauptstadt wir drei eben saßen; wie schade es doch sei, daß man so zaudere: 15 000 bis 20 000 sächsische Jünglinge ausgehoben, dann geübt und mit den rechten Offizieren an der Spitze würden ebensogut für ihr deutsches Vaterland streiten als Pommern und Mecklenburger. Wir waren bei ihm (Stein) zu Mittag eingeladen gewesen, und wagten solches Gespräch nach der Tafel. Da erzürnte er sich, sprang auf und rief mit einer Gebärde und in einem Ton, als wenn er uns zur Türe hinauswerfen wollte: „Gehen Sie meine Herren, so klug

wie Sie bin ich auch, aber ich bin weder der Kaiser von Rußland noch der König von Preußen."

O, von wie vielen diplomatischen, bösen Künsten und andern schlimmen Hemmketten hat sich dieser Löwe wohl häufig mit grimmem Schmerze gebunden gefühlt! Ja, was würde dieser mutigste, stahlfesteste aller Männer nicht getan haben, wenn er die letzten Spitzen der deutschen und europäischen Flügel in den Händen gehalten hätte! Es war dies gewiß eine der schwersten Zeiten für ein solches Herz. Er wollte noch für Sachsen hoffen, er hoffte zuweilen selbst auf Metternich, über dessen feige Listen, wie er seine Zauberlichkeit schalt, er mit seinem treuen Hans Gagern oft heftiges Zwiegespräch führte. Auch über Englands langsame diplomatische Hinundherzettelungen und Bedenklichkeiten, welches England nicht an Alexanders von Rußland Treue wie Stein glauben wollte, und welches auch auf Deutschland durch die ihm auf die englische Nase gesetzte hannoversche Brille manche kleinliche Hinblicke und Seitenblicke machte, gab's Klagen die Hülle und Fülle. Ueber seinen Kaiser Alexander, auf dessen Treue er damals wie auf Stein und Bein baute, duldete er in jenen Tagen der Begeisterung kaum den leisesten Wink, vollends keinen Gegenwink.

Das Hauptziel des Steinschen Unmuts war und blieb aber Metternich und, zunächst auf die sächsische Angelegenlegenheit bezogen, der sächsische General Freiherr Langenau, der seinen König ins Ausland begleitet hatte, und von dem Stein meinte, er sei ein tätiges Organ, das König Friedrich August in seiner unglücklichen napoleonischen Politik festhielt.

Hiebei erinnere ich mich einer kleinen Kabbelei, die

er in Dresden nach Tisch einmal mit Schön hatte. In seinem Zorn rief er da über Langenau aus: „Ich hoffe, wir fangen den bösen, listigen Fuchs noch einmal; dann wollen wir ihn andern schlauen, feigen, deutschen Füchsen, wie brave Jäger seinen Vettern im Walde tun, als ein deutsches Zeichen der Gegenwart an der ersten besten Eiche aufhängen!" — „Gut das," erwiderte Schön ruhig lächelnd, „ich will Ihnen beifallen, aber dann erlauben Sie mir auch, daß ich Ihre Nichte, die Gräfin Senfft, in das erste beste Spinnhaus stecke." Und Stein darauf: „Auch das, und ich gebe Ihnen ihren Mann als Zugift noch obendrein." Man muß wissen, der General von Langenau war Schöns Schwager. Stein zürnte aber dem Grafen Senfft sehr, der als sächsischer Minister sehr napoleonisiert und in Hinsicht der preußischen Verhältnisse und Forderungen an das kleine Königreich Polen die schreiendsten Ungerechtigkeiten zum Vorteil der Franzosen und Polaken begangen hatte.

Steins Schwestertochter, eine geborene Freiin von Werthern, stand bei dem Oheim sehr schlecht angeschrieben. Er schalt sie eine eitle Närrin und hoffärtige Verschwenderin, die durch eitlen Prunk das eigene und des Mannes Vermögen bis zur tiefsten Neige heruntergebracht habe. Weise, altväterische Sitte und Sparsamkeit bei Großen und Kleinen galt ihm, wie seinem Freunde Niebuhr, für ein notwendiges Stück aller Bürgertugend. Er glaubte mit den alten Persern, daß ein verschuldeter Mann in ganz notwendiger Folge zuletzt ein Lügner und der Knecht von solchen werden müsse, die noch schlechter als er selbst seien.

So hatte der Minister manchen Aerger und Umlauf und Anlauf von Schlechten, aber auch manche Freude an

Guten, die in Dresden zusammenflossen. Auch ich hatte hin und wieder mit Narren oder Abenteurern, die sich einbildeten, ich könne sie näher an den gewaltigen Mann heranbringen, oft meine reiche, liebe Not, sie abzuschütteln. Indes, es kamen auch viel Liebe und Getreue, wie Steffens zum Beispiel, mit dem ich in Dresden bei allen seinen vielen Bekannten, unter andern bei dem Maler Hartmann und bei meinem alten Greifswolder Bekannten, dem Maler Friedrich, rundlaufen mußte. Auch erschienen einige Jünglinge der Heimat, die der Zeit würdig dienen und für das Vaterland die Waffen ergreifen wollten. Unter diesen kam auch Ludwig von Mühlenfels, der Sohn eines Nachbaen meines Vaters, des Majors von Mühlenfels. Dieser, mit schwedischen Grafen und Baronen verwandt, hatte ein schwedisches Offizierspatent in der Tasche, aber weil er dem schwedischen Franzosen Bernadotte kein ehrliches Herz für Deutschland zutrauen konnte, hat der Siebzehnjährige sich von der Hochschule Greifswald aufgemacht, auf des Vaters Kredit sich Roß und Waffen verschafft und ist von hier als Lützower Reiter ins Feld gezogen, wo er sich ehrliche, schwere Wunden verdient hat.

So gab's hier in Dresden manche Lust und Unlust auch für mich, in Geschäften meist nur Kleines und Unwichtiges. Doch zeichne ich ein paar Kuriosa:

Ich habe schon erzählt, wie die Raben und Krähen, die der Sonnenschein des Augenblicks herbeilockte, den Adler umschwärmen und umkrächzen wollten, wie er es aber verstand, sie zurückzujagen. Indes, der kleinen Vögel sind viele in Büschen und Wäldern; sie flatteen und singen auf die verschiedenste, mannigfaltigste Weise; von einigen mußte er sich zu Zeiten wohl etwas gefallen lassen. Wer konnte

aufzählen, wie der Löwe nicht bloß von lustigen Gesängen, sondern auch mehr als zuviel von krächzenden und winmernden Tönen umklungen ward. Fragen, Klagen, Bitten, Anträge, Entwürfe und Pläne so viel, daß der alte Herr im Zoen oft ganze Haufen mir zu den Füßen warf, sprechend: „Lesen Sie, sehen Sie, ob etwas eine Antwort verdient und verlangt.“ Am zornigsten konnte er natürlich über solche Narren werden, die ihm mit irgendeinem spezifischen Vorschlage und Entwurf zur Rettung des Vaterlandes kamen. Da pflegte er wohl zu rufen: „Zum Teufel mit den verfluchten Narren, die nicht ins Eisen beißen wollen und die deutschen Wunden mit Aktenstößen meinen heilen zu können!“

Solche Vaterlandsretter waren nicht immer Fremde, sondern auch wohl alte Freunde oder gar Verwandte. Von solchen liefen nun auch genug Bitten ein, die irgendeinen Neffen oder Sohn bei ihm auf die glatte, diplomatische Glücksbahn aussetzen wollten, die bei ihm um irgendeine Anstellung oder Beschäftigung bei dem Zentralausschuß baten, damit der Jüngling sich unter der Aufsicht und Leitung des großen Ministers und Meisters für die künftig zu ersteigenden höheren Grade ausbilden könne. Bei solchen Briefen und Bitten hätte man sehen sollen, wie der edle Ritter auffuhr und voll Unwillen mir gewöhnlich die Papiere zu lesen gab, auch wohl einige zu beantworten mit den Worten: „Die Narren! meinen sie, ich soll ein Diplomatenschulmeister werden? Wir haben jetzt ganz andere Schulmeister nötig, die mit eisernen Federn schreiben lehren. Ich Diplomaten erziehen? Meinethalben mag man das auch eine Kunst nennen; die aber zu früh in solche Kunstschule kommen, werden meist Schwachlinge und Leisetreter,

oder auch schleichende Blindschlangen und Schurken. Schreiben Sie nur, ich habe jetzt etwas anderes in der Welt zu tun, als diplomatische Schule zu halten; habe solche Wissenschaft, als sie meinen, auch nimmer gelernt noch getrieben. Die jungen Leute haben jetzt etwas Besseres zu lernen; auf den Fechtboden, auf das Schlachtfeld mit ihnen! Das ist die Schule des Tages; sie sollen lernen fürs Vaterland streiten und sterben."

Ein Professor Haugh von Olmütz, später als Professor der Mathematik zu Gent gestorben, hatte ihm einen Pack Schriften und Zeichnungen zugeschickt über den Bau einer ungeheuren magnetischen Batterie, welche an der Spitze des vaterländischen Heeres geführt werden und durch ihre allmächtige Weltkraft alle feindlichen Kugeln unschädlich an sich und auf sich heranziehen und zerplatzen und zersplittern sollte. Als Stein diese Bescherung durchschaut und durchlesen hatte, rief er: „Ein wohlmeinender Narr! wenn Gott uns nur die gehörigen Bretter geschaffen hätte, solchen fabelhaften Magnetberg zu bewegen: coelum ipsum petimus stultitia. Schreiben Sie dem Narren, er soll mal herkommen und sich als Kugel in eine Kanone laden und gegen seinen Magnetberg schießen lassen, damit wir sehen, ob das Ding die Probe aushält."

Einige solcher Briefe, die Stein oft gleich beim Empfange zu zerreißen pflegte, hatte ich mir zur Belustigung und künftigen Ergötzung allerdings gern aufgehoben, und ich hatte mir von diesen Kuriosis auch einiges aufgehoben, aber es ist im Jahre 1817 mit dem größten Teil meiner Bücher und Papiere, die ich mir in vielen Jahren gesammelt hatte, auf der Seereise von Stralsund nach Rotterdam und Köln durch schlechte Besorgung des Schiffers

ſo mit Seewaſſer durchtränkt worden, daß ich das meiſte davon als faulen Moder bei ſeiner Ankunft in Bonn habe auf die Straße hinauswerfen müſſen.

Hier könnte ich beinahe rufen: Gottlob! über die Geheimniſſe ſolcher wunderlichen Papiere und Briefſchaften und über die geheimen politiſchen Umtriebe, worauf ſie prächtig gedeutet werden konnten, hätte ich bei den demagogiſchen Umtrieben, womit ich viele der beſten Jahre meines Lebens umgetrieben worden bin, wahrhaftig zu Tode gequält werden können*. So ſcheint Gott auch da für uns zu ſorgen, wo wir arme, blinde Sterbliche uns oft hart beſchädigt glauben. Was hätte ein nichts als Verſchwörung träumender kamptziſcher Unterſuchungsrichter nicht aus dem Papierpack jenes Olmützer Magnetſchützen machen können, wenn er ihn ohne ein Zeichen des Woher und Wohin bei mir gefunden hätte?

Von Dresden aus bin ich auch in unſerm preußiſch-ruſſiſchen Hauptquartier geweſen. Stein ſchickte mich mit beſondern Vertrauensbriefen an Schaenhorſt. Ich ſah den vortrefflichen Mann hier wieder, der und deſſen Tochter mich vor einem Jahre in Breslau und Kudowa ſo freundlich und vertraulich empfangen hatten. Das Hauptquartier ſtand in Altenburg. Hier ſtehe unter dem Ernſt wieder ein Spaß.

* Ich gebe ein Beiſpiel, was mir dieſer anzügliche Magnetberg mit ſeinen angelockten Schüſſen hätte gebeuten können. In einem Briefe an meinen Freund Reimer in Berlin hatte ich geſchrieben wegen in Leipzig oder Deſſau zu druckender Manuſkripte (de dato Reichenbach 17 Aug 1813): „Denn, wenn wir hier Land gewinnen, ſchieß ich ſogleich hin.“ Wie bin ich wegen dieſes unſchuldigen Wörtleins ſchießen von meinem Unterſuchungsrichter mehrmals gequält worden! Man witterte in dem Worte ſchießen einen myſtiſchen Sinn eines Verſchworenen. Ich antwortete endlich in Ungeduld hätte ich einen von Reichenbach bis Leipzig tragenden Schuß gehabt, ich wäre allein mit Napoleon fertig geworden. Das wollte man nicht zu Protokoll nehmen. (Anm. Arndts.)

Es lag Stein und vielen andern sehr daran, zu wissen, was gegen Süden jenseits des Thüringer Waldes am Main und Rhein sich bewege und rege, und wie es mit den Rüstungen, Märschen, Stellungen Napoleons und seiner Verbündeten in dem Augenblick eben stehe. Es ward für diesen Zweck ein rüstiger Jüngling gefunden, ein unter den Lützowern eingekleideter Jäger, namens Fallenstein. Dieser kannte den Thüringer Wald und alle seine Umgebungen und das schöne Frankenland jenseits der Berge wie kein anderer, war in Meiningen erzogen und hatte in Jena studiert. Ich nahm ihn mit auf meinem Wagen, und von Altenburg ließ er dann weiter über alle Berge. Er lief aus in der Rolle eines Küsters oder Landschulmeisters und zwar in von mir hergegebenem schwarzem Rock und gleicher Art Hosen, welche in Petersburg noch in Salons gebraucht, aber unterdessen genug abgetragen und abgeschabt waren, um für einen Schulmeister nicht zu fein zu sein. Er kam nach einigen Wochen glücklich wieder, ohne von den Franzosen ertappt und gehängt zu sein, brachte uns aber wenig Neues, was wir nicht schon aus andern Quellen wußten. Der kühne, lebensmutige Jäger stand nach glücklich und ruhmvoll vollbrachten Feldzügen, die er alle mitgemacht hatte, als Regierungsrat in Düsseldorf und Koblenz, später als Geheimer Finanzrat in Berlin, lebte mit seinem Gnadengehalt die letzten Jahre in Heidelberg, wo er vor zwei Jahren gestorben ist*. Es sei zu seinen Ehren genug gesagt, daß Männer wie Schöff, Souchay und Doktor Schlemmer in Frankfurt und Gervinus und Dahlmann und Präsident Bloch in Bonn und Maler Cornelius in Berlin seine Freunde waren.

* Im Jahre 1856.

Der Maimond des Jahres 1813 war gekommen. Wir konnten den 3. Mai* im Felde vor Dresden dumpfe Schälle hören, die wir uns ganz richtig als Donner einer Hauptschlacht auslegten. Bald kamen die Boten, die Schlacht war ehrenvoll geschlagen, aber von den Unsrigen verloren. Das hieß: einstweilen von Dresden Abschied nehmen.

Der Minister zog mit dem über die Elbe zurückkehrenden Heere wieder weiter gegen Osten. Ich ward mit Briefen und Depeschen und mündlichen Aufträgen an seine Freunde nach Berlin geschickt und sollte von da einen Abstecher nach Stralsund machen, um zu sehen, ob der Schwede, nach dem man so lange ausgesehen hatte, nicht endlich mit Macht übers Wasser komme. Nun war ich denn auch wieder acht Tage auf meiner Insel Rügen, wo ich den lieben Bruder Fritz und meinen elfjährigen Sohn**, der bei ihm weilte, nach zwei langen Jahren wiedersah.

Bei dieser Fahrt und Rückfahrt nach meiner Insel bin ich wieder einmal in echt schwedischer Weise erinnert und gerührt worden. Als ich von Rügen einen schönen Frühlingsabend im Mondschein über die Wogen nach Stralsund zurückfuhr, lagen sechs schwedische Schiffe auf der Reede, die eben mit einigen Regimentern angekommen waren. Als nun von den Türmen der Stadt die achte Stunde eingeläutet ward, wirbelten mit einem Male auf allen Schiffen die Trommeln, und über der Tiefe ward nach schwedischer Sitte Paul Gerhards schönes Abendlied: Nun ruhen alle Wälder***, abgesungen. Wohl ein stiller,

* Die Schlacht von Großgörschen oder Lützen fand aber am 2. Mai nicht am 3. statt.

** Arndt hatte sich im Jahre 1800 verheiratet, seine Frau war indes schon nach kurzer Ehe gestorben.

*** Nu hvilar hela vorlden. Nun schläft die ganze Welt. (Anm. Arndts.)

menschlicher Ausdruck und Eindruck mitten im Wogengesause und Kriegslärm.

Ich verweilte hier nicht lange, sondern flog nach Berlin zurück. Dort ruhte nun freilich alle Welt nicht, sondern alles war in mächtigster Kriegs- und Herzensbewegung. Ich hatte hier kleine Ausrichtungen und machte mir kleine Ausrichtungen, hatte aber meine Not mit der Berliner Zensurpolizei, die immer noch die Furcht mit dem vollen Napoleon im Leibe hatte. Bei treuen, gleichgesinnten Freunden, bei Rudolphi, Schleiermacher, Reil, Fichte, erlebte ich doch frische, mutige Abende. Mein Freund Reimer war schon als Offizier der Berliner Landwehr ins Feld gezogen.

Hier überfiel uns nun die Nachricht von dem in Schlesien abgeschlossenen Waffenstillstande*. Das war uns eine dunkle Trauerbotschaft. Die meisten fürchteten wieder einen jammerlichen Frieden als den Schluß so unendlicher Hoffnungen und Freuden. Ich erinnere mich, ich stand mit Reil und seinem Freunde, Doktor Meyer, im Gespräch unter den Linden, als uns die Botschaft wie ein plötzlicher Blitzschlag aus heiterer Luft kam. Im vollsten Schmerz faßte mir Reil die Hand mit solcher Gewalt, als wenn er sie mir abdrücken wollte, und die hellen Tränen stürzten ihm aus den großen, trotzigen, ostfriesischen, blauen Augen. Gleich kam uns eine zweite Trauerbotschaft, welche die Herzen aller Guten und Tapfern hart schlug. Scharnhorst war an seiner in der Schlacht bei Groß-Görschen erhaltenen Wunde, die mir in Dresden, wo ich sie verbinden sah, eine ganz leichte Wunde schien, in Prag gestorben**. Dieser

* Am 4. Juni zu Pleiswitz
** Scharnhorst starb am 28 Juni

Trauerfall schuf aus meinem Herzen ein Lied, das ich in Berlin drucken ließ und mit nach Reichenbach nahm, wo Stein, dem es sehr gefiel, es in einigen tausend Exemplaren abdrucken ließ und es an seine und unsere Freunde versandte und verteilte. Mit diesem Liede erreichte ich ihn im Anfange Juli in Reichenbach wieder; ich meine, es war der vierte oder sechste Juli.

Hier in und um Reichenbach in Schlesien war nun das Hauptfeldlager, wenigstens das diplomatische Feldlager. Die Kaiser, Könige und Feldmarschälle der verbündeten Heere wohnten in Schlesien und Böhmen in Abständen von zehn, zwölf Meilen ringsumher. Kaiser Franz von Oesterreich war endlich auch näher herangetreten, wenn auch dem russisch-preußischen Bündnis noch nicht beigetreten. Er machte seine Rüstungen; es sollte durch seine Vermittlung mit Napoleon unterhandelt und, wenn möglich, Deutschland durch Unterhandlungen von dem bösen, französischen Joche losgerissen werden. Das war die Arbeit, das war die große Sorge des Augenblicks. Die Preußen wollten Oesterreich wenig, dem Kaiser Franz noch weniger, Metternich am allerwenigsten trauen. So ging gleichsam eine schwüle, dicke Gewitterwolke düster über allen Köpfen und Herzen der Menschen.

Hier fiel ich denn recht in ein wirres, dickes Gedränge hinein und hatte Not, in der Stadt noch irgendwo unterzukommen, denn alle Quartiere waren beschlagen und besetzt. Indes, es war Sommer, und ich fand endlich bei dem Nachtwächter der Stadt Quartier in einer langen, großen Stube auf der Stadtmauer, mit einer Art Pritsche oder Bettstelle, einem halb zerbrochenen Tisch und ein paar fast durchgesessenen Rohrstühlen. Solches war damals schon Glück.

Ich weiß, in welch einem elenden Stübchen in einem kleinen Gasthause Niebuhr damals mit seiner Frau saß.

Da kam ein Niebuhrsfreund, Herr von Savigny, auch nach Reichenbach, sich die Dinge da ein wenig anzusehen und Stein kennen zu lernen. Er sah mich, meinte, ich müsse als ein einspänniger Junggesell ihm doch wohl in meinem Zimmer für ein paar Nächte Schlaf verschaffen können. Ich wies ihm meine Kabuse und ihr Gerät und erzählte ihm, wie ich auf meinen Fahrten durch Polen schon recht soldatisch schlafen gelernt hätte. Ich hatte doch die Morgensonne auf meinen zwei Fenstern. Finken und Sperlinge zwitscherten mir auf der Mauer das Morgenlied, und ein reiches, schönes Land lag rings vor mir.

Dies Quartier auf der Mauer war hier in Reichenbach der Anfang meiner ersten drei Wochen, dann ward ich in ein hübsches Grafenquartier hinübergeführt, zu Steins Freund, dem Grafen Geßler, der großes Wohlgefallen an mir gefunden hatte, das sich in das fröhlichste Wohlwollen und in die sicherste Freundschaft verwandelt hat, so daß wir beide in meinen vier letzten Reichenbacher Wochen nicht nur in griechischen, italienischen, endlich gar in schwedischen Sprachübungen, sondern auch der Lust und Gesundheit wegen mit Stoßrappieren, die der freundliche Alte auf seinem Zimmer stehen hatte, in Fechtübungen uns miteinander versuchten und belustigten.

Von diesem wackern Grafen habe ich an andern Stellen genug erzählt. Hier erzähle ich gleich von vornherein: er war Körners und Schillers Freund, seine Kenntnisse, seinen Geist, seinen Witz haben alle, die ihn kannten, loben müssen; sein deutsches Herz und sein frommes, edles Gemüt sollte ich nach und nach kennen und bis an seinen Tod er-

proben leenen. Er war, wie gesagt, Steins Jugendfreund und verstand wie kein anderer mit Stein zu spielen, wie denn Stein auch keinen andeen so mit sich hätte spielen lassen. Stein liebte und achtete ihn sehr, doch mußten sie sich im Gespräch immer streiten und kabbeln. Das ist wohl oft freilich nur eine äußerliche Art früherer Gewöhnung und Erinnerung solcher, die lustige Jugendtage miteinander verlebt haben. In dieser kleinen Neckerei und Kabbelei war Geßler als der Ruhigere und Witzigere meist der Sieger. Er wußte mit dem Löwen zu spielen wie die Bremse, die ihm in die Schnauze beißt, bis er brüllt; so ergötzte es ihn, den augenblicklichen Zorn des Titanen zu erregen, vor dessen Macht und Größe er sich sonst aber gebührlich verneigte.

Hier stehe eine Szene, die allerdings etwas ernsthafter auslief, als die gewöhnlichen Bremsenstiche und Ausstreckungen der Löwentatzen. Der berühmte Feind Napoleons, von der gemeinsamen Heimat her ein geschworener Feind, der Korse Pozzo di Borgo, war in Reichenbach angekommen. Das war bei Stein ein großer Name, ein echter, tüchtiger, sicherer Napoleonshaß war in jedermännigslich bei ihm ein hohes Verdienst. Offenbar hatte er diesen Korsen teurer gehalten und höher gestellt, als dieser seiner Gesinnung nach verdient hat. Nur in diesem Napoleonshaß ist er ein völlig reiner und uneigennütziger Mann gewesen; den edleren, menschlichsten Haß jedes Bösen und Gemeinen hat er nimmer mit Stein geteilt. Man konnte mit einem italienischen, seit des Philosophen Seneca Zeit gültigen Sprichwort sagen: Wie hätte solches in die Seele eines Korsen kommen sollen?

Diesem Korsen zu Ehren gab Stein nun in Reichen-

bach ein großes Gastmahl, wozu Graf Geßler und meine Wenigkeit auch eingeladen waren. Der Korse machte wirklich den Eindruck eines festen, stattlichen Mannes; ein starker, gedrungener Leib mittleren Wuchses, darauf ein Kopf mit dem ausdrucksvollsten Gesicht mit noch meist schwarzen Locken, in den dunklen Augen ein Blick von Verstand und Zuversicht. Geßler war dem Korsen, als wenn er ihn recht beschauen sollte, grad gegenüber gesetzt. Als nun nach den ersten geleerten Flaschen die Münder der Männer auch etwas flüssiger und gesprächiger wurden und das Gespräch auf Korsika und manche korsische Verhältnisse und Erlebnisse kam, plagte den Korsen der Teufel der Eitelkeit, und er begann von dem Adel und der uralten Herrlichkeit der korsischen Geschichte, von der Tugend und Tapferkeit der Männer, von frühesten Auswanderungen der Griechen aus Kolophon und Phocäa, von wo herrliche, schöne Genossenschaften sich auf Korsikas Küsten niedergelassen und angesiedelt hätten, seener von Verpflanzungen und Uebersiedelungen schöner Menschen von dem rechten Tiberufer Roms im Mittelalter, wovon die Spuren noch in den prächtigen Gesichtern zu schauen seien — er fing zu seinem Unglück an davon so schön zu reden, als ob er prahlte. Ich sah es meinem kleinen Grafen an, daß das ihm ein bißchen zu viel ward. Er setzte sein schelmisches, ironisches Lächeln auf, und als von dem schönen Transteveranis ausgeredet war, hieb er scharfen Tones ein: „Ah, Signore è questo, che si dice a Roma Faccia di Ponte Sisto, Faccia di Caracalla*." Diese, auf das ge-

* Ah, mein Herr, das ist das, was man in Rom einen „Ponte-Sistakopf, einen Karakallakopf nennt". Es wohnt in der Vorstadt jenseits der Tiber, zu welcher die Sixtusbrücke führt, unter anderm viel Gesindel, Banditen, Huren usw., aber immer findet man drei noch schöne Römerköpfe. (Anm. Verbl.)

schwindeste und schärfste akzentuierten Worte störten selbst die Haltung des Korsen so, daß er schwieg und die Pfeife im Sack hielt. An Steins Nase sah ich aber an einem gewissen Erbleichen die volle Entrüstung über den Hieb, womit sein Freund dem berühmten Korsen gedient hatte. Man stand auf, trank im Garten Kaffee; der Korse ging. Ich hörte die beiden Jugendfreunde noch einige Minuten sehr laut miteinander reden und Stein den Geßler schelten. Der aber antwortete ihm: „Ich kenne meine Italiener; soll ich von so einem hochnasigen Korsen mir etwas einbilden lassen?" Die Freunde waren wirklich einige Tage miteinander verstimmt, und Stein sagte auch wohl einmal so leicht hin: „Der Graf Geßler ist ein sehr frommer, redlicher Mann, aber zuweilen hat er eine zu scharfe Zunge und kann seinen Witz nicht zügeln."

Es war hier das große diplomatische Hauptquartier, die Kaiser, Könige, Feldherrn rings umher in den schönen Schlössern am Fuß der karpathischen Berge. — In Reichenbach sah ich die Diplomaten kommen und gehen: Stein, Hardenberg, Graf Stadion, Castlereagh*, Nesselrode, Anstett; von den unsrigen: Wilhelm von Humboldt, Schön, Niebuhr, Rhediger, Scharnweber, und auch einige halbdiplomatische Rundläufer, den sogenannten dicken Müller, einen gescheiten Sachsen, der eine Breite und Höhe über alle hervorragte, ein Koloß, der für zehn essen und trinken konnte, und den später berüchtigten Dorow, einen Königsberger, der sich als Lützower hatte einkleiden lassen, aber in allerlei geheimen Aufträgen in und um alle Feldlager und Kongresse herumgeschwänzelt hat. Für mich hatte er ein Cave Hunc! auf der Stirn geschrieben; er merkte

* Der Bruder des englischen Ministers. Dieser selbst traf erst später ein.

das wohl und hat mit seiner schmunzelnden und lächelnden Zudringlichkeit nach der ersten Begegnung mich nimmermehr angelaufen.

Scharnweber, der bei Hardenberg viel galt, ist von manchen auch so erblickt und dargestellt worden; ich mußte ihn aber mehr für einen phantastischen, aber dabei doch für einen offenen, graden Kerl halten. Ich erinnere mich: wir beide saßen eines Abends im schönsten Mondschein im Garten des protestantischen Oberpastors Tiede in Reichenbach, bei dem Stein sein Quartier genommen hatte; da mochten wir über politische und finanzielle Fragen sehr lebhaft aneinander geraten sein. Den andern Morgen sagte mir Stein: Sie haben mir mit dem Scharnweber, dem geschwätzigen Hardenbergischen Hannoveraner, gestern abend eine böse Nacht gemacht; das war ja ein Lärm durch die Tiebeschen Lauben, daß alle Sperlinge, die hier des Morgens des Teufels sind, zu früh wach werden könnten!"

Nun unsre guten Leute: Humboldt, Niebuhr, Schön, Rhediger. Wilhelm Humboldt, jüngst noch Gesandter in Wien, hatte durch seine einzige, seltene Klarheit, Geistigkeit und Ruhigkeit über Stein gewonnen, daß er mit ihm wie mit einem Lamm umgehen konnte. — Niebuhr und Schön alte Freunde. — Schön hatte kurz vor Preußens Fall Niebuhrs Uebertritt aus dänischem in preußischen Dienst veranlaßt. — Die beiden trefflichen Männer hielten zusammen; der eine der Besonnene, der andere der Heftige. Es war ja hier bei den schwebenden, ungewissen Zuständen der doppelten Verhandlungen und Verhältnisse bei all dem wirklichen oder geträumten diplomatischen Spiel ein rechtes Wespennest. Sie hielten auch oft zusammen in ihren Urteilen und Bemerkungen über Stein, die nicht immer mild

ausfielen, aber die Steinschen über sie waren es auch nicht immer.

Nun begab es sich, daß die beiden wirklich frommen Männer, Stein und Geßler, ein paarmal nach dem nahen Zinzendorfschen Gnadenfrei zum Sonntagsgottesdienst zur Kirche gefahren waren. Darüber glossierte Schön mit den Worten: „Die beiden alten Betväter meinen die Teufel Napoleon, Metternich und Hardenberg mit Bußpsalmen niederbeten zu können“ Dergleichen Gespräch hörte ich und erzählte es nicht wieder, aber Stein hatte vor Freunden Niebuhrs einmal das geschwinde Wort gesagt: „Der Niebuhr wäre ein ganz anderer Kerl, wenn er seine Frau nicht bei sich hätte; die hält ihn bis neun, zehn Uhr im Bett und verpappelt und vertändelt ihn auf ihrem Schoß, als wenn sie ihr Enkelchen darauf wiegte.“ Es war aber Niebuhrs Frau damals wirklich krank, und er war natürlich bei seiner großen Reizbarkeit doppelt krank an den Zuständen, woran wir alle mehr oder weniger krankten. Diese Worte Steins hatte einer jener Freunde ihm zu bestellsam wieder erzählt, und sie blieben wohl lange wie Dornen in seiner Erinnerung an die Reichenbacher Tage stecken.

Der dritte Diplomat, Mitglied des Zentralausschusses, Herr von Rhediger, war ein rüstiger, hochherziger, schlesischer Edelmann, ein Mann offen, tapfer und treuherzig, wie es wenige gibt. Er stand, ein sicherer klarer Geist, unter den Heftigen und Unruhigen.

Ich kleiner Mensch, der als ein niedrigerer Strauch unter den hohen Bäumen stand, ging durch diese oft recht verletzenden Bebungen und Stöße und Gegenstöße mit leidlichem Glück unbeschädigt hindurch. Ich genoß damals einer starken Gesundheit und eines hoffnungsvollen Mutes;

in die schlimmsten Zettelungen und Geheimnisse des Tages war ich Hintermann glücklicherweise selten eingeweiht und erfuhr sie meist später erst aus den Resultaten. Man wird mächtiger bewegt, wenn man vor einer Leiche steht, als auf dem Grabe, das sie enthält und schon mit Moos und Blumen bewachsen ist.

Steins Ungestüm, zumal wenn er von seinen gichtischen und podagrischen Dornstacheln geprickelt war, zeigte sich jetzt selten hell und liebenswürdig; er brauste wirklich zuweilen wie ein Sturm auf, der alles niederwerfen wollte und der Besänftigung bedurfte; aber in der Mißstimmung vieler gegen ihn war noch etwas anderes. Stein war nicht allein ein lebhafter, heftiger, zorniger Mann, sondern er hatte bei großer körperlicher Unscheinbarkeit doch, was die Salonleute „l'air d'un baron" nennen. Er war von Gottes Gnaden der Unüberwindlichmutige; er war aber durch den Stammbaum seiner Ahnen ein reichsunmittelbarer Ritter gewesen und hatte davon auch ein Etwas, das aber in seiner Treuherzigkeit und Gradheit und seinem christlichen und deutschen, schönen Gemeingefühl mit allem Volk nimmer ganz unterging. Ich für mein Teil bin dadurch nie gestört worden, doch fließen die edlen Männer, Schön und Niebuhr, beide „homines novi" oder „novissimi", sich zuweilen daran und beschwerten sich oft bitter darüber.

Ich hatte vor und mit Stein jetzt ein ganz grades, offenes Leben gewonnen; ich empfand wohl, daß er mich liebgewonnen hatte. Trotzig genug von Natur und Gottes Gnaden war ich auch geboren, als daß ich mich leicht hätte verblüffen lassen. Stein ist gegen mich wie gegen andere zuweilen heftig gewesen, aber nur ein einziges Mal — und das war hier in Reichenbach — grob geworden. Ich

kam eines Morgens früh um sechs Uhr — er stand sehr früh auf — mit einem Papier in der Hand, fand seinen Wagen mit zwei Pferden und einem Postillon vor dem Tore halten, und ging ohne Umstände, wie gewöhnlich die Treppe hinauf und reichte ihm das Papier. Und da: „Was kommen Sie mich so früh stören? Ich habe keine Zeit, gehen Sie, der Quark kann warten." Und ich ging antwortend: „Eure Exzellenz hatten den Quark geschwind fertig befohlen. Sie sprachen: machen Sie geschwind! geschwind!" So ging ich die Treppe hinunter. Niebuhr, den ich bei ihm fand, folgte mir sogleich mit roten Wangen, mich mit den Worten tröstend: „Er ist auch gegen mich grob gewesen."

Stein aber war den Morgen nach Gitschin gefahren. Als ich ihn nach einigen Tagen wiedersah, verlangte er jenen Quark, mit dem er mich etwas schnöde abgewiesen hatte, sprechend: „Sie kennen mich; ich war vorgestern vom Podagra und von dem Uebel geplagt, woran wir alle jetzt leiden. Ich sollte Kaiser und Könige und Hardenberg und Metternich sehen." Dabei strich er mir freundlich über die Wangen. Das war so seine Art Liebkosung; wenn die allerfreundlichste Freundlichkeit aus seinem Herzen quoll, küßte er einem, den Kopf herüberholend, auf die Stirn.

Ich lebte hier in Reichenbach nicht bloß ein unruhiges, kämpfevolles und arbeitsvolles Leben unter und zwischen den Diplomaten, sondern freute mich in freien Stunden oft mit tapfern, fröhlichen Jünglingen, die zwanzig, fünfundzwanzig Jahre jünger waren als ich. Da waren manche der fröhlichen Freiwilligen, auch einige Jünglinge, welche ich von Berlin aus schon gekannt hatte, unter andern mein

tapferer, ritterlicher Freund Karl Sack, damals Offizier in der königlichen Leibwache, später an der Banner Hochschule mein Amtsgenosse. Dann erschienen, an Schön eng angeschlossen, zuerst Max von Schenkendorf, der Preuße, und mein Dresdener Theodor Körner mit einer fürchterlichen Narbe im Gesicht. Er war bei dem schändlichen Ueberfall, den die Franzosen mit dem württembergischen Reiterregiment von Normann mitten im Waffenstillstand über die Lützowsche Freischar machten, vom Pferde gehauen und als Gefangener abgeführt, hatte sich jedoch zu befreien gewußt und kam jetzt nach Reichenbach, um bei seinem Paten Geßler zu wohnen und seine Wunde ganz verharschen zu lassen. Unter solchen Jünglingen und Dichtern ward auch ich wieder jung, war vielleicht damals nach etwas jung.

Napalean hatte gottlab die Würfel des Krieges mit seinem im Zorn entflogenen Hute dem Metternich vor die Füße geworfen*. Sie sollten weiter geschüttelt werden, und die Herrscher und Heere zogen nun von Osten des Weges gegen Westen. Stein folgte ihnen; ich blieb noch in Reichenbach bei meinem Grafen Geßler, mit dem ich ein Leben wie ein freier Student leben durfte.

Es war das ein hochgebildeter Hochgebarener, bei dem aber alles durch lebendigsten Geist und treueste Menschlichkeit in scheinlosseste Geradheit und Einfältigkeit verwandelt ward. Wir lebten wirklich wie ein paar fleißige Studentenkameraden auf einer guten Hochschule und machten unter uns in Gesprächen gleichsam einen „commentarius perpetuus“ zu dem, was sich in dem letzten Menschenalter in Europa und im deutschen Vaterlande begeben hatte. Auch

* Während der berühmten Unterhaltung am 26. Juni im Marcolinischen Palais in Dresden.

da konnte ich von dem trefflichen Manne viel lernen, denn er hatte den schärfsten Blick des Späehers und Beobachters und ein königliches Gedächtnis. Er ist eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens, und wenn sich Gerster auf einem andern, bessern Stern wieder begegnen und wiedererkennen können, diesem würde ich mit Inbrunst ans Herz fallen müssen.

Jetzt erst, jetzt als der Krieg begonnen hatte, als die ersten gewaltigen Schlachten vor Dresden, an der Katzbach und bei Kulm geschlagen waren, lernte ich meinen christlichen und schlichten Grafen kennen, wie er in seiner ganzen tüchtigen, treuen Persönlichkeit war. Es kamen nach der Schlacht an der Katzbach 18000 französische Gefangene durch Reichenbach, die von da weiter nach Schlesien geführt wurden. Es wurden hier für verwundete Preußen Lazarette angelegt — da war mein Graf das rechte Musterbild der Barmherzigkeit. Obgleich wie sein Freund Stein an Gicht und Podagra leidend, — die Gicht zuckte ihm in laufender Zitterung über das Gesicht hin — war er Tag und Nacht tätig, besuchte die Verwundeten, tröstete die Kranken und ließ Braten und Fleischsuppen und Tabak und Starkbier hintragen. Ich selbst bin auf seinem Wurstwagen auf einen seiner naheliegenden Pachthöfe mit ihm gefahren, und wir haben Kälber und Hämmel als Trost für die Lazarette bei der Rückfahrt als Reisegesellen neben uns gehabt.

Aber Graf Geßler war nicht bloß Krankenpfleger und Lazarettwärter, sondern er führte jetzt wirklich einen Generalstab. Er hatte vor vielen andern redlich in den Arbeiten mitgewirkt, wodurch es Gneisenau gelungen war, in wenigen Monaten in Schlesien eine Landwehr von 60000 Mann auf die Beine zu bringen. Jetzt war er zum Ge-

neralissimus des schlesischen Landsturms ernannt. Hier werde denn auch eine der Taten erzählt, die er in dieser Eigenschaft vollbracht hat.

Wir waren einen guten Nachmittag nach unserer Gewohnheit durch die Stadt und um die Stadt spazieren gegangen und sprachen auf dem Rückwege bei dem Oberpastor Tiede ein, wo an uns ein gefangener französischer General mit seinem Adjutanten auf dem Hofe vorüberging, die bei dem Pastor einquartiert waren. Im Gespräch mit dem Grafen klagte der Pastor, wie die Franzosen sich oft trotzig und übermütig gebärdeten und wohl durchblicken ließen, (sie hatten gewiß von der Schlacht bei Dresden schon Wind bekommen, denn ihre Späher hatten sie allenthalben) der große Napoleon werde hier bald wieder aufmarschieren; ja, der Küster habe ihm erzählt, der General sei gestern nachmittag mit einem andern Offizier schon auf den Kirchturm gestiegen, als wenn er nach den heranmarschierenden Franzosen aussehen wolle. Bei diesen Worten setzte mein Graf seine zornige, sarkastisch ironische Miene auf, womit er einem durch die Seele bohren konnte, und rief: „Schämt Euch, Ihr dicker, starker Pommer! Solltet doch wissen, wie man unter solchen Umständen mit solchen Kerlen umgehen muß — das Hausrecht! Wofür wachsen denn Stöcke und Hanf?“ Damit faßte er ihm gutmütig die Hand und schüttelte sie ihm herzlich. Er hielt sonst große Stücke auf diesen stattlichen alten Pommerenken, — Tiede war aus Pasewalk — der auch ein recht wackerer Prediger war, und besuchte seine Kirche fleißig. Sie wechselten nun noch einige Worte im Zwiegespräch, und Tiede erwähnte, daß die Leute der Stadt über die einquartierten gefangenen Offiziere viele Klagen führten wegen Forderungen, die sie trotzig stellten,

als wären sie eben als Sieger nach einer gewonnenen Schlacht hier eingerückt.

Wir gingen. Uns begegnete der zurückkommende General und grüßte den Grafen, den er schon kannte, mit abgezogenem Hute, wogegen dieser kaum die Mütze rührte. Was geschieht? Kaum bin ich auf meinem Zimmer und schaue auf den Markt hinaus, so sehe ich meinen Grafen in seinem goldbesetzten blauen Kammerherrenrock, einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe, geschwind über den Markt hinschreiten und ins Kommandantenhaus treten, wo ein alter verschlissener Oberst, Graf Lust, eben den Befehl führte, von Abkunft ein Piemontese. Ich dachte bei mir: Was Wetter gibt es? Dein Graf plötzlich in solch ungewöhnlichem Staat? Ist etwa ein Prinz angekommen, oder ein Feldmarschall, der den Alten so in die Sprünge bringt? Eine kurze Weile, und er kam zurück und sagte mit lustig lächelnder Miene: „Dem Italiener, dem »Spazza camino«, der sich auch vor seinen Welschen zu fürchten schemt, habe ich tüchtig die Ohren gewaschen; wäre er mir sträubig oder gar grob geworden, sehen Sie, dann hätte diese einmal wieder geklungen.“ Er zog ein paar Pistolen aus der Tasche und legte sie vor mir auf den Tisch.

Den folgenden Tag sah ich die Wirkung dieser gefährlichen Zornerschütterung: es fuhren auf dem Markt wohl vierzig, fünfzig Baueenwagen auf, und General und Korporal, Tambour und Trommelschläger, was von Gefangenen nur in der Stadt war, mit Ausnahme der Kranken und Verwundeten, mußte weiter nach Oberschlesien hinauf. Auch für Lust schaffte er bald einen andern Kommandanten.

Nachdem Geßler diese Großtat verrichtet hatte, kam er beim König mit der Bitte ein, er möge geruhen, ihn von

der Oberbefehlshaberstelle des schlesischen Landsturms zu erlösen. Dies verkündigte er mir eines Morgens wie eine große Freudenbotschaft, indem er sagte: „Ich bin eben 60 Jahre alt geworden und habe mich vom Feldmarschall des schlesischen Landsturms losgemacht. Freilich haben sich unsere Jungen und York und Gneisenau an der Katzbach prächtig geschlagen, doch haben die Platzregen Gottes und alle zu Strömen und Seen gewordenen Bäche und Wiesen auch ihr Teil dazu getan. Was sollte ich, wenn es gälte, mit meinen Webergesellen von Reichenbach, Peterswalde und Langenbilla wohl ausrichten? Diese feingliedrigen Kartoffelfresser würden ihren Feldmarschall bald in die schmählichste Flucht mit fortreißen. Ich darf solche Stinkblumen nicht in den Kranz von Hohenfriedberg flechten."

In solcher Art offenbarte sich des Großvaters Blut noch in dem Enkel. Sein Großvater, ein geborener Ostpreuße, war ein tapferer Haudegen gewesen und hatte an der Spitze des pommerschen Dragonerregiments Ansbach-Baireuth und einiger andern Reiterregimenter in der Schlacht bei Hohenfriedberg in Schlesien alle böhmischen und österreichischen Grenadiere durch und durch niedergeritten und zusammengehauen. Das hatte dem tapfern Regiment die Ehre silberner Pauken und prächtiger Fahnen, dem Obersten aber die Grafenwürde und das Geschenk bedeutender Güter von dem großen Könige eingetragen, von denen dieser Enkel auch einen guten Anteil besaß.

Mit diesem edelsten, trotzigen Geßlerblute begann ich nun zuletzt noch mit edelstem Wein die Jubelfeier der Leipziger Schlacht, dann packte ich mein Bündel und fuhr auf einem großen, mit vier Pferden bespannten Wagen, auf den auch zurückgelassene Koffer und Gepäck des Ministers

geladen wurden, den Weg, der nach Schweidnitz und Goldberg und von da immer weiter gegen Osten durch die Lausitz an die Elbe führt.

Auf dieser Fahrt schlief ich unter anderm auch eine Nacht in Görlitz, wo ich bei dem dortigen Landpfleger, dem Grafen Reisach, nach einen Auftrag Steins auszurichten hatte. Diesen Grafen hatte Stein jetzt zum Landpfleger oder Generalgouverneur, wie man das Amt jetzt mit einem welschen Namen nenni, in der eroberten Landschaft Lausitz ernannt. Dieser kleine schwäbische Graf war schon im Frühlinge in Dresden bei uns erschienen; ein Mann guten Namens und der edelsten Abstammung, der im Jahre 1809, während des Tiraler Aufstands in den damaligen südlichen Bayerbezirken, in Vorarlberg usw. der deutschen Sache gegen die Franzosen unter der Hand gute Dienste getan haben sollte. Unter dem Titel, van dem bayrischen Minister Montgelas verfolgt zu sein, war er bei Stein eingeführt und jetzt hier in diese hohe Stelle eingesetzt. Ein kleines, freundliches, geschmeidiges, bewegliches Männchen, das aus den kleinsten Augen blinzelte und mit einer immer darnüber geneigten, immer gnädigst und demütigst zugleich lächelnden Gebärde wenigstens kein stolzes Herrengeschlecht verriet, obgleich sein Urgroßvater, Graf Reisach, der erste Reichskammergerichtspräsident in Speier gewesen war. Unter den vielen Flüchtlingen und Herbeigekommenen in dem Gedränge und Getöse unseres Reichenbacher Hauptquartiers war er auch gewesen. Er wohnte unten im Tale bei einem Wassermüller, der Kronprinzenlehrer, Geheimer Rat Delbrück hart neben ihm. Ich habe ihn bei Stein und dart unten im Tal mehrmals gesehen, bin auch mit Savigny zu ihm hinabgestiegen, der den von Montgelas Verjagten sehen

und über bayrische Dinge mit ihm sprechen wollte. Mir fiel sein ganzes Wesen und seine Dienerschaft als etwas Wunderliches auf: es waren wie er kleine Figürchen, die drei zusammen echte Liliputer — ein kleines, feines Herrchen, ein kleines Reisewagelchen, zwei kleine Pferdchen davor, ein kleiner, hübscher, jugendlicher, rosenwangiger Kutscher und dito ein ähnlicher Diener, nichts als Hübschheit und noch bartlose Jugend. Ich dachte bei mir: nun in Schwaben müssen sie unter der Jugend so nach Soldaten getastet haben, daß ihnen nur solche Exemplare übrig geblieben sind! Ich hatte mir dies Völkchen schon in Reichenbach mit Verwunderung angesehen, in Görlitz, wo ich Mittag bei Reisach aß, kam ich dahinter, welche Verkappung und Verpuppung es unter diesen Liliputern gab. Der kleine Diener, der, als ich hereintrat, in Hemdärmeln dastand, zog auf dem Flur eben seinen Ueberrock an; so unschuldig war ich nicht mehr, daß ich nicht gemerkt hätte, daß unter dem gebauschten Monturrock und der noch mehr aufgebauschten Weste ein Weiberbusen steckte. Jetzt sah ich mir auch den Kutscher auf Aehnliches an, und meine Augen konnten sich an der Kinnglätte und der Vollbusigkeit nicht mehr irren. Ich dachte bei mir: wenn der Stein wüßte, daß sein leichtsinniger, lockerer Landpfleger solche verhüllte Hühner statt der Hähne mit sich führt, wohin würde der Strengsittliche mit ihm fahren? Und er ist endlich mit ihm durchgefahren oder vielmehr, er hat mit ihm durchfahren gemußt.

Der kleine deutsche Patriot Reisach hatte nicht bloß vor dem Haß des mächtigen Montgelas, sondern vor bayrischen Richterstühlen die Flucht ergreifen müssen. Es waren Akten gegen ihn eingesandt worden, welche die schlimmsten

Dinge bezeugten, nicht nur Anklagen, sondern gerichtliche Erweisungen. Seine Auslieferung als eines Verbrechers war verlangt worden. Nun hatte er auch vor Steins Zoen die Flucht ergriffen, der als ein von ihm Getäuschter ihn wohl ohne viele Umstände dem bayrischen Minister ausgeliefert haben würde. Er war bis in unsern äußersten deutschen Westen, bis an die holländische Grenze geflohen, wo der wackere Oberpräsident von Vincke, der in Münster wieder den preußischen Regierungsstab in die Hände genommen, ihn in seinen Schutz genommen und gegen Montgelas' Rache gedeckt hatte.

Stein hat nun den Reisach auch so laufen gelassen. Ich weiß nicht, durch welche Gunst und welchen Wechsel der Dinge Reisach in den folgenden Jahren hier am Rhein nahe bei uns Bonneen fest geworden ist. Genug, er saß in Koblenz als preußischer Archivrat angestellt. Hier sollte das Steinsche Donnerwetter ihm doch noch einmal auf den Kopf herabfahren.

Es begab sich nämlich, daß Stein einmal zu einem Gastmahl bei dem General Borstell eingeladen war. Als er nun da den Grafen Reisach mit andern Geladenen hereintreten sieht, ruft er mit seiner Jachheit aus: „Der Schurke hier muß heraus oder ich; wir beide können nimmer miteinander tafeln." Natürlich machte sich nun Reisach auf geschwindesten Füßen wieder die Treppe hinunter.

Hier in Koblenz hat er denn als Archivrat doch fortgelebt und, wie man behauptete, als ein Späher und Berichterstatter im Wittgenstein-Kamptzischen Solde, außer seinem Gehalt noch eine geheime Zulage genossen, bis ihn beim Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms des Vierten der Einfluß des Ministers von Bodelschwingh hat weg-

jagen geholfen. Da habe ich, der ihn seit Görlitz nimmer wieder gesehen hatte, wahrscheinlich aus Erinnerung an vergangene Tage von Dresden und Reichenbach her, von dem Unglücklichen ein paar Briefe erhalten, mit der Bitte, ich möchte doch zu seiner Wiederherstellung wirksam sein. Ich deuchte ihm jetzt wohl in Gnaden zu stehen, weil ich von der neuen Regierung nach langer Festlegung meines Amtes wieder in Tätigkeit gesetzt war. Was der Mann sich wohl von meinem Einfluß eingebildet hat? O, wechselnde Schicksale und Gedanken der Menschen! Ich habe dem Elenden gar nicht geantwortet. — Ich einem kamptzischen Schelm und Späher helfen, wenn ich Schwacher auch helfen gekonnt hätte? Ich weiß nicht einmal, wo er später gelebt hat, noch wo er begraben liegt.

Bei meiner weiteren Fahrt nach Leipzig kam ich endlich von Meißen über die Elbe. Ueber Dresden ging es nicht; dort lag noch der französische Marschall Saint-Cyr mit 35 000 Franzosen, und die Russen unter Bennigsen lagen davor als Belagerer. Hier, in einem kleinen Flecken unweit Mühlberg, vernahm ich, daß dort in einem kleinen Wirtshause mein lieber Körner mit den Seinigen wohne, der sich vor der Belagerung aus Dresden weggemacht hatte. Ich sah die guten Menschen, wir freuten uns gegenseitig, und ihr erstes zu mir waren Fragen wegen ihres Theodors. Ob ich nichts Neues von den Lützowern zu erzählen wisse? Ich mußte nein antworten. Sie waren nämlich in Angst, hatten von Gefechten in Mecklenburg und von der Verwundung des Sohnes Gerüchte vernommen. Sie gaben mir Briefe an ihre Freunde in Leipzig mit und die Bitte baldigster Meldung, wenn ich über den Sohn etwas erfahren könne. Ach! ich mußte ihnen nur zu bald die

Trauerbotschaft schreiben: „Euer Sohn ist durch eine Kugel gefallen und liegt in Mecklenburg im Schatten einer deutschen Eiche begraben.“ —

Leipzig näher kommend, sah und erfuhr ich nun durch den eigenen Augenschein an den greulich zerfahrenen Straßen, an eingeäscherten und in allen Zäunen und Gärten verwüsteten Dörfern, und an hundert andern Zeichen der namenlosen Schrecken und Greuel, was Krieg heißt, besonders ein Krieg, wo mehr als eine halbe Million streitbarer Männer und mehr als tausend schwere Geschütze drei Tage zwischen Sieg und Tod miteinander gerungen haben.

Meine Ankunft geschah an einem der letzten Tage des Weinmonds. Ich fand jetzt meinen Minister wohlauf und frisch und doppelt freudigen Muts, in den abendlichen Teestunden immer eine heitre, fröhliche Gesellschaft um ihn; unter dieser zwei liebe Freunde, Reil, den großen Arzt, und den Kammergerichtsrat, späteren Minister Eichhorn. Reil regierte hier in Leipzig jetzt als der ärztliche Feldmarschall über die Aerzte und Wächter der Spitäler. Wir fanden den herrlichen Ostfriesen in der Gesellschaft munter und frisch wie sonst. Er sagte uns aber, er glaube sich durch einen Berliner Freund angesteckt, den er besucht und der ihn einige Stunden vor seinem Todeskampfe in krampfhafter Zuckung umhalst und mit seinem Atem vergiftet habe; seit dem Tage fühle er den Tod wie ein schweres Blei in seinen Gebeinen. Wir nahmen das nicht so schwer, aber er hatte leider wahr geredet. Einige Wochen darauf, als er zur Hochzeit seiner ältesten und schönsten Tochter mit meinem Freunde, dem Baron Friedrich Scheele, von Leipzig nach Halle reiste, ward die Fiebertodesahnung an dem Vortrefflichen erfüllt.

Der Minister fuhr etwa acht Tage nach meiner Ankunft mit meinem Eichhoen, der jetzt sein diplomatischer Adjutant werden sollte, ins Hauptquartier der Monarchen nach Frankfurt am Main. Ich blieb zurück und trieb meine buchlichen Künste und pamphletierte dabei recht fleißig. So eine Leipziger Schlacht mußte ja wohl mein bißchen Lebenskraft verdoppeln. Einiges gelang mir daher ganz gut. Mein Büchlein über den Rhein als deutscher Strom, aber nicht als französischer Grenzstrom*, wozu die Franzosen ihn stempelten und noch heute ihn stempeln möchten, hatte Geßlers, Köners und Steins vollen Beifall gefunden, und brachte mir auch einen Belobungsbrief von Hardenberg, den ich bisher nur von seen gesehen hatte.

Auch hier in Leipzig lebte ich hin und wieder mit lieben, gleichgesinnten Genossen. Auch ein Freund aus meiner Heimat, aus Rügens äußerster Nordspitze, der brave Pastor Baier aus Altenkirchen auf Wittow, kam mit einem Beutel mit etwa 1500 Reichstalern an Rügens Landwehrmänner zu verteilen, wenn etwa Kranke oder Verwundete derselben hier in den Lazaretten lägen. Bernadotte hatte sein Schwedenhäuschen, worin diese Rügenschen Jünglinge eingereiht waren, freilich nach Möglichkeit zu schonen gesucht; indes, bei Leipzig hatte ihn der Blücher am dritten Tag der Schlacht doch etwas mit ins Feuer hineinzuzwingen gewußt. Es waren doch einige schwedische Späne gehauen; unter ihnen ein Edelgefallener, ein Hauptmann der schwedischen Artillerie, von Mühlenfels, älterer

* Es erschien unter dem Titel: Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze.

Bruder des obengenannten Lützowers, Ludwig von Mühlenfels.

Hier in Leipzig lebte ich nun über zwei Monate, in rüstiger, lustiger Arbeit, ich kann wohl sagen in Ehren und Freuden, wie die Zeit sie gab, siegesfroh unter Siegesfrohen. Auch die meisten Leipziger mitten unter allen greulichen Erscheinungen des Elends, Jammers und Grauens, mitten unter den Leichenkarren, die mit vielem verderblichen Pesthauch täglich durch die Gassen ihre fürchterlichen Umfahrten hielten, teilten doch mit uns aufrichtig die Freude, daß der große Reichsfeind auf diesen Gefilden alter Mordschlachten mit seiner besten Stärke sehr zusammengeschmettert war.

AUG 7 1918

Die Teilnahme für Memoiren

ist bei unserer Leserschaft stets im Wachsen. Das ist nicht zu verwundern. Sind solche Bücher doch spannend und unterhaltend wie Romane, dabei für alles Geschichtliche ungemein belehrend und für den Psychologen von höchstem Wert. So oft sagt man, das Leben sei interessanter als alle Romane. Nun, Memoiren sind Lebensspiegelungen, gleich wertvoll und charakteristisch für den Spiegel (d. i. der Verfasser) wie für die Abgespiegelten. „Der Türmer"

Zu der empfehlenswertesten geistigen Nahrung aller Gebildeten und nach Bildung Strebenden gehört zweifellos die Memoiren-Literatur ... Im deutschen Publikum den Geschmack für eine derartige, den geistigen Horizont besonders erweiternde Lektüre geweckt und gefördert zu haben, ist ein Verdienst der Verlagsbuchhandlung Robert Lutz, deren Memoirenbibliothek aus einer Reihe erstklassiger Werke besteht „Rigaische Rundschau."

Ich bin tatsächlich der ehrlichen Ansicht, daß die „Memoirenbibliothek" eine Standardsache ist, die greifbaren Kulturwert hat. Eine Sache, die bleibend ist, und die nicht nur dem Verlag Relief gibt, sondern auch für die Entwicklung der allgemeinen Bildung von außerordentlichem Wert ist. Hanns Heinz Ewers.

(Siehe die folgenden Seiten)

Feldmarschall Boyens Erinnerungen

1771—1813

2 Bände, brosch. 9 M., geb. 11 M., in Halbfranz 13 M.

Zweite und dritte Auflage

Professor Delbrück i. d. „Preuß. Jahrbüchern“:

Zu den schönsten Memoirenwerken und überhaupt zu den Perlen der deutschen Literatur gehören die Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls v. Boyen; sie geben ein prächtiges Bild von der Individualität des Verfassers und von dem Geist seiner Zeit.

Braunschweig. Landeszeitung:

... An innerem Wert und Interesse für den deutschen Leser am höchsten steht Boyen. Jedem Freunde ernster, bester Lektüre empfehlen wir aufs wärmste, die Denkwürdigkeiten zur Hand zu nehmen. Er wird es nicht bereuen, diesen ausgezeichneten Mann kennen zu lernen.

Münchner N. Nachrichten:

Da Boyen neben Scharnhorst und Gneisenau zu den Reformatoren der Armee gehörte, so sind seine wunderbar freimütigen Ausführungen über diese Periode ebenso wertvoll wie interessant.

Posener Zeitung:

Zu denjenigen Memoirenwerken, die dauernd ein schöner Besitz des deutschen Volkes sein werden, gehören ohne Frage die Denkwürdigkeiten Boyens. Man wird bald den eigenartigen Zauber empfinden, der in diesen geistvollen, klar erfaßten und tief durchdachten Schilderungen liegt. Man wird von Seite zu Seite aufs Neue gefesselt, und ehe man sich dessen versieht, hat man die zwei Bände von Anfang bis zu Ende durchgelesen.

Germania:

Ein wertvoller Beitrag zur Militär-, Staats- und Kulturgeschichte. Besonders in unserer, von Anzeichen des Byzantinismus nicht ganz freien Zeit, sind diese Denkwürdigkeiten des offenen, welterfahrenen Kriegers und wahren Patrioten eine beherzigenswerte Lektüre.

Düna-Zeitung:

Boyens Denkwürdigkeiten vereinigen jedenfalls eine Fülle von hochinteressanten Erlebnissen, die umso prägnanter wirken, als sie uns in der eleganten Darstellung eines hochgebildeten und scharfbeobachtenden Mannes entgegentreten.

Digitized by Google

Memoirenbibliothek

Wider Napoleon!

Ein deutsches Reiterleben 1806/1815

Neu herausgegeben von F. M. Kircheisen

Zwei Bände, brosch. 9 M., geb. 11 M., Halbfrz. 13 M.

Vierte Auflage

▽ ▽

Tagespost, Graz:

Eines der frischesten und entzückendsten Memoirenwerke. Jedem Reiteroffizier muß bei der Lektüre dieses Buches das Herz lachen. Ein prachtvoller Kerl wird in diesen Aufzeichnungen sichtbar. Die Fülle des Geschehenen und Erlebten, die charaktervolle Gesinnung des Verfassers, seine ungeschminkte, frische Ausdrucksweise gibt dem Buche eine Farbe, die Büchern, die am Schreibtisch ersonnen sind, meist zu fehlen pflegt. Es gibt kaum ein schöneres Buch für künftige Soldaten und die reifere Jugend.

Dresdner Anzeiger:

Eine ganze Reihe hervorragender Charakterköpfe werden in diesen Aufzeichnungen vor uns lebendig, z. B. der alte Blücher, Schill, Herzog Wilhelm von Braunschweig, General von York, neben ihnen eine ganze Reihe hervorragender russischer und englischer Feldherrn. Die Darstellung ist von der äußersten Lebendigkeit und Frische. Wir können nur wünschen, daß das Buch die weiteste Verbreitung, namentlich in unserer erwachsenen deutschen Jugend finde ...

Oesterr. Volkszeitung, Wien:

Ein frischer, kampfesfroher Reitergeist weht aus diesem Memoirenbuch.

Literar. Jahresbericht v. Kunstwart und Dürerbund:

Die Krone unter manchen neu herausgegebenen, zum Teil vergessenen Memoiren aus Napoleons Zeit gebührt unstreitig den lebensfrischen und packenden Aufzeichnungen eines ungewonnten pommerschen Junkers und Blücher'schen Husaren mit dem Titel „Wider Napoleon! Ein deutsches Reiterleben."

Neue Freie Presse, Wien:

Wenn man die zwei Bände „Wider Napoleon" liest, dann wird einem zu Mute, als sähe man Schillers Vorspiel zum „Wallenstein" in verschiedener Ausstattung und in mehreren Variationen einigemal zur Aufführung gelangen

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart

Blücher-Anekdoten

Herausgegeben von Adolf Saager

Preis broschiert 2.50 M., in Leinwand gebd. 3.50 M.

Zweite Auflage

▽ ▽

Volksbildungs-Blätter:

Blücher, einer der volkstümlichsten deutschen Helden, erhält hier endlich sein Volksbuch, das uns dazu berufen scheint, das Andenken des tapferen Feldherrn im Volke noch für lange Zeit lebendig zu erhalten. Hunderte von Taten, Charakterzügen und Aussprüchen sind hier mit Bienenfleiß zusammengetragen, aus deren Gesamtheit sich die Gestalt Blüchers wie ein farbenprächtiges Mosaikbild zusammensetzt. ... Wir bieten unseren Lesern in Nachstehendem einige Kostproben aus dem interessanten Buche ..., das wir jedermann rückhaltlos empfehlen können.

Hannoverscher Courier:

Ein reicher Kranz kennzeichnender Anekdoten hat sich um Blüchers Leben geschlungen, die alle irgendeine Seite in seinem Charakter, irgendeine Episode in seinem Leben mit wenigen Worten lebendig und gegenwärtig machen. Es tritt vor des Lesers Auge der ganze Marschall Vorwärts, als Mensch und als Soldat in seiner schlichten Heldengröße und seiner wohltuenden Derbheit.

Neue Preuß. (Kreuz-) Zeitung.

Die Zusammenfassung ist verdienstlich, da auf diese Weise ein Volksbuch geschaffen wird, das manchem Freude machen wird ... Ein sehr empfehlenswertes Buch.

Tägliche Rundschau, Berlin:

Der Verlag von Robert Lutz in Stuttgart hat in seiner famosen Anekdoten-Bibliothek auch einen Band „Blücher-Anekdoten." Adolf Saager hat sie zu einem Charakterbilde des Marschalls Vorwärts vereinigt ... Der Gedanke, durch sie ein Gesamtbild zu schaffen, ist gut gelungen, und auch die Zusammenfassung am Schluß ist eine forsche, Blüchee wirklich würdige stilistische Leistung.

Vossische Zeitung, Berlin:

... Und wirklich tritt vor das Auge des Lesers der ganze Marschall Vorwärts in seiner Genialität, seiner Herzensgüte, seiner Heldengröße und soldatischen Derbheit.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart

Blüchers Briefe an seine Frau

Herausgegeben von Adolf Saager

Geheftet M. 2.—, elegant in Seide gebunden mit Goldschnitt M. 3.50. — Bereits 5 Auflagen

■ ■

Velhagen u. Klasings Monatshefte:

Blüchers Briefe sind wie mit dem Degen geschrieben Phrasenlos rollen die größten Begebenheiten dahin, Leipzig, Belle-Alliance, Paris ... Diese Briefe, die ein Sturmwind der Weltgeschichte selber eingeblasen hat ...

Saale-Zeitung.

Blüchers Briefe an seine Frau werden hier gesammelt zum erstenmal in richtiger Orthographie wiedergegeben, und nun erst enthüllt sich ihr ganzer Reiz, der bisher stets durch die rein äußerliche Komik einer allerdings oft gradezu willkürlichen Schreibung verwischt wurde. Ungehemmt wirkt jetzt der Zauber von Blüchers imponierender, geschlossener Persönlichkeit auf uns, erkennen wir den Mann von wahrhaft großem Charakter.

Tägliche Rundschau.

Vor allem sollte das Buch in jeder Volksbibliothek, jeder Lehrer- und Schülerbücherei zu finden sein. Stammen doch diese Blücherbriefe fast alle aus den Befreiungskriegen 1813—1815, so daß der Leser den alten Vorwärts stets mitten in den großen Begebenheiten erblickt, die ihn zum Helden Europas gemacht haben.

Münchner Neueste Nachrichten:

... Die intimen Briefe des alten Haudegens an sein „Malchen", in denen er ihr sein Herz ausschüttet, wenn Aerger, Verdruß und körperliche Leiden ihn quälen, der er seine Triumphe in so bescheidenen Worten mitteilt, diese Briefe sind das schönste Denkmal für Blüchers großes, edles Menschentum.

Verbündete
bend des 16. A. bis N.
derte Stellungen des 17.
bis v. Am 18 ziehen sich
Z' und Aa, Bb, die Ver-
s z und b', d', e', f'

Die Memoirenbibliothek

des Verlags Robert Lutz in Stuttgart

erfreut sich bei allen Gebildeten einer ständig wachsenden Beliebtheit, was die zum Teil sehr hohen Auflageziffern am besten beweisen. Die nachstehenden Urteile, über das ganze Unternehmen sowohl wie über die einzelnen Werke, seien der eingehenden Beachtung empfohlen. Diese kleine Auswahl aus einer reichen Fülle sehr anerkennender Äußerungen wird jeden davon überzeugen, welch hervorragende Werte die Memoirenbibliothek mit ihren nunmehr 55 Bänden in sich vereinigt.

Hanna Heinz Ewers:

Ich bin tatsächlich der ehrlichen Ansicht, daß die „Memoirenbibliothek" eine Standardsache ist, die greifbaren Kulturwert hat. Eine Sache, die bleibend ist, und die nicht nur dem Verlag Relief gibt, sondern auch für die Entwicklung der allgemeinen Bildung von außerordentlichem Werte ist.

Tägliche Rundschau:

Wer sich für seltsame, lehrreiche oder großartige Lebensläufe interessiert, der sehe sich die Memoirenbibliothek des Stuttgarter Verlags Robert Lutz an.

Rigaer Tageblatt:

Diese Bände sollten, wie der Verleger es sich zum Ziel setzte, alle die Vielen befriedigen, die sich für ihre Mußestunden eine ernste, gediegene und doch wirklich unterhaltende Lektüre wünschen, eine Lektüre, die die Mitte hält zwischen Studium und bloßer Unterhaltung. Das, was die Verlagsbuchhandlung sich seinerzeit bei der Begründung dieses Unternehmens vorgenommen und versprochen hat, das hat sie vollauf bisher gehalten. Aus der

Ausgegeben Ende 1912

deutschen, französischen, russischen, italienischen und englischen Literatur hat sie in ihre Sammlung Werke aufgenommen, von denen ein sehr großer Teil im gebildeten Publikum mit ganz außergewöhnlichem Interesse begrüßt worden ist. Wir nennen nur, um ein paar Namen anzuführen, die Erinnerungen Magister Laukhards, Benvenuto Cellinis, Krapotkins, Boyens, Marbots usw.

Das Blaubuch:

... die bekannte Lutz'sche Memoirenbibliothek, die allmählich die interessantesten Kulturdokumente aller Völker in sich vereinigen wird und schon jetzt in „Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale", in Herbert Spencers einzigartiger „Autobiographie", in Helen Keilers vielgelesener „Geschichte meines Lebens" und in Peter Krapotkins „Memoiren eines Revolutionärs" die berühmtesten Autobiographien der Weltliteratur umfaßt.

Weserzeitung, Bremen:

Die Genüsse, die des Memoirenlesers warten, sind also oft sehr mannigfaltig und sehr exquisit. ... Ein besonders großzügiges Unternehmen ist da die Memoirenbibliothek des Verlegers Rob. Lutz in Stuttgart, die heute über vierzig Bände umfaßt und in diesem Gesamtumfang ein kulturgeschichtliches Wandelpanorama von farbiger Eindringlichkeit und charakteristischer Schärfe darstellt, mit packenden, zu den wertesten Ideenassoziationen anregenden Gegensätzen und jenen wundervollen pikanten Humoren, wie sie nur die „Weltgeschichte aus der Nähe gesehen" liefern kann.

Deutsche Romanzeitung:

Es wäre überhaupt zu wünschen, daß man in weiteren Kreisen die Hälfte der Zeit, die man Romanen widmet, für das Lesen guter Lebenserinnerungen verwendete.

Menschheitsziele:

In der Weltliteratur nehmen die Memoiren eine besondere und hervorragende Stelle ein, weil sie sich in der Regel durch zwei Vorzüge auszeichnen: Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit. Sie gehören deshalb zu den wichtigsten Bildungsmitteln des Kulturmenschen und insbesondere des modernen, dessen Weltanschauung im Prinzip auf konkreten Grundlagen ruht.

MEMOIRENBIBLIOTHEK

Helene Scharfenstein

Aus dem Tagebuche einer deutschen Schauspielerin

Brosch. 6 M., geb. 7 M., in Halbfrz. 8,50 M.

Elfte Auflage.

■ ■

Die vielfach bezweifelte Echtheit

des Tagebuches ist durch Urteil des Amtsgerichtes Stuttgart, Aktenzeichen C 6562/1912, nach Vorlage der handschriftlichen Originaltagebücher und durch Eidesabnahme festgestellt worden.

Wiesbadener Zeitung:

Dieses Buch stellt die eigenartigste, reizvollste, menschlichste aller der in den letzten Jahren zur Veröffentlichung gelangten Druckschriften dar, mit dem Epilheton eigenartig reizvoll ist aber die Reihe der preisenden Beiworte nicht erschöpft... Helene Scharfenstein aber, und das ist das Merkwürdige dieses merkwürdigsten aller Bücher des Heute, hat im Sturmlauf unsere Sympathie für ihr Leben und Kämpfen erobert, so sehr, daß sie durch nichts im Verlauf der Begebnisse dem warmen Interesse des Lesers entfremdet werden könnte. Diese Tagebuchschreiberin muß in der Leserwelt zur volkstümlichen Figur werden, wie die Helden großer Romane populär geworden sind.

Basler Nachrichten:

Alles in allem enthält das Tagebuch fürchterliche Anklagen gegen alle die Instanzen, die um die Not der Bühnenkünstlerinnen wohl wissen, die aber nichts tun, um die Frauen vor Hunger und Schande zu bewahren ... Der Jahrzehnten hat man mit prickelndem Schauer Hackländers „Europäisches Sklavenleben" gelesen. Für seine Zeit hat jener Theaterroman viel Wahres gebracht. Neben diesem Tagebuch nimmt er sich aus wie Latten und Leinwand einer Theaterdekoration neben dem grünen Walde.

Prof. Ed. Engel (Ueber Land u. Meer):

Die Lebenswahrheit dieser Aufzeichnungen aus dem Schauspielerinnenleben ist für jeden, der in Berührung mit dem Bühnenwesen gekommen, über allem Zweifel erhaben. Man kann auch nicht sagen, daß Helene Scharfenstein übertreibt. Zugleich ist dieses Tagebuch eine schriftstellerische Leistung hohen Ranges. Mir ist schon seit langer Zeit kein Buch von Männer- oder Frauenhand vorgekommen, dessen Sprache und Stil auf einer so hohen Stufe reifer Kunst stehen

Helen Keller

Die Geschichte meines Lebens

Brosch. 5,50 M., geb. 6,50 M., in Halbfrz. 7,50 M.

Neunundvierzigste Auflage.

Marie von Ebner-Eschenbach:

Gestern habe ich „Die Geschichte meines Lebens" von Helen Keller tief ergriffen und **voll der wärmsten Bewunderung** für die Verfasserin zu Ende gelesen. **Jede Zeile ihres Buches hat mir unaussprechliches Interesse** eingeflößt. **Als ein erhabenes Beispiel stillen Heldentums** stehen Helen Keller und ihre Freundin vor meinen Augen.

Hamburger Fremdenblatt:

Für empfindende Menschen ist dieses Werk mehr als ein fesselnder Roman: es ist die Niederschrift einer der größten Taten auf dem Gebiete der Menschenliebe, eine Urkunde, die für alle Zeiten Zeugnis ablegt von der Tatkraft des Menschen.

Schwäbischer Merkur:

Das Buch gehört zu den merkwürdigsten Urkunden des Wissens vom menschlichen Geiste. Es ist eine Fülle geistiger Anregung, die das Buch uns gibt. Es gleitet uns an die Pforte des Tempels, hinter der die tiefsten Geheimnisse des Menschengeistes verschlossen liegen.

Dr. M. Wilhelm Meyer:

O, ich könnte das ganze Buch zitieren! Es ist voller Sonnenschein und Liebe und Glückseligkeit. Und Sonnenschein strahlt es in unsere müden Herzen.

Illustrierte Sonntagszeitung:

Das Buch enthält Schönheiten über Schönheiten, Wahrheiten tief wie ein Bergsee, Lichtquellen der Seele, die leuchten wie die Sonnen der Ewigkeit.

Alte u. Neue Welt (Einsiedeln):

Dieses Buch repräsentiert entschieden die originellste und interessanteste Autobiographie, die je geschrieben worden ist. Wir haben es mit einem Interesse gelesen, wie selten ein anderes; diese Lektüre möchten wir einem jeden unserer Leser gönnen.

Kölnische Zeitung:

Und mit dem erhebenden Bewusstsein, ein neues Stück menschlichen Heldenmuts in diesen beiden Frauen kennen gelernt zu haben, legt man diese, wohl in der ganzen Welt literatur einzig dastehende Selbstbiographie aus der Hand.

Digitalisat Google

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Peter Krapotkin

Memoiren eines Revolutionärs

Mit Vorwort von Georg Brandes.

2 Bände, brosch. 9 M., geb. 11 M., in Halbfrz. 13 M.

Achte Auflage.

Felix Holländer in der „Nation“:

Die Schilderungen sind von einer Intimität und einem Stimmungsgehalt, die an Turgenjew erinnern. **Ein Künstler ersten Ranges** gibt hier seine Erlebnisse und Eindrücke wieder. Aus der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit seiner Darstellung, aus dem Begreifen der russischen Volksseele, aus dem unerschöpflichen Reichtum einer gross und edel angelegten Natur entstand **ein Buch mit Ewigkeitswerten** . . .

Menschheitsziele:

Das Buch stellt ein Wirklichkeitsepos dar, das gewaltiger ergreift, als die erhabenste Dichtung. **Niemand, vom Kaiser bis zum Arbeiter, wird dieses Buch aus der Hand legen, ohne eine tiefe innere Bereicherung erfahren zu haben.**

Rigasche Rundschau:

Ein merkwürdiges ein nachdenkliches Buch! Ein Buch, das in die Seele des russischen Volkes tiefe Einblicke tun lässt. Hier werden mit grösster Schlichtheit und doch mit grosser Kunst **Kulturbilder** entrollt, **wie die Memoirenliteratur nur wenige aufzuweisen hat.**

Kölnische Zeitung:

In der Memoirenliteratur kann das vorliegende Buch einen **ganz hervorragenden Platz** beanspruchen denn der Verfasser hat, wie kaum einer, die Höhen und Tiefen des modernen Lebens, besonders in Russland, kennen gelernt.

Das ganze russische Volk hat hier einen **Darsteller ersten Ranges** gefunden.

Bayrischer Kurier:

Eine neue, ganz unwirklich scheinende Welt tut sich vor uns auf, wenn wir dieses dramatisch bewegte Buch durchblättern. **Niemand wird es ohne hohen geistigen Genuss aus der Hand legen.**

Henri Rochefort

Abenteuer meines Lebens

2 Bände, brosch. 10 M., geb. 12 M., in Halblrz. 14 M.

Wiener Morgenzeitung:

Rochefort's Abenteuer meines Lebens sind das **brillanteste, französischste, flotteste und spannendste Buch,** das seit den „Drei Musketieren" erschienen ist. Es ist etwas vom echtesten gallischen Geiste darin, vom Geiste des Rabelais und vom Pathos des Rostand. Ich habe es oft vom Anfang bis zum Ende gelesen, immer gebiendet von dem Geist dieses Mannes, immer amüsiert und gefesselt von diesem elementaren Temperament.

Tägliche Rundschau

Wir sind überzeugt, dass, wer nur die ersten Seiten durchblättert von dem eigenartigen Genuss der Lektüre dieser seltsamen Selbstbekenntnisse so gefesselt wird, dass er die ganzen zwei Bände mit Behagen durchstudiert — Wir möchten aber besonders hervorheben, dass mit der interessanten Unterhaltung, die das Buch gewährt seine Bedeutung keineswegs erschöpft ist. Wir sehen seinen Hauptwert im Gegenteil darin, dass er uns die Bekanntschaft mit einer so starken und eigenartigen Persönlichkeit vermittelt.

Pester Lloyd

Das Werk ist mit einer **solchen Frische und Anschaulichkeit geschrieben,** dass man bei der Lektüre glaubt, **einen Roman vor sich zu haben.** Die Szenen aus dem Gefängnisleben, die verschiedenen Fluchtversuche und die endlich glücklich erreichte Befreiung aus Neu-Kaledonien stellen sich ähnlichen Kapiteln aus Dumas'schen oder Sue'schen Romanen würdig an die Seite.

Vossische Zeitung

Die Darstellung Rochefarts unterhält durch ihre ausserordentliche Farbigkeit und Beweglichkeit, sie ist **unvergleichlich amüsant,** und auch historisch nicht wertlos als ein grosses Stück erlebter Zeitgeschichte.

Elberfelder Zeitung:

Der Stil des Werkes ist äusserst lebendig, geistreich und epigrammatisch, ein richtiger Journalistenstil, der sich nur an Tatsachen hält, allen Ueberflüssige und allen Wortprunk verschmähend. **Wer sich über die letzten 40 Jahre Zeitgeschichte in amüsanter Weise unterrichten will, der greife zu diesem Werke.**

Dresdener Anzeiger

Die Uebersetzung ist so mustergültig, dass es für jeden gebildeten Leser schon an und für sich ein hoher Genuss ist, hier der liebevollen und geistreichen Arbeit des Herausgebers zu folgen, der es verstanden hat, den eigenartigen, geist- und witzfunkelnden Stil Rocheforts stets sinngemäss und treffend wiederzugeben.

ROBERT LUTZ, STUTTGART.

Georg Herwegh
Briefwechsel mit seiner Braut

Brosch. 5 M., gebd. 6 M., in Halbfranz 7 M.

□ □

Berliner Lokalanzeiger:

Ein literarischer Goldbarren, der durch 6 Jahrzehnte sorgsam in einem Familien-Archiv gehütet wurde, ist gehoben worden ... Eine eigenartige gedankenvolle Korrespondenz, die sicherlich den **hervorragendsten Briefsammlungen** der deutschen Literatur beigezählt werden wird. Die Briefe bedeuten eine **literarische Entdeckung** und geben zugleich ein Spiegelbild ihrer stürmisch bewegten Zeit.

Frankfurter Zeitung:

Die Briefe gehören wohl zu den **schönsten und fesselndsten**, die seit langer Zeit veröffentlicht wurden. Sie lassen uns die zärtliche und hohe Bewunderung erkennen, die Emma Sigmund ihrem Verlobten entgegenbrachte, und interessieren auch sehr durch die politischen Ansblicke, in denen sich der ungewöhnliche Scharfsinn und Weitblick des jungen Mädchens überraschend dokumentiert.

Neue Zeit:

Die Briefe sind doppelt und dreifach interessant, nicht nur vom biographischen und historischen Gesichtspunkt sondern vor allem durch den künstlerischen Genuß, den sie gewähren.

St. Petersburger Zeitung:

Dieses Memoirenbuch ist besonders wertvoll, da es die Biographien von zwei interessanten Persönlichkeiten enthält und außerdem Streiflichter auf die führende, vormärzliche Zeit wirft.

Literarisches Echo:

Was die Braut schreibt, und wie sie sich ausdrückt, ist köstlich. Ihre Selbstschilderung, ihre Berichte über Berliner Verhältnisse, preußische Zustände, Frauenwesen und Frauenbedeutung, sind **wundervoll** ... Das ist so tief empfunden und so köstlich ausgedrückt, daß man schon um dieser Stellen willen das Buch als eine sehr wertvolle Publikation begrüßen muß.

Die Nation:

Der größte Genuß, den die Lesung dieses Briefwechsels gewähren kann, besteht darin, daß er einen tiefen Einblick in eine weibliche Seele gewährt, die zu den Edelsten ihres Geschlechts gerechnet werden muß.

Westermanns Monatshefte:

Die äußerst „freien" Briefe der Braut interessieren noch besonders durch die politischen Ansblicke, in denen sich ihr ungewöhnlicher Scharfsinn verrät.

Digitized by Google

MEMOIRENBIBLIOTHEK

Ernst Clefeld

Der philosophierende Vagabund

Lebensbeichte eines Wanderkomödianten

Broschiert 5,50 M., gebunden 6,50 M., in Halbfrz. 7,50 M.

Zweite Auflage

Berliner Tageblatt:

Dieses seltsame Buch ist von einem Manne geschrieben, der sehr unglücklich scheint, und der doch im Goethe'schen Sinne das höchste Glück sein eigen nennt: eine Persönlichkeit zu sein. Die Schilderungen aus diesen dunklen Bezirken einer Unkultur, die doch gern Kultur sein möchte, sind überaus fesselnd und darüber hinaus tief ergreifend. Mit Schaudern und Mitleid blickt man auf den Kreis gesunkener Existenzen, den Clefeld abmalt, und mit besonderer Teilnahme auf den Erzähler selbst, der mehr als seine Genossen sich immer der seelischen Not bewußt bleibt, die über diese Verlorenen verhängt ist. Schauspieler, Kulturforscher, Psychologen, sie alle werden aus der Lektüre dieses Buches Nutzen ziehen.

Deutsche Tageszeitung, Berlin:

... Diese aufrichtige und ungeschminkte Lebensbeichte wird auf keinen Leser den Eindruck verfehlen, den jedes ehrliche Bekenntnis macht, wan aber Clefelds Buch noch höher stellt, ist der erzieherische Einfluß, der von ihm ausgeht, denn aus ihm spricht ein tiefer, edler Geist.

Westermanns Monatshefte:

Die Offenheit dieser Beichte grenzt an die Rousseau'schen Konfessionen ... es handelt sich um eine höchst interessante Lebensgeschichte, um ein kulturhistorisches Dokument.

Grazer Tagblatt:

Ein menschliches Dokument von erschütternder Wahrheit ist es, das uns eine lange Reihe düsterer Bilder aus dem Leben modernen Vagantentums enthüllt ... seine volle Höhe erreicht das Werk erst in den Schilderungen der fahrenden Leute.

Wiesbadener Zeitung:

Allerlei Humore fehlen bei der Schilderung des Schmierendaseins auch nicht — kurz, ein sehr merkwürdiges Werk, nicht immer sympathisch, aber überall zu tieferem Nachdenken über die Torheiten dieser Welt anregend.

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Debogory-Mokriewitsch

Erinnerungen eines Nihilisten

(Ein Seitenstück zu Fürst Krapotkins Memoiren.)

Brosch. 5,50 M., geb. 6,50 M., in Halbfrz. 7,50 M.

Zweite Auflage.

Deutsche Zeitung:

Es gibt kein besseres Mittel, um sich vom intimen und Tatsächlichen der nihilistischen Bewegung, vom Gefängnisleben in Russland, vom Treiben der Polizei, von den Exekutionen, Deportationen und Etappenmärschen nach Sibirien ein anschauliches Bild zu machen, als diese Erinnerungen zu lesen.

Neue Freie Presse:

Die vorliegenden „Erinnerungen eines Nihilisten" bieten in mehr als einer Hinsicht grosses Interesse. Schon als rein persönliche Erinnerungen genommen, bilden die Aufzeichnungen eine äusserst spannende Lektüre. Aber der Schwerpunkt der Erinnerungen liegt in der glänzenden Charakteristik der politischen Zustände und der revolutionären Bewegung in Russland.

Berner Bund:

Diese Memoiren geben eine äusserst spannende Lektüre. Aber selbst wenn man von der romantischen Seite der Erinnerungen absieht, so erfordern diese doch das allergrösste Interesse gerade in unsern Tagen, wo aller Augen auf Russland gerichtet sind.

Neues Wiener Journal:

Dann kam die Flucht aus Sibirien. Hier häufen sich die aufregenden Momente des Buches zu einer wahren Seelenfolter für den Leser. Man zittert mit dem Flüchtigen bei den mannigfachsten Gefahren, und man glaubt die Hetzjagd, welche von den Behörden auf Mokriewitsch gerichtet ist, gegen sich selbst ausgeführt zu empfinden.

Nord und Süd:

Das Buch ist lehrreich und spannend, vor allem aber tief ergreifend. Es gibt Jammer, für den man keine Worte findet, und solchen erwecken die Memoiren. Das Mitleid mit den Hunderttausenden von unschuldig Gemordeten erstickt selbst die Bewunderung für die ideale Begeisterungsfähigkeit der russischen Märtyrer.

Digitized by Google

MEMOIRENBIBLIOTHEK

Eduard Genast

Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit

Erinnerungen eines weimarischen Hofschauspielers.

Brosch. 4,50 M., geb. 5,50 M., in Halbfrz. 6,50 M.

Vierte Auflage.

Hamburger Nachrichten:

Wie Eckermanns „Gespräche mit Goethe" dürfte auch Genasts Buch in keiner Bibliothek der deutschen Leser fehlen.

Hamburger FremdenblaH:

Das Werk ist **wie ein Zauberspiegel,** in dem die längst schlafen gegangenen Gestalten unserer grossen Dichter wieder lebendig werden. Das Erinnerungsbuch sollte seinen **Platz in jeder Klassikerbibliothek** finden.

Pustets Deutscher Hausschatz

So wird das Buch zu einem **wertvollen Gelirage** zur deutschen **Literatur- und Musikgeschichte,** aus dem wir, die Kinder einer späteren Zeit, zum Verständnis der geistigen Strömungen des verflossenen Jahrhunderts **manches bleibende Gewiss** schöpfen können.

Münchner N Nachrichten

Das Buch, das uns von **Gothe** und seinen Weimarer Leuten erzählt, lässt uns die geliebte Gestalt des Dichters in so **greifbarer plastischer Form** erscheinen, so **voll Schönheit, Güte, Hoheit** und **Milde,** dass es geboten erscheint, das Buch aus dem Strom zeitgenössischer Literatur herauszugreifen.

Wiesbadener Tagebiett

Eines der interessantesten Bücher der Memoirenliteratur und ein treues Bild des weimarischen Theaterwesens zu Goethes Zeiten.

Kölnische Zeitung

Eine **Fundgrube** von **fesselnden Darstellungen** aus dem literarischen und künstlerischen Leben Deutschlands der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. . . . **Eines der wertvollsten Bücher,** dem kein Gebildeter sein Interesse wird versagen können.

New Yorker Staatszeitung

Es ist gar nicht daran zu zweifeln, dass Genasts Aufzeichnungen allen Literatur- und Theaterfreunden eine Quelle edelsten Genusses sind.

Digitized by Google

ROBERT LUTZ, STUTTGART

General Thiébault

Memoiren a. d. franz. Revolution u. d. Kaiserreich

3 Bände mit 15 Porträts berühmter Männer der Revolution und des Kaiserreichs. Brosch. 15 M., in Lwd. geb. 18 M., in Halbfranz 21 M.

Kreuzzeitung:

Das Werk ist im **höchsten Grade kulturgeschichtlich interessant,** ist flott und elegant geschrieben und eignet sich daher **in hohem Masse als Unterhaltungslektüre** für Gebildete. Jedenfalls sind solche Werke für gebildete Laien **eine weit empfehlenswertere geistige Nahrung als die Mehrzahl alter Romane.**

Neueste Nachrichten, Berlin

Das ebenso glänzend wie spannend geschriebene Werk bringt ein **so reiches Material an Erlebnissen des Augenzeugen,** dass man nicht müde wird, immer wieder darin zu lesen. Das Werk umfaßt alle Geschehnisse, alle Personen, und lässt sie wie in einem grossen Wandelpanorama an uns vorüberziehen. Oft liest sich das Werk **wie ein gewaltiges Schlachtenbuch, oft wie ein spannender Roman über Hof- und Feldleger-Intrigue.**

New Yorker Staatszeitung

Wir können das Buch aufrichtig empfehlen. Es wird sowohl für den Geschichtskundigen wie für den Laien **eine höchst anregende und belehrende Lektüre bilden.**

Westermanns Monatshefte

Die Zeit von 1789 bis 1815 hat selten eine so intensive Beleuchtung erfahren wie bei Thiébault, der nicht blass hinter die Kulissen der Weltgeschichte, der mit psychologischem Scharfblick suchte den Menschen, die die Fäden der Weltgeschichte zogen, in die Seele geblickt hat

Vossische Zeitung

Man folgt dem Erzähler als handle es sich um einen spannenden Roman, und **man wird bis zur letzten Seite der drei Bände fest gehalten**

Magdeburg Zeitung

Unter den Selbstbiographien aus jener Zeit ist diejenige des Generals Thiébault besonders bemerkenswert, auch für den deutschen Leser

MEMOIRENBIBLIOTHEK

Eduard Genast

Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit

Erinnerungen eines weimarischen Hofschauspielers.

Brosch. 4,50 M., geb. 5,50 M., in Halbfrz. 6,50 M.

Vierte Auflage.

Hamburger Nachrichten:

Wie Eckermanns „Gespräche mit Goethe" dürfte auch Genasts Buch in keiner Bibliothek der deutschen Leser fehlen.

Hamburger Fremdenblatt:

Das Werk ist **wie ein Zauberspiegel,** in dem die längst schlafen gegangenen Gestalten unserer grossen Dichter wieder lebendig werden. Das Erinnerungsbuch sollte seinen **Platz in jeder Klassikerbibliothek** finden.

Pustets Deutscher Hausschatz

So wird das Buch zu einem **wertvollen Beitrage** zur deutschen **Literatur- und Musikgeschichte,** aus dem wir, die Kinder einer späteren Zeit, zum Verständnis der geistigen Strömungen des verflossenen Jahrhunderts **manchen bleibenden Gewinn** schöpfen können.

Münchner N. Nachrichten

Das Buch, das uns von **Göthe** und seinen Weimarer Leuten erzählt, lässt uns die geliebte Gestalt des Dichters in so **greifbarer plastischer Form** erscheinen, so **voll Schönheit, Güte, Hoheit** und **Milde,** dass es geboten erscheint, das Buch aus dem Strom zeitgenössischer Literatur herauszugreifen.

Wiesbadener Tageblatt

Eines der interessantesten Bücher der Memoirenliteratur und ein treues Bild des weimarischen Theaterwesens zu Goethes Zeiten.

Kölnische Zeitung

Eine **Fundgrube** von **fesselnden Darstellungen** aus dem literarischen und künstlerischen Leben Deutschlands der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts . . . **Eines der wertvollsten Bücher,** dem kein Gebildeter sein Interesse wird versagen können.

New-Yorker Staatszeitung

Es ist gar nicht daran zu zweifeln, dass Genasts Aufzeichnungen allen Literatur- und Theaterfreunden eine Quelle edelsten Genusses sind.

Digitized by Google

ROBERT LUTZ, STUTTGART

General Thiébault

Memoiren a. d. franz. Revolution u. d. Kaiserreich

3 Bände mit 15 Porträts berühmter Männer der Revolution und des Kaiserreichs. Brosch. 15 M., in Lwd. geb. 18 M., in Halbfranz 21 M.

Kreuzzeitung:

Das Werk ist im **höchsten Grade kulturgeschichtlich interessant,** ist flott und elegant geschrieben und eignet sich daher **in hohem Maasse als Unterhaltungslektüre** für Gebildete. Jedenfalls sind solche Werke für gebildete Laien **eine weit empfehlenswertere geistige Nahrung als die Mehrzahl aller Romane.**

Neueste Nachrichten, Berlin

Das ebenso glänzend wie spannend geschriebene Werk bringt ein **so reiches Material an Erlebnissen des Augenzeugen,** dass man nicht müde wird, immer wieder darin zu lesen. Das Werk umfasst alle Geschehnisse, alle Personen, und lässt sie wie in einem grossen Wandelpanorama an uns vorüberziehen. Oft liest sich das Werk **wie ein gewaltiges Schlechtenbuch, oft wie ein spannender Roman über Hof- und Feldlager-Intrigen.**

New-Yorker Staatszeitung

Wir können das Buch aufrichtig empfehlen. Es wird sowohl für den Geschichtskundigen wie für den Laien eine **höchst anregende und belehrende Lektüre bilden.**

Westermanns Monatshefte

Die Zeit von 1789 bis 1815 hat selten eine so intensive Beleuchtung erfahren wie bei Thiébault, der nicht bloss hinter die Kulissen der Weltgeschichte, der mit psychologischem Scharfblick auch den Menschen, die die Fäden der Weltgeschichte zogen, in die Seele geblickt hat

Vossische Zeitung

Man folgt dem Erzähler als handle es sich um einen spannenden Roman und **man wird bis zur letzten Seite der drei Bände fest gehalten**

Magdeburg Zeitung

Unter den Selbstbiographien aus jener Zeit ist diejenige des Generals Thiébault besonders bemerkenswert, auch für den deutschen Leser.

MEMOIRENBIBLIOTHEK

General Marbots Memoiren

1789—1815.

3 Bände, brosch. 13,50 M., geb. 16,50 M., in Halbiranz 19,50 M.

I. Genua — Austerlitz — Jena — Eylau. II. Madrid — Aspern — Torres-Vedras. III. Polozk — Beresina — Leipzig — Waterloo.

Viertes und fünftes Tausend.

Tägliche Rundschau:

Man kann ohne Bedenken den Memoiren Marbots die erste Stelle in der überreichen Denkwürdigkeiten-Literatur aus dem ersten Kaiserreich anweisen.

Westermanns Monatshefte:

Ein ernstes, an historischen Porträts und Augenblicksbildern **unerschöpflich reiches Unterhaltungsbuch.** Allen Freunden kraft- und saftvoller geschichtlicher Memoirenliteratur sei das Werk in der deutschen Ausgabe bestens empfohlen.

C. Bleibtreu im Pester Lloyd:

Wenn wir Marbots erfolgreiches Buch überschauen, müssen wir zugeben, dass keine anderen Memoiren aus jenen Tagen **eine solche Fülle von Ereignissen umspannen.** Niemand, der sich vom inneren Wesen jener Zeit ein Bild machen will, kann das Buch entbehren.

Bohemia:

Es dürfte dem hochinteressanten Buche zur besonderen Empfehlung gereichen, dass es eine **Lieblingslektüre des Fürsten Bismarck** in seinen letzten Jahren gewesen ist.

Ueber Land und Meer:

Die Memoiren Marbots **leuchten mit besonderer Klarheit in die Zeit des ersten Napoleon hinein,** weil sie von einem ehrlichen und unbefangenen Manne geschrieben sind, der, von einem seltenen Glück begünstigt, Teilnehmer fast aller damaligen Feldzüge gewesen ist und fast alle entscheidenden Katastrophen miterlebte.

Schlesische Zeitung:

Eines der bedeutendsten Werke über die napoleonische Zeit ist unstreitig das Memoirenwerk des Generals Marbot.

Digitized by Google

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Marschall Macdonalds Memoiren

1785—1815.

Brosch. 5,50 M., geb. 6,50 M., in Halbfrz. 7,50 M.

◘ ◘

Deutsche Zeitung:

Die Memoiren geben in festen, markigen Zügen das Bild einer geschichtlich stark bewegten Zeit wieder und zeigen den Verfasser als eine voll ausgeprägte Persönlichkeit. Alle Soldatentugenden und unter dem Kanonendonner der Schlacht dennoch ein warm empfindendes Herz, bringen uns den Marschall nicht nur als Soldaten, sondern vor allem als Menschen nahe. **Die Schilderung der Ereignisse ist von dramatischer Spannung und Beweglichkeit,** jeder äussere Vorgang wird bei diesem Mann zum inneren Erlebnis. Und dies gerade macht das Buch so packend, so interessant.

Berner Bund:

Ein ausgezeichnetes Werk, das ein kluger, offener und ehrlicher Soldat geschrieben hat, der mit „am sausenden Webstuhl der Zeit" asse. Die Memoiren, denen wir recht viele Leser wünschen, bilden eine volkstümliche, von Anfang bis zu Ende **fesselnde Lektüre,** ebenso unterhaltend wie belehrend. Der Autor rollt oft Bilder mit einer Anschaulichkeit auf, die uns tief ergreift und auf die jeder Berufsschriftsteller stolz sein könnte. Macdonald hat hier förmlich mit seinem Herzblut geschrieben.

Elgoer Tageblatt:

Die Memoiren seien bestens empfohlen; sie bilden zweifellos ein schätzenswertes Dokument zur Geschichte der Jahre 1789–1815.

Leipziger Zeitung:

Mit Genuss wird ein jeder, der dies Memoirenwerk einmal gelesen hat, es wieder und wieder zur Hand nehmen.

Hamburg. Correspondent:

Die im Verlag von Robert Lutz in Stuttgart erscheinende Memoirenbibliothek hat mit der Aufnahme der Memoiren Macdonalds einen ganz besonders glücklichen Griff getan. Die Memoiren lesen sich von Anfang bis zu Ende **wie ein spannender Roman.**

Danzers Armeezeitung:

Alles in allem ein sehr gutes, lesenswertes Buch.

Münchner Allg. Zeitung:

Keine einzige Zeile ermüdet — keine ist da, die man nicht gern gelesen haben möchte.

Digitized by Google

Das Leben des Benvenuto Cellini

2 Bände, brosch. 10 M., geb 12 M., in Halbfranz 14 M.

Literar. Echo, Berlin:

Die schwierige Aufgabe, eine Uebersetzung der Selbst-Biographie Benvenuto Cellinis zu liefern, der man Vorzüge vor der vorreiflichen Goethe'schen Verdeutschung zuerkennen muß, ist von Heinrich Conrad in musterhafter Weise gelöst worden.

Der Bund, Bern:

Diese Autobiographie des großen Renaissance-Goldschmieds kann man nun in einer neuen, vorzüglichen und vollständigen deutschen Uebersetzung lesen, die in der bestbekannten Memoirenbibliothek des Verlages von Robert Lutz in Stuttgart erschienen ist. . . Die neue Uebersetzung des Dr. Heinrich Conrad liest sich entschieden leichter und angenehmer als die Goethesche.

Münchner Neueste Nachrichten:

Cellinis Autobiographie ist wohl eines der menschlichsten und unmittelbarsten Bücher, dazu das getreue Bild einer grandiosen, wildprächtigen Zeit . . . Heinrich Conrad war der berufene Mann, diese Aufgabe zu lösen. In zwei umfangreichen Bänden liegt sie vor uns, und sie kann neben Goethes Cellini wie ein neues Geschenk bestehen. . . Der Stil liest sich so glänzend, wie man einem italienischen Original im Deutschen nur einmal kommen kann, und auch die Ausstattung ist lobenswert und gediegen.

Wiesbadener Zeitung:

In dieser Edition erreicht die Memoirenbibliothek von Robert Lutz ihren Höhepunkt. Kulturhistorisch geschichtlich, literarisch ist es ein kaum zu überbietendes Standardwerk der Memoirenliteratur überhaupt.

Leipziger Zeitung:

Wir wollen gleich sagen: es ist die deutsche Uebersetzung, die wir in Zukunft zur Hand nehmen müssen, eine glänzende Leistung der Uebersetzungskunst. . . Hier lebt der echte Cellini mit allem knorrigen Eigensinn, allen dialektischen Eigenheiten, angelenken Ausdrucksweisen und allfälligen Ungezogenheiten.

Hamburger Correspondent:

Man muß demnach die Verbesserung Goethes in unserem Falle aufs lebhafteste begrüßen. Die Lebendigkeit und Frische der Schilderung möchte ich geradezu vorbildlich nennen für alle Zeiten. Jedem, der sich zutraut, genügendes Verständnis für eine stürmische Künstlernatur zu besitzen, ebenso jedem, der die Zeit der Renaissance recht zu würdigen weiß, kann das Buch warm empfohlen werden.

Digitized by Google

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Die Irrfahrten des Daniel Elster

Von ihm selbst geschrieben

Zwei Bde., brosch. 9 M., geb. 11 M., in Halbfranz 14 M

Soeben erschienen.

Frankfurter Zeitung:

Memoirenbücher sind jetzt Mode. Vollste Vorsicht ist daher geboten. Die „Irrfahrten des Daniel Elster" muß man aber passieren lassen. Mit gezogenem Hut und salutierendem Degent Diese Memoiren sind voll Lärm und Streit, voll Klang und Sang, voll Mut und Treue. Der hetzende Rythmus des Lebens liegt in den zwei umfangreichen Bänden gefesselt, er hallt und schreit aus jeder Zeile, aus jedem Wort, das der kraftvolle Mann niederschrieb, der ein wackerer Lebenskämpfer war. Blitzartig erhellen sich weite Strecken deutscher Entwicklung, ungeahnte Einblicke in vergangene Zeiten fremder Völker ergeben sich. Was hundert Kulturgeschichten nicht vermitteln, konkrete Kulturbilder, gesehen mit dem Auge eines Mitkämpfenden — Daniel Elsters Irrfahrten bieten sie! Daniel Elsters Irrfahrten sollten in jedes Mannes Herz und Kopf ziehen, denn diese Memoiren sind von einem Reinen, Festen, von einem Idealisten geschrieben.

Tägliche Rundschau, Berlin:

Es belebt und erquickt wie Bergquellwasser, wenn einem einmal wieder das Memoirenwerk eines Mannes in die Hand kam, der sein Leben gelebt hat, anstatt es sich bei Kaffee und Cigarette ausgedacht zu haben. Dieser Daniel hat die Welt wahrlich nicht im internationalen Schlafwagen durchrast. Er ist auf richtigen Landstraßen mit zerrissenen Schuhsohlen gegangen, hat sich seinen Lebensunterhalt zuweilen sogar mit Gewalt angeeignet und ist gezwungen gewesen, sich mit den verschiedenartigsten und seltsamsten Menschen auseinanderzusetzen . . .

Neues Züricher Zeitung:

Die zwei Bände sind im Nu durchgelesen . . . Wer Freude an abenteuerlichen, romanhaften Ereignissen und an den Schicksalen eines unruhigen, immer strebsamen, begeisterten Idealisten hat, wird an den „Irrfahrten" den gleichen hohen Genuß haben wie der Geschichtskundige und der Kulturhistoriker.

Deutsche Tageszeitung.

Es ist das frisch zugreifende Leben eines echten Mannes, das diese zwei Bände in echter unerschöpflicher Fülle und Mannigfaltigkeit vor uns aufrollen. . . . Wir erleben voll Spannung diese Abenteuer, voll Entzückung die Schönheiten dieser Welt mit

MEMOIRENBIBLIOTHEK

Erinnerungen der Zarin Katharina II.

Von ihr selbst geschrieben.

Brosch. 6 M., geb. 7 M., in Halbfrz. 8 M.

Dreizehnte Auflage.

Neue Hamburger Zeitung:

Wer heute die Memoiren Katharinas liest, wer die Entwicklung ihrer Persönlichkeit unter dem Zwang der Verhältnisse begreift, wird **bewundernd und erschüttert vor diesem gewaltigen Leben stehen.**

Berliner Neueste Nachrichten:

Die Memoiren enthalten des Interessanten genug, um ein Dutzend Romenbände damit zu füllen. Ja, sie lesen sich direkt wie ein Roman, wie ein ganz unglaublicher Roman jener Sorte, die sonst über die Hintertreppe geschmuggelt zu werden pflegt.

Nationalzeitung:

Die Memoiren gehören zu den interessantesten kulturhistorischen und psychologischen Dokumenten.

Augsburger Abendzeitung:

Es entrollt sich für jeden Gebildeten in diesen Blättern ein enorm fesselndes Bild von den Charakteren, Zuständen und Begebenheiten am Zarenhofe jener Zeit.

Schwäbischer Merkur:

Die Denkwürdigkeiten sind ein ganz besonders wertvolles geschichtliches und menschliches Dokument. Sie geben uns ein angemein lebendiges Bild von der Unkultur, die an dem flitterreich an glänzenden russischen Hof um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herrschte.

Allgemeines Literaturblatt:

Unter den zahlreichen Werken über Katharina II. sind ihre eigenen, mit erstaunlichem Freimut geschriebenen Memoiren unstreitig das Wertvollste. Was diese eigenartige, in Tugenden wie in Lastern große Frau über sich und ihre Umgebung niederschrieb, gewährt den interessantesten Einblick in das russische Hofleben jener Zeit.

Berliner Tageblatt:

Zu den bedeutendsten Lebensaufzeichnungen ist dieses Werk zu rechnen. In diesem Buch ist alles merkwürdig, seltsam und noch heute von Interesse.

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Papst Alexander VI. und sein Hof

Nach dem Tagebuch seines Zeremonienmeisters Burcardus

Brosch. 6 M., geb. 7 M, in Halbfrz. 8,50 M.

Sechste Auflage.

Dr. F. Jacobsen (Wiesbadener Zeitung):

Ueber das Privatleben des der Familie Borgia angehörenden Kirchenfürsten, des Vaters einer Lucrezia, eines Cesare, ist von Poeten und Kulturhistorikern, von Opernlibrettisten und Pornographen mehr als genug geschrieben worden, unserem Chronisten genügt es, den Orgien von Blut und Wollust, von fäulnisschimmernder Pracht und derblustigen Karnevalspossen berichtende Worte zu widmen. Doch auch in dieser Trockenheit gewähren sie das farbensatte Bild einer gewaltigen Zeit, die reich ist an verbrecherischen Taten, an kraftstrotzenden Menschen, an leidenschaft-durchglühten Frauen und an höfischem Glanze.

Neue Zürcher Zeitung:

Burcard erzählt trocken, er hat keine Vorliebe für Skandalgeschichten, sondern er gibt sie wieder mit aller Naivität als Selbstverständliches, wie ja auch das Lasterleben, das der Papst und sein Sohn Cesare führten, nur möglich war in einer Zeit, da die sittlichen Begriffe überhaupt gelockert waren ... Für den Geschichtsfreund wie für den Politiker ein sehr empfehlenswertes Buch.

Kölnische Volkszeitung:

Es fällt uns gar nicht ein, Alexander VI. reinwaschen oder gegen den Augenzeugen Burcard, dem man Glauben schenken darf, irgendwie verteidigen zu wollen ... Das Leben dieses Genußmenschen von unbezähmter Sinnlichkeit widersprach in allem den Forderungen dessen, den er auf Erden vertreten sollte. Mit vollster Unbefangenheit ergab er sich einem sündhaften Leben bis an sein Ende.

Münchener Neueste Nachrichten:

So kühl und aktenmäßig Burcardus aber auch schrieb, wenn es sich um das Leben und nicht um das Zeremoniell handelte so ersteht aus seinen Tagebüchern, die hier zum ersten Male in Deutsch vorliegen, doch die wilde, bunte, von Sterberöcheln und Lustgeschrei erfüllte Welt der Borgia, deren Verwartenheit man uns so oft eindringlich gepredigt und geschildert hat und die doch an Menschlichkeit ebenso reich war wie an Unmenschlichkeit.

Der Bund, Bern:

So wuchs sich sein Tagebuch zu einer Art von Chronik aus, zu einer Sittenchronik des Vatikans unter Alexander VI. Zwischenhinein aber stoßen wir immer wieder auf geschichtliche Episoden und Sittenbilder, die zur Kennzeichnung jener wilden und ruchlosen Zeit von treffender Bedeutung sind

MEMOIRENBIBLIOTHEK

François Bourgognes
Kriegserlebnisse 1812

Mit 16 Vollbildern von Faber du Faur und Yvon.

Brosch. 6 M, geb. 7,50 M., in Halbfrz. 8,50 M.

Sechste Auflage.

Professor Holzhausen im Literar. Echo:

Bourgognes Memoiren gehören zu den Büchern, bei denen der Leser die Schläge der Mitternachtsstunde überhört, und viele Szenen, wie die des brennenden Posthauses zwischen Moskau und Smolensk, die an den Lederstrumpf erinnernden Jagden der Kosaken vor der Beresina, die Uebergangsszenen und die letzten Abenteuer bei Wilna und Kowno prägen sich dem Leser unauslöschlich ins Gedächtnis.

Leipziger Tageblatt

Der **spannendste Roman**, die interessanteste Reiseschilderung **kann kaum fesselnder sein**, als hier das Buch des schlichten Sergeanten. Oft wenn er von den Schrecknissen des Winters, der fürchterlichen Kälte, die bis zu 28 Grad stieg erzählt, bei der die lebensmüden Krieger marschieren, kämpfen und die grössten Entbehrungen erdulden mussten, wird man lebhaft an Nanseus Wanderungen in Nacht und Eis erinnert.

Generalanzeiger, Hamburg

... Es sind **erschütternde Bilder** des Elends und tiefsten Jammers, die sich vor unsern Augen entrollen, aber auch echter Kameradschaft und Menschenliebe, die sich **unvergänglich ins Herz graben**.

Westerm. Monatshefte

Diese Schlichtheit und Ehrlichkeit gerade sichert seiner ganzen Darstellung die Glaubwürdigkeit, und bei Bourgognes so ungemein inhaltsreichem Buch über allen Verdacht romanhafter Erfindung hoch empor **auf die Wertstufe weltgeschichtlicher Dokumente**, wie es ihrer gleich ergreifende und erschütternde nur wenige gibt.

Hamburger Fremdenblatt

Hinter der lebenswahren Schilderung des Brandes von Moskau und des fluchtartigen Rückzugs tritt selbst das berühmte Werk von Ségur zurück. Bourgogne schildert in seiner Einfachheit so wirksam, wie nur irgend ein bedeutender Schriftsteller . . . Manches in dem Buche **liest sich wie Stellen aus Dantes „Hölle"**.

Digitized by Google

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Napoleons Gedanken und Erinnerungen

Nach General Gourgauds Tagebuch

Brosch. 5,50 M, geb. 6,50 M., in Halbfranz 7,50 M.

Achte Auflage.

Münchner Allgemeine Zeitung:

Gourgauds Buch enthält Wonnen für den Historiker. Unbegreiflich, dass nicht alle Welt es kauft . . .

Petersburger Zeitung:

Man gewinnt ein höchst anschauliches Bild davon, wie das grösste militärische und administrative Genie, der hervorragendste Gesetzgeber und Finanzmann, den die neuere Geschichte kennt, sich gab und aussprach, wie er über seine Feldherren, ihre Vorzüge und Fehler, wie er über seine eigenen Taten und Untaten dachte, wie er seine Zeitgenossen und Gegner, wie er die Politik der Gegenwart und Zukunft beurteilte, wie er grollte und scherzte.

F. Haenig im „Tag"

Unwillkürlich wird man schon durch den Titel an Bismarcks Gedanken und Erinnerungen erinnert, und ich darf von mir bekennen, dass ich die napoleonischen nicht mit geringerer Andacht gelesen habe, als diejenigen Bismarcks.

Lord Rosebery:

Sind wir mit der Lektüre des Werkes fertig, so steigen Zweifel in uns auf in Bezug auf all die andern von uns gelesenen Werke über jene Epoche, und wir haben die Überzeugung gewonnen, daß dieses der Wahrheit, der ungeschminkten Wahrheit am nächsten kommt.

Neue Zürcher Zeitung:

Abgesehen von den Erwägungen, zu denen Napoleons Gedanken und Erinnerungen Anlass geben, enthält das Buch eine solche Fülle der interessantesten Einzelheiten, dass wir uns kaum eine Lektüre denken können, die den Leser mehr fesseln und anregen würde, als Gourgauds Tagebuch in deutscher Bearbeitung.

Agramer Zeitung:

Die Gedanken und Erinnerungen Napoleons bieten in ihrer aphoristischen Form ein grandioses Mosaikbild des Mannes mit seinen in das Ungeheure emporgewachsenen Vorzügen und Höchstleistungen

MEMOIRENBIBLIOTHEK

Erwin Rosen
Der deutsche Lausbub in Amerika

Erinnerungen und Eindrücke

Erster Teil

Brosch 5 M, geb. 6 M., in Halbfranz 7,50 M

Dreizehnte Auflage.

Berliner Tageblatt:

Ein sehr amüsantes und flott geschriebenes Buch ... In regster Spannung verfolgt der Leser die einzelnen Etappen und Abenteuer dieser Lebensbahn einen unverwüstlichen Optimisten. „Den starken Leichtsinnigen sei dieses Buch des Leichtsinns gewidmet." Es kann kein Zweifel sein, daß dies Buch in gleicher Weise wie desselben Verfassers Erinnerungen „In der Fremdenlegion" sich einen großen Leserkreis gewinnt. Es ist ein Werk, das Anspruch hat, ein Kulturdokument zu werden.

Augsburger Abendzeitung:

Rosen schildert seine Erlebnisse mit einer oft verblüffenden Rücksichtslosigkeit gegen seine eigene Person in so plastischer Form, daß man alles mit ihm erlebt. Ueber alle Schilderungen breitet sich eine poesievolle Auffassung der Dinge, Zustände und Ereignisse und ein köstlicher anmutiger Humor, der die Lektüre seines Buches zu einem seltenen Genusse macht.

Prof. Dr. Imendörffer (Ostd. Rundsch.):

Ein Buch voll Leben, voll Gestaltungskraft! Aus jeder Zeile spricht uns der furchtbare Ernst der Zeit entgegen, aber auch lächelnder, hüpfender, kichernder und lautlachender Humor. Selbst lesen, selbst genießen! Ein auserlesener Genuß

Dr. Rosegger im „Heimgarten":

„Such dir dein Brot — bist jetzt ein Glückssoldat!" Und er suchte sein Brot, tapfer, abenteuernd und lachend, selbst dann, wenn der Hunger in den Eingeweiden biß. Er schlug sich durch als Farmarbeiter, Apothekee-Lehrling, Tramp, Uebersetzer, Lehrer und Journalist. Damit endet der erste Teil der Erinnerungen, und ich freue mich schon auf die Fortsetzung! — Rosen versteht es meisterhaft, Erlebtes und Geschautes buntplastisch zu schildern, und ich gestehe gern, daß ich sein Buch mit einem Satz zu Ende las.

Neue Zürcher Zeitung:

Eines der ergötzlichsten und fröhlichsten Bücher, die wir je gelesen

Digitized by Google

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Erwin Rosen
Der deutsche Lausbub in Amerika

Erinnerungen und Eindrücke

Zweiter Teil

Brosch. 5 M., geb. 6 M., in Halbfranz 7,50 M.

Zehnte Auflage.

Echo der Gegenwart:

Gott sei Dank, ein neuer Lausbub und doch derselbe! Nein, ein noch vollendeterer als im ersten Teil. Sein blindes Wollen treibt den Durch- und Draufgänger von Glück zu Unglück, von Unglück zu Glück, schwer bezahlend in der Presse des Lebens und doch wieder lauteres Gold authäutend zu fröhlicher Erinnerung ... Diese Schilderung, knapp, prägnant, schlagend präzisiert, wäre allein ein Erfolg für das Buch. Aber höher noch steigt die Schilderungskunst in diesem Wunderbuch „auf der Insel des gelben Fiebers" ... Dieser zweite Band bildet einen Glanzpunkt deutschen Stils und feselndster Darstellung, so schreibt nur der geborene Schriftsteller, dem das Material tausendfältig aus wahrster Lebenserfahrung vor Geist und Herz liegt.

Coblenzer Zeitung:

... Die frische Lebendigkeit die unsagbare Freude an allem Geschehen, eine Freude, die das Leben eben nimmt, wie das Leben ist, diese Energie des Daseinswillens, der sich nicht unterkriegen lässt und immer aus allen körperlichen und zeitweilig auch seelischen Leiden mit quecksilbriger Elastizität wieder emporspringt. Und dann noch eine die unbeschreibare Ehrlichkeit, die grandiose Wahrheitsliebe, die auch die Schwächen der Menschennatur an sich selbst ganz offen aufweist ...

Rigaer Tageblatt:

... Man lese die Schilderung der Schlacht am San Juan-Hügel. Da hat man die ganze Seele des Amerikanismus. Und da hat man auch eine der besten modernen Schlachtenschilderungen, die es gibt ... Dieses Buch, in dem ein frischer Realismus mit einer etwas rauhen Romantik ein frohes Bündnis geschlossen haben, ist sowohl als spannende und sehr amüsante Lektüre wie auch als eine zwanglose Belehrung über Amerika und seine Bewohner aufs beste zu empfehlen.

MEMOIRENBIBLIOTHEK

Leben, Fehden u. Händel des Ritters Götz v. Berlichingen

Brosch. 2,50 M., gebunden 3,50 M., in Halbfranz 4,50 M.

Zweite Auflage

Münchner Neueste Nachrichten:

Die Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen gehört zu dem eisernen Bestande der deutschen Literatur, den jeder gebildete Deutsche kennen sollte, und die handliche und gefällige Ausgabe des Lutz'schen Verlags wird der alten Lebensgeschichte zweifellos eine Reihe neuer Leser gewinnen

Der Bund, Bern:

Die Lebensbeschreibung Götzens, aus der Goethe sich Stoff und Anregung zu seinem Drama holte, wird schon aus diesem Grunde für jeden interesse haben. Aber ganz abgesehen davon, ist es ein Buch von hohem kultur- und sittengeschichtlichem Wert . . . Kohlrausch hat den Text des Originals, der den meisten Lesern Schwierigkeiten machen würde, verhochdeutscht, jedoch so, daß der Reiz, den Götzens altes, knorriges Deutsch hat, möglichst gewahrt blieb.

Braunschw. Landeszeitung:

Das ganze wildbrodelnde Wesen jener Zeit, da die Fürstengewalt gegenüber der Raisergewalt sich bildete, da der Individualistische Gedanke der Reichsmatten gegenüber der generalisierenden Macht der Kirche auftrat, da Tag für Tag der kleine Krieg und andauernde Fehden tobten, das wird uns in diesem Buche lebendig. Wir werden mitten in dies ganze bunte Getriebe hineinversetzt.

Berliner Tageblatt:

Man darf hoffen, daß modernen Lesern diese Ausgabe des als Kulturwerk wie als menschliches Dokument gleich wertvollen Buches besonders willkommen sein wird.

Dresdner Anzeiger:

Der Hauptwert dieser Aufzeichnungen Götz von Berlichingens liegt in ihrer Naivität, denn aus ihr ergibt sich eine außerordentliche Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Frische in diesem treuherzigen, jeder Ruhmredigkeit abholden Tone sind die gesamten Aufzeichnungen des Ritters Götz von Berlichingen gehalten. Sie geben ein Bild seiner Persönlichkeit, wie es feinsinniger und unmittelbarer nicht gedacht werden kann.

Neue Zürcher Zeitung:

Und doch ist das Buch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus von ganz hervorragendem Wert, denn es zeichnet die Zustände jener Zeit.

Digitized by Google

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Magister F. Ch. Laukhards

Leben und Schicksale

Von ihm selbst beschrieben.

Deutsche und französische Kultur- und Sittenbilder aus dem 18. Jahrhundert

2 Bände, brosch. 11 M., geb. 13 M., in Halbfrz. 15 M.

Achte Auflage.

□ □

Julius Hart im „Tag":

Wenn wir von Goethe, Schiller und Herder reden, von Kant und Fichte, so dürfen wir von Magister Laukhard nicht schweigen! Er müsste in Erz gegossen auf dem Sockel des Goethe-Schillerdenkmals in Weimar zu den Füssen der Grossen sitzen . . . Unmittelbarer, vollkommener und besser als es Hunderte und Aberhunderte abstrakte verallgemeinernde wissenschaftliche Darstellungen, Geschichts-Philosophien und Kulturgeschichten vermöchten, führen uns die ich-Bekenntnisse eines Laukhard hinein in das Leben am Ausgang des 18. Jahrhunderts.

Dr. Karl Storck im „Türmer":

Vor allem aber gehört diese Selbstbiographie zu den **wertvollsten Büchern dieser Art in unserer gesamten Literatur . . . Als kulturgeschichtliches Denkmal ist das Buch von unschätzbarem Wert.**

Nationalzeitung:

Ein Buch, das den eigenartigsten Erzeugnissen der Memoiren-Literatur zugezählt werden darf. Laukhards Selbstbiographie wird ihn im Jahrhunderte überleben. Es gibt Bücher wie Taten, die nun einmal zur Unsterblichkeit bestimmt sind.

Deutsche Tageszeitung:

So darf man alles in allem dieses Buch als **ein sehr wertvolles Quellenwerk für die Kulturgeschichte** des 18. Jahrhunderts bezeichnen. **Es darf fast als ein Unikum in der deutschen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts gelten;** jedenfalls wird es für jeden ernsthaften Kulturhistoriker einen unvergänglichen Wert beanspruchen.

Propyläen:

Laukhards Leben und Schicksale gehören unbedingt in die Literaturgeschichte **als rückhaltloses Bekenntnisbuch eines fesselnden Menschen.**

MEMOIRENBIBLIOTHEK

Captain Gronow

Aus der großen Welt

Pariser und Londoner Sittenbilder 1810—1860.

Mit acht kulturhistorisch interessanten Bildern.

Brosch. 5,50 M., geb. 6,50 M., in Halbfrz. 7,50 M.

Zweite Auflage.

Aus dem Vorwort:

In mannigfaltigem Wechsel zieht an uns vorüber, was zur großen Welt seiner Zeit zählte. Die Größen des Salons und des Tages, Männer und Frauen, oft ebenso berühmt wie berüchtigt, Kaiser und Könige mit und ohne Krone, Spieler, Duellanten und wunderliche Originale, Kunsthelden, les grandes Cocottes, Kleider-, Pferde- und Weibernarren, kurzum der ganze bunte „Jahrmarkt der Eitelkeit" — Welt und Halbwelt

Frankfurter Zeitung.

Bloß eine in schweren äußeren und inneren Kämpfen steckende Zeit konnte ein so bemerkenswertes Memoirenbuch in Deutschland übersehen. Man ist erstaunt, von seiner Existenz nichts zu wissen, **die Schätze von Kulturdokumenten, die es birgt**, erst heute für uns gehoben zu finden. Als Typus verkörpert Gronow die Blüte weltmännischer Erziehung, **als Sittenschilderer ist er klassisch zu nennen**. Diese Memoiren sind **ein wichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte.**

Berliner Morgenzeitung.

Gronow zeigt sich in all den Anekdoten und Geschichten als **ein Sittenschilderer ersten Ranges.**

Berliner Allgemeine Zeitung.

Ein wunderbarer Reichtum von Gestalten und Typen steckt in den Aufzeichnungen des wackeren Captain Gronow.

Augsburger Abendzeitung.

Das Werk erhebt sich weit über den Durchschnitt, wie den Büchermarkt überflutenden Memoirenwerke und ist ein Memoirbild voll wertvoller kultur- und sittengeschichtlicher Details.

Münchner Neueste Nachrichten.

Das Buch enthält für den Historiker wie für den Kulturhistoriker eine Fülle wertvoller Skizzen zur Geschichte der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Ossiger Volkszeitung, Wien.

Wenn man das Buch zur Hand nimmt, dann **lernt man tatsächlich Geschichte.** Aber nicht etwa in langweiligen Abhandlungen und Aufsätzen, nicht die Spur! Man liest allerlei interessante, amüsante und sogar pikante Histörchen, in denen die Schauspieler der Weltbühne eine Rolle innehaben.

Digitized by Google

ROBERT LUTZ, STUTTGART

C. F. von Holten

Vom dänischen Hofe

Erinnerungen aus der Zeit Friedrichs VI., Christians VIII. and Friedrichs VII.

Brosch. 4,50 M., geb. 5,50 M., in Halbfranz 6,50 M.

Kleines Journal, Berlin:

Man hat oft den Eindruck, als hätte der dänische General nur für sich und einige Freunde geschrieben. Diese Eigenart aber bedingt gerade den Reiz des Buches: Es ist uns zu Mut, als ob wir den alten Kavalier plaudern hörten, erzählen, wie ein Mann von Welt und vornehmer Gesinnung sich im vertrauten Kreise gibt: Ueber dies und das, nur lose den Faden des Zusammenhangs haltend, und geistreich bald hier- bald dorthin abweichend. Wir durchschreiten gewissermassen eines jener alten dänischen Königsschlösser, die träumerisch auf den grauen Sund hinausschauen, und betrachten die Porträte: die Herrscher und ihre Gemahlinnen, die fürstlichen Verwandten, den Hofstaat, die Grössen der Wissenschaft, der Kunst, der Politik, die sie umgeben . . . Holten hat eine charmante Art, das Charakteristische an den Personen herauszuheben, und ergötzt oft durch humoristische Darstellung.

Nord-Ostsee Zeitung:

Das Werk bringt uns in schlichtem Plauderton die Großen der Welt näher und läßt uns mancherlei Blicke in ihr privates Leben tun. Viele werden gerne zu dem Buche greifen und die Stunden nicht bereuen, welche sie bei der harmlosen Lektüre verbracht haben.

Düna Zeitung:

Das Buch, **das sich spannend wie ein Roman** liest, ist voll von Anekdoten vielfach heiterer Natur. Eine Menge von Originalen zieht an uns vorüber; der Hofstaat dreier Könige, sie selbst nebst ihren Familien, darunter die vielgenannte Gräfin Danner. **Bezaubernd ist der Freimut,** mit dem der liebenswürdige Verfasser ungeniert über all diese internen Dinge zu plaudern weiss.

Ostsee Zeitung:

Was der von Jugend auf dem Hofe nahestehende Verfasser der Aufzeichnung im Wert gehalten, ist immer nur das Menschliche, häufiger noch das Allzumenschliche. **Er gibt uns sozusagen die drei Könige „in Unterhosen“.**

MEMOIRENBIBLIOTHEK

Erwin Rosen

In der Fremdenlegion

Erinnerungen and Eindrücke.

Brosch. 5 M., geb. 6 M., Halbfranz 7 M.

Achtzehnte Auflage.

Echo der Gegenwart:

Selten erscheinen kulturhistorische Werke von solcher Tragweite, von solch packender, Aufsehen erregender Schilderungskunst ..., daß man **in der jüngsten Zeit ihnen kaum etwas Gleichwertiges** auf dem Gebiete der Kulturschilderung an die Seite stellen kann

Prof. Holzhausen in der „Frankfurter Zeitung":

Kein Leser des Werkes wird es in Abrede stellen, daß die Lektüre **etwas wunderbar Faszinierendes hat** wie der Blick der tropischen Schlange, etwas furchtbar Absioßendes und doch wieder anheimlich Anziehendes, diese der ureigensten Wirklichkeit abgelauschten Schilderungen ... Wir wollen von dem hochinteressanten Buche nicht Abschied nehmen, ohne auf die prächtigen Soldatentypen hinzuweisen, die der Verfasser mit geschickter Hand in sein Buch hineingezeichnet hat.

Deutsche Nachrichten

Das prächtige Buch bildet ebensowohl eine außerordentlich fesselnde Lektüre, die bis zum letzten Augenblick in Spannung hält wie ein höchst **wertvolles kulturhistorisches Denkmal** aus dem Jahrhundert das auch es einzig das zwanzigste nennt.

Lechners Wiener Mittellungen

Kein Menschenfreund, kein Kulturhistoriker sollte es versäumen, diese hochinteressanten Memoiren zu lesen

H. H. Ewers im Berl. Tageblatt.

Von den drei Büchern über die Fremdenlegion ist das von Rosen zweifellos das wertvollste ... Rosen schreibt am einfachsten und natürlichsten und es ist gerade diese prächtige Frische, die seinem Buche einen starken Reiz verleiht

Basler Nachrichten

Es ist manchmal **eine geradezu grausame Lektüre** Ueberhaupt ist das Buch nichts für schwachnervige Dämchen

Digitized by Google

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Graf v. Lavalette

Im Dienste Napoleons

2 Bände, brosch. 10 M., geb. 12 M., in Halbfrz. 14 M.

Zweite Auflage.

Echo der Gegenwart:

Durch dieses Werk aus erster Hand und direktester Quelle ist die Napoleon-Literatur um ein wichtiges und umfassendes Buch vermehrt. Die „Memoirenbibliothek" enthält bereits eine stattliche Anzahl der besten Werke, die Napoleon und seine Zeit behandeln. Die jetzt erschienenen Bände bilden eine hervorragende Ergänzung dazu. Lavalette, einer der Vertrautesten des großen Kaisers, hat wie kaum ein zweiter speziell in Momenten, welche den Werdegang Napoleons beeinflußten, seine Persönlichkeit beobachten und studieren, seine speziellen Charaktereigenschaften und Stimmungen belauschen können. Aus diesen Umständen heraus erklärt sich die **hohe historische Bedeutung dieser Erinnerungen.** Das Werk ist historisch in echt wissenschaftlichem Sinne

Frankfurter Zeitung

Graf Lavalette ist ein ausgezeichneter Erzähler und guter Stilist. Vor allem der Roman von Lavalettes Verhaftung, Prozeß und endlicher Befreiung ein Ramsn des Lebens, reich an Gestalten aus der wahren, wirklichen Welt, ist geradezu hinreißend

Der Bund, Bern

In der schier unabsehbaren Reihe der Napoleonbücher werden auch diese Memoiren eines ehrenvollen Platz behaupten. Der schlichte Ton, in dem der ehemalige Adjutant und Minister Napoleons seine Lebenserlebnisse und Erinnerungen erzählt, niemals den Leser rasch für ihn ein. Man fühlt, daß man einem ehrenwerten, gediegenen Manne gegenübersitzt

Hamburger Fremdenblatt

Lavalette ist der einzige unter den Vertrauten Napoleons, dessen Urteil weder blinde Bewunderung noch harten Tadel enthält, es kann vor der Geschichte bestehen. In seiner ganzen Darstellung ist er anparteiisch geblieben.

Kieler Zeitung

Die Geschichte seiner Verhaftung, seiner Gefangenschaft, seiner Verurteilung und seiner wunderbaren Rettung am Tage vor seiner Hinrichtung liest sich wie die spannendste Romane. Daneben haben wir eine solche Fülle von psychischen und gesellschaftlichen Aperçus, von Porträtzeichnungen interessanter Persönlichkeiten und von klar und farbvoll gemalten Zeitbestimmungen, daß man das Lesens nicht müde wird.

MEMOIRENBIBLIOTHEK

Charles Ryan

Unter dem roten Halbmond

Erlebnisse eines Arztes bei der türkischen Armee im Kriege 1877/78.

Brosch. 5,50 M., geb. 6,50 M., in Halbfrz. 7,50 M.

Hamburger Neueste Nachrichten:

. . . . Beispiele heldenmütigster Aufopferung im Dienste edelster Menschlichkeit, sympathische Züge der Kameradschaft und des Edelmuts gegen den überwundenen Gegner treten uns hier mit dramatischer Lebendigkeit entgegen . . . Aber mit diesen **spannenden Schilderungen der Kriegsereignisse**, mit den **glänzenden Malereien des Schlachten- und Lagerlebens**, die dem Buch unter den militärischen Schriften einen hervorragenden Rang sichern, sind die Vorzüge desselben keineswegs erschöpft . . . **Wir empfehlen die Lektüre des auf jeder Seite anziehenden Buches.**

Internat. Literaturberichte:

Hier lernen wir wahres Heldentum kennen, Heldentum im mutigen Angriff, Heldentum im stummen Ertragen fürchterlicher Qualen, **höchste Entsagungsfähigkeit** und **wahrhaft ideale Gleichgesinnung**. Aufregende Kampfesbilder aus der Zeit der glänzenden türkischen Siegesthaten, während der Belagerung von Plewna, ziehen an dem Leser vorüber, so **greifbar plastisch**, als ob **er all das Aufregende, Fürchterliche vor seinen Augen sich abspielen sähe**

Allg. Schweizer-Zeitung:

In der Literatur über den russisch-türkischen Krieg dürften kaum viele Werke vorhanden sein, die lesender geschrieben sind und mehr auf allgemeines Interesse Anspruch erheben können, als Ryans Schilderungen.

Reichs-Militair-Anzeiger:

Ryan ist ein Erzähler ersten Ranges, dem man mit wahrem Vergnügen lauscht, mag er uns von seinen tollen Fahrten und lustigen Streichen berichten oder ergreifende Schilderungen von grenzenlosem Elend schildern.

Somburg Correspondent:

Seinen eigentümlichen Stil gewinnt das Buch dadurch, dass neben den erzählten ernsten Dingen eine **fast erstaunliche Fülle von Humor** platzgreift.

Allg. Militär-Bibliogr:

Lebensfrisch geschrieben sind Ryans Darlegungen, reich an launigen, an ethnographisch bedeutsamen, aber auch an hochtragischen Bildern.

ROBERT LUTZ STUTTGART

Heinrich von Roos

Mit Napoleon in Rußland

Einführung von Professor Paul Holzhausen.

Broschiert 5 M., geheftet 6 M., in Halbfranz 7 M.

Vierte Auflage.

Basler Nachrichten:

Nun hat die Aemtermaschinerie des Lutz'schen Verlages in Stuttgart perrost an eine der verdienstvollsten Unternehmungen auf dem deutschen Büchermarkt verzeichnen. Wir haben aus der Erinnerungen von Roos nur wenige und mit Absicht recht die grellsten Blitze hier erwähnt. Es ist ein Buch voll unerhörtem, schauerlichem im eigentlichen Sinne vom Anfang bis zum Ende. Der Hexensee der Wirklichkeit steht auf jeder Seite. Dieser Name sagt mehr als genug. Er bringt zu dem schmerzlichen Heldenepos des russischen Feldzuges so viele spannende Züge, daß seine Erinnerungen als ein äußerst wertvoller Beitrag zur Geschichte des Jahres 1812 dürfen begrüßt werden.

Schweizerischer Bierbote

Alles, was es an Jammer und Elend, aber auch an Heldentum und Todesmut gab in der großen Katastrophe, ging an der preußischen Brigade vorüber, die Roos führte. Die Schilderung wirkt um so ergreifender, als der Engländer Lieutenant Bogislaw von Roos, der Sohn des Verfassers, sie übersetzt hat. Die Erinnerungen werden um so wertvoller, als sie nur für Familienzwecke bestimmt waren und erst nach dem Tode des Verfassers der Öffentlichkeit übergeben werden sollten.

Bonner Zeitung

Wir erfahren bei der Lektüre all die Leiden, die Hunger, Durst, Schneestürme und russische Winternacht, Krankheit, Seuchen, List russischer Bauern und Kosaken den Armeen bringen, die selbst durch all dies demoralisiert und verwildert sind.

Neues Wiener Tagblatt

Das Werk dieses Buches liegt in seiner Massenwirkung, in der seltsamen und tiefen, unheimlich lebhaften Schilderung der Vorgänge, die uns so erregen und ergreifen, als wären wir Leidensgenossen jenes unglücklichen Heeres, das ein Entsetzen überall, wo diesem Buch erstehen, als sich ahnen, welche schauderhaften Dinge sich abspielten beim Todeskampf der Riesenarmee.

Echo der Gegenwart

Alles, was an Heiligem und Teuflischem im Menschenherzen wohnt, machte sich in diesen Tagen Luft und brach sich durch, anfangend im Wahnsinnslachen verhungernder Soldaten und endigend im Leichenhaus. Jeder Kadet des Buches, aus dem ein edler Mensch zu uns spricht, wird den Mann und seine Sprache lieb gewinnen.

Ritter von Lang

Aus der bösen alten Zeit

2 Bände, brosch. 9 M., gebd. 11 M., in Halbfrz. 13 M.

Dritte Auflage

Hamburger Fremdenblatt:

Es ist aber sehr gut, wenn hin und wieder einmal der Gegenwart ein wahres Spiegelbild der Vergangenheit vorgehalten wird, wenn ihr gezeigt wird, wie es in der sogenannten „guten alten Zeit" doch eigentlich bitterböse hergegangen ist. Deshalb verdienen die Memoiren des Ritters Lang eine ganz besondere Beachtung. Man wird daraus ersehen, welch ein gesunder, humorvoller Sinn dem Memoirenschreiber innegewohnt und wie fein er zu beobachten verstand... Eines der köstlichsten Memoirenwerke aus der bösen alten Zeit. Das Buch sollte viel gelesen werden.

Kölnische Zeitung:

In der Tat, was der Ritter Lang mit unverkennbarem Plaudertalent an hellem Skandalgeschichten über Serenissimuswirtschaft in Duodezstaaten, über Schlendrian und Bestechlichkeit im Beamtentum erzählt, war wohl geeignet, ein harmloses Gemüt in Harnisch zu bringen — gegen Herrn Lang immerhin gewahren seine Denkwürdigkeiten einen erhellenden Einblick in manche Verhältnisse der guten alten Zeit und geben eine Vorstellung davon, daß Napoleons Besen in Deutschland doch noch manchen verderblichen und bösen Plunder weggefegt hat.

Breslauer Morgenzeitung:

Kurz, ein Buch, das uns nicht einen Augenblick langweilt, wohl aber viel lehrt und mitteilt über eine Zeit, die wir uns anders vorzustellen gewohnt waren.

Breslauer Zeitung:

Die Memoiren Langs sind nicht nur eine interessante Quelle für den Geschichtsforscher und den Literarhistoriker, sie sind, ganz allgemein betrachtet, ein Kunstwerk von bleibendem Wert. Der Ritter ist ein Meister der Charakterisierung, der es versteht, mit einem einzigen Zuge einen ganzen Menschen lebensvoll vor uns hinzustellen. Und vor allem ist er ein Humorist ersten Ranges. In den schalkhaften Anekdoten und Anmerkungen seines Memoirenbuchs, die von staunenswerter Unbefangenheit und köstlicher Frische sind, tobt sich ein Lachen aus, das immer erquickend neu und befreiend klingen wird.

Basler Nachrichten:

Zweifellos geht es diese Lebenserinnerungen zum Anziehendsten der deutschen Memoirenliteratur

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Capitaine Coignet

Von Marengo bis Waterloo

Einführung von Professor Paul Holzhausen

Broschiert 5,50 M., gebd. 6,50 M., in Halbfranz 7,50 M.

Zweite Auflage

Echo der Gegenwart:

Das liebe Buch mit seiner erstaunlichen Fülle treu verzeichneter Reminiszenzen wird vielen, denen die hervorragend schöne Kollektion der Lutz'schen Memoirenbibliothek seit Jahren willkommen war, eine neue herzliche Freude bereiten. Die beste Betätigung im Kampf gegen den Bücherschund unserer Tage ist die Unterstützung solcher Verlage, die sich die Herausgabe von Werken wie das vorliegende zum Ziel setzen.

Die Hilfe, Berlin:

Eine höchst bewegliche Lektüre! Soldatentreue huldigt dem großen Kaiser, mit aller Unbeholfenheit und Einseitigkeit, aber alles doch von echtester Bewunderung getragen und reich an farbigen Einzelheiten.

Breslauer Morgenzeitung:

Coignets Memoiren sind im streng historischen Sinne [illegible] aber interessant und packend als Lektüre und kulturhistorisch wertvoll als Beitrag zur [illegible] der napoleonischen [illegible] ihn aus Heines [illegible] kennen.

Tagespost, Graz:

So [illegible] prächtigen [illegible] auf [illegible] ziehende [illegible] den Leser [illegible]

Cassaler Tageblatt:

Wer die Sieges- und Leidensgeschichte der „grossen Armee", die Zustände und Stimmungen, die in dieser [illegible] Truppe der Welt geheimnisvoll [illegible], mit der denkbar größten Unmittelbarkeit auf sich wirken lassen will, der nehme diese Memoiren [illegible] zur Hand.

Nationalzeitung, Basel:

[illegible]

MEMOIRENBIBLIOTHEK

Napoleons Untergang 1812

Ausgewählte Memoirenstücke von F. M. Kircheisen

Brosch. 6 M., geb. 7 M., in Halbfrz. 8,50 M.

Zweite Auflage.

Berliner Tageblatt:

. . . Noch jetzt, nach dem Verlauf eines Jahrhunderts, verspürt man die unmittelbare Wirkung dieser in der ganzen Geschichte ohne Gleichen dastehenden ungeheuren Katastrophe bei dem Durchlesen so verschiedener Aufzeichnungen mit solch einer Gewalt, als handelte es sich um menschliche Talen und Leiden aus unserer eigenen Gegenwart . . . Wessen Gemüt bliebe wohl unerschüttert bei dem Durchfliegen dieser Dokumente! Gegen diese Entsetzen erregenden Wirklichkeiten verblassen selbst solche flammenden Kriegsdarstellungen, wie sie gelegentlich von Schriftstellern wie Viktor Hugo oder Tolstoi geleistet worden sind, zu vollständigen Schattenhaftigkeiten.

Bayer. Kurier:

Die Literatur über die Freiheitskriege wird zur Jahrhundertfeier in dankenswerter Weise durch diese neueste Publikation des Lutz'schen Verlages bereichert . . . Der Untergang der Großen Armee in Rußland steht unter allen Kriegskatastrophen ohne Beispiel in der Geschichte da, denn riesenhaft wie sein Aufstieg mußte auch der Fall Napoleons sich gestalten. Das wird uns in anschaulicher und oft erschütternder Weise in diesem Buche vorgeführt.

Aargauer Tagblatt, Aarau:

Darin scheint uns gerade der Hauptwert des Buches zu liegen, daß die bedeutendsten zeitgenössischen Aufzeichnungen über den russischen Feldzug aus beiden Lagern von berufenster Hand hier zusammengestellt sind.

Dr. Rud. Presber:

Aber die ganze Furchtbarkeit dieses Bildes des Unglücks und Elends, der Hilflosigkeit und der Entfesselung aller tierischen Instinkte, entrollt sich doch nur dem, der die Berichte der Zeitgenossen, der Mitkämpfer, der Sieger und der Geschlagenen untereinander liest. Dazu bietet das in der bekannten Robert Lutz'schen Memoiren-Bibliothek von F. M. Kircheisen herausgegebene Buch eine ausgezeichnete Gelegenheit. Kircheisen wählt klug und interessant aus. Nur Augenzeugen läßt er reden, nur Kämpfer und Leidende . . .

St. Petersburger Zeitung:

Die Auswahl darf als eine höchst gelungene bezeichnet werden.

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Wider Napoleon!

Ein deutsches Reiterleben 1806—1815

Neu herausgegeben von F. M. Kircheisen

Zwei Bde., brosch. 9 M., geb. 11 M., Halbfrz. 13 M.

Vierte Auflage.

◘ ◘

Tagespost, Graz:

Eines der frischesten und entzückendsten Memoirenwerke Jedem Reiteroffizier muß bei der Lektüre dieses Buches das Herz lachen. Ein prachtvoller Kerl wird in diesen Aufzeichnungen sichtbar. Die Fülle des Geschehenen und Erlebten, die charaktervolle Gesinnung des Verfassers, seine ungeschminkte, frische Ausdrucksweise gibt dem Buche eine Farbe, die Büchern, die am Schreibtisch ersonnen sind, meist zu fehlen pflegt Es gibt kaum ein schöneres Buch für künftige Soldaten und die reifere Jugend.

Dresdner Anzeiger:

Eine ganze Reihe hervorragender Charakterköpfe werden in diesen Aufzeichnungen vor uns lebendig z B der alte Blücher, Schill, Herzog Wilhelm von Braunschweig, General von York, neben ihnen eine ganze Reihe hervorragender russischer und englischer Feldherrn. Die Darstellung ist von der äußersten Lebendigkeit und Frische. Wir können nur wünschen, daß das Buch die weiteste Verbreitung, namentlich in unserer erwachsenen deutschen Jugend finde. . .

Oesterr. Volkszeitung, Wien:

Ein frischer kampfesfroher Reiteregeist weht aus diesem Memoirenbuch. So anschaulich und lebendig weiß der Verfasser zu erzählen, daß den Leser unwillkürlich das Gefühl überkommt, als stünde er selbst mitten im Kampfe gegen den Giganten Napoleon . . .

Literar. Jahrsbericht v. Kunstwart und Dürerbund:

Die Kreuz unter manchen neu herausgegebenen, zum Teil vergessenen Memoiren aus Napoleons Zeit gehährt anstreitig den lebensfrischen und packenden Aufzeichnungen eines ungenannten pommerschen Junkers und Blücher schen Husaren mit dem Titel „Wider Napoleon! Ein deutsches Reiterleben."

Neue Freie Presse, Wien:

Wenn man die zwei Bände „Wider Napoleon" liest, dann wird einem zu Mute, als sähe man Schillers Vorspiel zum „Wallenstein" in verschiedener Ausstattung und in mehreren Variationen einigemal zur Aufführung gelangen Aber welche Fülle von Abwechslung liegt in der Wiederholung! . . . Die Erzählung der abenteuerreichen Erlebnisse wirkt wie ein spannender Roman

Digitized by Google

MEMOIRENBIBLIOTHEK

Erwin Rosen

In der Fremdenlegion

Erinnerungen und Eindrücke.

Brosch. 5 M., geb. 6 M., Halbfranz 7 M.

Achtzehnte Auflage.

Echo der Gegenwart:

Selten erscheinen kulturhistorische Werke von solcher Tragweite, von solch packender, Aufsehen erregender Schilderungskunst, daß man **in der jüngsten Zeit ihnen kaum etwas Gleichwertiges** auf dem Gebiete der Kulturschilderung an die Seite stellen kann

Prof. Holzhausen in der „Frankfurter Zeitung":

Kein Leser des Werkes wird es in Abrede stellen, daß die Lektüre **etwas wunderbar Faszinierendes hat** wie der Blick der tropischen Schlange, etwas furchtbar Abstoßendes und doch wieder unheimlich Anziehendes, diese der ureigensten Wirklichkeit abgelauschten Schilderungen. **Wir wollen von dem hochinteressanten Buche nicht Abschied nehmen, ohne auf die prächtigen Soldatentypen hinzuweisen, die der Verfasser mit geschickter Hand in sein Buch hineingezeichnet hat**

Deutsche Nachrichten

Das prächtige Buch bildet ebenso wohl eine außerordentlich fesselnde Lektüre die bis zum letzten Augenblick in Spannung hält wie ein **höchst wertvolles kulturhistorisches Denkmal** aus dem Jahrhundert, das sich so stolz das zwanzigste nennt.

Lechners Wiener Mitteilungen

Kein Menschenfreund, kein Kulturhistoriker sollte es versäumen diese hochinteressanten Memoiren zu lesen

N. H. Ewers im Berl. Tageblatt

Von den drei Büchern über die Fremdenlegion ist das von Rosen zweifellos das wertvollste . . Rosen schreibt am einfachsten und natürlichsten und es ist gerade diese prächtige Frische, die seinem Buche einen starken Reiz verleiht

Basler Nachrichten

Es ist manchmal **eine geradezu grausame Lektüre.** Ueberhaupt ist das Buch nichts für schwachnervige Dämchen.

Digitized by Google

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Graf v. Lavalette

Im Dienste Napoleons

2 Bände, brosch. 10 M., geb. 12 M., in Halbfrz. 14 M.

Zweite Auflage.

◘ ◘

Echo der Gegenwart:

Durch dieses Werk aus erster Hand und direktester Quelle ist die Napoleon-Literatur um ein wichtiges und umfassendes Buch vermehrt. Die „Memoirenbibliothek" enthält bereits eine stattliche Anzahl der besten Werke, die Napoleon und seine Zeit behandeln. Die jetzt erschienenen Bände bilden eine hervorragende Ergänzung dazu. Lavalette, einer der Vertrauesten des großen Kaisers, hat wie kaum ein zweiter speziell in Momenten, welche den Werdegang Napoleons beeinflußten, seine Persönlichkeit beobachten und studieren, seine speziellen Charaktereigenschaften und Stimmungen belauschen können. Aus diesen Umständen heraus erklärt sich die **hohe historische Bedeutung dieser Erinnerungen.** Das Werk ist historisch in echt wissenschaftlichem Sinne.

Frankfurter Zeitung

Graf Lavalette ist ein ausgezeichneter Erzähler und guter Stilist. Vor allem der Roman von Lavalettes Verhaftung, Prozeß und endlicher Befreiung, ein Roman des Lebens, reich an Gestalten aus der wahren, wirklichen Welt, ist geradezu hinreißend.

Der Bund, Bern

In der schier unabsehbaren Reihe der Napoleonbücher werden auch diese Memoiren einen ehrenvollen Platz behaupten. Der schlichte Ton, in dem der ehemalige Adjutant und Minister Bonapartes seine Lebensschicksale und Erlebnisse erzählt, nimmt den Leser rasch für ihn ein. Man fühlt, daß man einem ehrenwerten, gediegenen Manne gegenübersteht.

Hamburger Fremdenblatt

Lavalette ist der einzige unter den Vertrauten Napoleons, dessen Urteil weder blinde Bewunderung noch harten Tadel enthält; es kann vor der Geschichte bestehen. In seiner ganzen Darstellung ist er unparteiisch geblieben.

Kieler Zeitung

Die Geschichte seiner Verhaftung, seiner Gefangenschaft, seiner Verurteilung und seiner wunderbaren Rettung am Tage vor seiner Hinrichtung **liest sich wie ein spannender Roman.** Daneben haben wir eine solche Fülle von politischen und gesellschaftlichen Ausblicken, von Parteiauszeichnungen interessanter Persönlichkeiten und von klar und farbvoll gemalten Zeitbestimmungen, **daß man des Lesens nicht müde wird.**

Charles Ryan

Unter dem roten Halbmond

Eriebnisse eines Arztes bei der türkischen Armee im Kriege 1877/78.

Brosch. 5,50 M., geb. 6,50 M., in Halbfrz. 7,50 M.

Hamburger Neueste Nachrichten:

. . . . Beispiele heldenmütigster Aufopferung im Dienste edelster Menschlichkeit, sympathische Züge der Kameradschaft und des Edelmuts gegen den überwundenen Gegner treten uns hier mit dramatischer Lebendigkeit entgegen . . . Aber mit diesen **spannenden Schilderungen der Kriegsereignisse**, mit den **glänzenden Malereien des Schlachten- und Lagerlebens**, die dem Buch unter den militärischen Schriften einen hervorragenden Rang sichern, sind die Vorzüge desselben keineswegs erschöpft . . . **Wir empfehlen die Lektüre des auf jeder Seite anziehenden Buches.**

Internat. Literaturberichte:

Hier lernen wir wahres Heldentum kennen, Heldentum im mutigen Angriff, Heldentum im stummen Ertragen fürchterlicher Qualen, **höchste Entsagungsfähigkeit** und **wahrhaft ideale Glaubenszuversicht. Aufregende Kampfesbilder** aus der Zeit der glänzenden türkischen Ruhmestaten, während der Belagerung von Plewna, ziehen an dem Leser vorüber, so **greifbar plastisch**, als ob er **all das Aufregende, Fürchterliche vor seinen Augen sich abspielen sähe.**

Allg. Schweizer-Zeitung:

In der Literatur über den russisch-türkischen Krieg dürften kaum viele Werke vorhanden sein, die lesenswerter geschrieben sind und mehr auf allgemeines Interesse Anspruch erheben können, als Ryans Schilderungen

Baltic-Medizinal-Anzeiger:

Ryan ist ein Erzähler ersten Ranges, dem man mit wahrem Vergnügen lauscht, mag er eine von seinen tollen Fahrten und lustigen Streichen berichten oder ergreifende Schilderungen von grenzenlosem Elend schildern.

Hamburg. Correspondent:

Seinen eigentümlichen Reiz gewinnt das Buch dadurch, dass neben den erzählten ernsten Dingen eine fast erstaunliche Fülle von Humor platzgreift.

Allg. Militär-Bibliogr.:

Lebensfrisch geschrieben sind Ryans Darlegungen, reich an humanen, an ethnographisch bedeutsamen, aber auch an hochtragischen Bildern

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Heinrich von Roos

Mit Napoleon in Rußland

Einführung von Professor Paul Holzhausen.

Broschiert 5 M., gebd. 6 M., in Halbfranz 7 M.

Vierte Auflage.

Basler Nachrichten:

Man darf die Memoirenbibliothek des Lutz'schen Verlages in Stuttgart getrost als eine der verdienstvollsten Unternehmungen auf dem deutschen Büchermarkt bezeichnen... Wir haben aus den Erinnerungen von Roos nur wenige und mit Absicht nicht die grellsten Bilder hier erwähnt. Es ist ein Buch, nicht bloß unterhaltend, sondern fesselnd im eigentlichen Sinne von Anfang bis zum Ende. Der Stempel der Wahrheit steht auf jeder Seite. Dieser Mann hat nicht aufgeschnitten. Er bringt zu dem schauerlichen Trauerspiel des russischen Feldzuges so viele lebendige Züge, daß seine Erinnerungen als ein äußerst wertvoller Beitrag zur Geschichte des Jahres 1812 dürfen begrüßt werden.

Schwäbischer Merkur:

Alles was es an Jammer und Elend, aber auch an Heldensinn und Todesmut, was es an selbstloser Hingabe und den gräßlichsten Erscheinungen des Selbsterhaltungstriebes gibt, das führt uns Roos vor Augen. Die Schilderung wirkt um so ergreifender, als sie schlicht Begebenheit an Begebenheit reiht und auf stilistische Ausschmückungen, die den Verdacht der Uebertreibung nahe legen würden, verzichtet.

Bonner Zeitung:

Wir erleben bei der Lektüre all die Leiden, die Hunger, Durst, Schneestürme und russische Winternacht, Krankheit, Bestialität russischer Bauern und Kosaken den Armseligen bringen, die selbst durch all dies demoralisiert und verwildert sind.

Neues Wiener Tagblatt:

Der Wert dieses Buches liegt in seiner Wahrhaftigkeit, in der schlichten und dabei ungemein lebhaften Schilderung der Vergänge, die uns so erschüttert und ergreift, als wären hier Erlebnisse von gestern aufgezeichnet. Aus den Einzelbildern über die dieses Buch erfüllen läßt sich ahnen, welche schauerlichen Dinge sich abspielten beim Todeskampf der Riesenarmee.

Echo der Gegenwart:

Alles, was an Heiligem und Teuflischem im Menschenherzen wohnt, machte sich in diesen Tagen Luft und brach sich durch, anfangend im Wahnsinnslachen verhungernder Soldaten und endigend im Leichenfraß. Jeder Käufer des Buches, aus dem ein edler Mensch zu uns spricht, wird den Mann und seine Sprache liebgewinnen.

Ritter von Lang

Aus der bösen alten Zeit

2 Bände, brosch. 9 M., gebd. 11 M., in Halbfrz. 13 M.

Dritte Auflage

Hamburger Fremdenblatt:

Es ist aber sehr gut, wenn hin und wieder einmal der Gegenwart ein wahres Spiegelbild der Vergangenheit vorgehalten wird, wenn ihr gezeigt wird, wie es in der sogenannten „guten alten Zeit" doch eigentlich bitterböse hergegangen ist. Deshalb verdienen die Memoiren des Ritters Lang eine ganz besondere Beachtung. Man wird daraus ersehen, welch ein gesunder, humorvoller Sinn dem Memoirenschreiber innegewohnt und wie fein er zu beobachten verstand... Eines der köstlichsten Memoirenwerke aus der bösen alten Zeit. Das Buch sollte viel gelesen werden.

Kölnische Zeitung:

In der Tat, was der Ritter Lang mit unverkennbarem Plaudertalent an heitern Skandalgeschichten über Serenissimuswirtschaft in Duodezstaaten, über Schlendrian und Bestechlichkeit im Beamtentum erzählt, war wohl geeignet, ein harmloses Gemüt in Harnisch zu bringen — gegen Herrn Lang. Immerhin gewähren seine Denkwürdigkeiten einen erhellenden Einblick in manche Verhältnisse der guten alten Zeit und geben eine Vorstellung davon, daß Napoleons Besen in Deutschland doch auch manchen verderblichen und bösen Plunder wegzufegen hat.

Breslauer Morgenzeitung:

Kurz, ein Buch, das uns nicht einen Augenblick langweilt, wohl aber viel lehrt und mitteilt über eine Zeit, die wir uns andere vorzustellen gewohnt waren.

Breslauer Zeitung:

Die Memoiren Langs sind nicht nur eine interessante Quelle für den Geschichtsforscher und den Literarhistoriker, sie sind, ganz allgemein betrachtet, ein Kunstwerk von bleibendem Wert. Der Ritter ist ein Meister der Charakterisierung, der es versteht, mit einem einzigen Zuge einen ganzen Menschen lebensvoll vor uns hinzustellen. Und vor allem ist er ein Humorist ersten Ranges in den schalkhaften Anekdoten und Anmerkungen seines Memoirenbuchs, die von staunenswerter Unbefangenheit und köstlicher Frische sind, laht sich ein Lachen aus, das immer erquickend neu und befreiend klingen wird.

Berliner Nachrichten:

Zweifellos gehören diese Lebenserinnerungen zum Anziehendsten der deutschen Memoirenliteratur.

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Capitaine Coignet

Von Marengo bis Waterloo

Einführung von Professor Paul Holzhausen.

Broschiert 5,50 M., gebd. 6,50 M., in Halbfranz 7,50 M.

Zweite Auflage

Echo der Gegenwart:

Das liebe Buch mit seiner erstaunlichen Fülle treu verzeichneter Reminiszenzen wird vielen, denen die hervorragend schöne Kollektion der Lutz'schen Memoirenbibliothek seit Jahren willkommen war, eine neue herzliche Freude bereiten. Die beste Betätigung im Kampf gegen den Bücherschund unserer Tage ist die Unterstützung solcher Verlage, die sich die Herausgabe von Werken wie das vorliegende zum Ziel setzen.

Die Hilfe, Berlin

Eine höchst bewegliche Lektüre! Soldatentreue huldigt dem großen Kaiser, mit aller Unbeholfenheit und Einseitigkeit, aber alles doch von echtester Bewunderung getragen und reich an farbigen Einzelheiten.

Breslauer Morgenzeitung

Coignets Memoiren sind im streng historischen Sinne völlig wertlos, aber interessant und packend als Lektüre und kulturhistorisch wertvoll als Beitrag zur Psychologie des napoleonischen Grenadiers, wie wir ihn aus Heines unsterblichem Gedicht kennen.

Tagespost, Graz

So ist Coignets Buch mit seinen prächtigen Einzelmalereien, die alle auf Erlebtes zurückgehen, eine anziehende und fesselnde Lektüre, die den Leser mehr in den Bann zieht als so mancher Roman.

Casseler Tageblatt

Wer die Sieges- und Leidensgeschichte der „grossen Armee", die Zustände und Stimmungen, die in dieser berühmtesten Truppe der Welt geherrscht haben, mit der denkbar größten Unmittelbarkeit auf sich wirken lassen will, der nehme diese Memoiren eines napoleonischen Veteranen zur Hand.

Nationalzeitung, Basel

Sie gehören zum Lesenswertesten, was in letzter Zeit in der Lutzschen Memoirenbibliothek erschienen ist. So ungelenk die Niederschrift des napoleonischen Soldaten sein mag, sie verrät eines vor allem: den mächtigen Eindruck der Ereignisse auf den gewöhnlichen Mann, der unter dem Adler gestanden. Die epische Größe des Krieges, die leuchtet doch mächtig aus diesen Erinnerungen. Jeder, auch der Geringste, wird zum Helden geschaffen; er wird einfach mitgerissen.

Napoleons Untergang 1812

Ausgewählte Memoirensfücke von F. M. Kircheisen

Brosch. 6 M., geb. 7 M., in Halbfrz. 8,50 M.

Zweite Auflage.

Berliner Tageblatt:

. . . Noch jetzt, nach dem Verlauf eines Jahrhunderts, verspürt man die unmittelbare Wirkung dieser in der ganzen Geschichte ohne Gleichen dastehenden ungeheuren Katastrophe bei dem Durchlesen so verschiedener Aufzeichnungen mit solch einer Gewalt, als handelte es sich um menschliche Taten und Leiden aus unserer eigenen Gegenwart . . . Wessen Gemüt bliebe wohl unerschüttert bei dem Durchfliegen dieser Dokumente! Gegen diese Entsetzen erregenden Wirklichkeiten verblassen selbst solche flammenden Kriegsdarstellungen, wie sie gelegentlich von Schriftstellern wie Viktor Hugo oder Tolstoi geleistet worden sind, zu vollständigen Schattenhaftigkeiten.

Bayer. Kurier:

Die Literatur über die Freiheitskriege wird zur Jahrhundertfeier in denkenswerter Weise durch diese neueste Publikation des Lutz'schen Verlages bereichert . . Der Untergang der Großen Armee in Rußland steht unter allen Kriegskatastrophen ohne Beispiel in der Geschichte da, denn niemand wie sein Anstifter mußte auch der Fall Napoleons sich gestalten. Das wird uns in anschaulicher und oft erschütternder Weise in diesem Buche vorgeführt.

Aargauer Tagblatt, Aarau:

Darin scheint uns gerade der Hauptwert des Buches zu liegen, daß die bedeutendsten zeitgenössischen Aufzeichnungen über den russischen Feldzug aus beiden Lagern von berufenster Hand hier zusammengestellt sind.

Dr. Aug. Presber:

Aber die ganze Furchtbarkeit dieses Bildes des Unglücks und Elends, der Hilflosigkeit und der Entfesselung aller tierischen Instinkte, entrollt sich doch nur dem, der die Berichte der Zeitgenossen, der Mitkämpfer, der Sieger und der Geschlagenen hintereinander liest. Dazu bietet das in der bekannten Robert Lutz'schen Memoiren-Bibliothek von F. M. Kircheisen herausgegebene Buch eine ausgezeichnete Gelegenheit. Kircheisen wählt klug und interessant aus. Nur Augenzeugen läßt er reden, nur Kämpfer und Leidende . . .

St. Petersburger Zeitung:

Die Auswahl darf als eine höchst gelungene bezeichnet werden.

Digitized by Google

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Wider Napoleon!

Ein deutsches Reiterleben 1806—1815

Neu herausgegeben von F. M. Kircheisen

Zwei Bde., brosch. 9 M., geb. 11 M., Halbfrz. 13 M.

Vierte Auflage.

◘ ◘

Tagespost, Graz:

Eines der frischesten und entzückendsten Memoirenwerke Jedem Reiteroffizier muß bei der Lektüre dieses Buches das Herz lachen. Ein prachtvoller Kerl wird in diesen Aufzeichnungen sichtbar. Die Fülle des Geschehenen und Erlebten, die charaktervolle Gesinnung des Verfassers, seine ungeschminkte, frische Ausdrucksweise gibt dem Buche eine Farbe, die Büchern, die am Schreibtisch ersonnen sind, meist zu fehlen pflegt. Es gibt kaum ein schöneres Buch für künftige Soldaten und die reifere Jugend.

Dresdner Anzeiger

Eine ganze Reihe hervorragender Charakterköpfe werden in diesen Aufzeichnungen vor uns lebendig, z. B. der alte Blücher, Schill, Herzog Wilhelm von Braunschweig, General von York, neben ihnen eine ganze Reihe hervorragender russischer und englischer Feldherrn. Die Darstellung ist von der äußersten Lebendigkeit und Frische. Wir können nur wünschen, daß das Buch die weiteste Verbreitung, namentlich in unserer erwachsenen deutschen Jugend finde . .

Deutsche Volkszeitung, Wien:

Ein frischer kampffroher Reitergeist weht aus diesem Memoirenbuch. So anschaulich und lebendig weiß der Verfasser zu erzählen, daß den Leser unwillkürlich das Gefühl überkommt, als stünde er selbst mitten im Kampfe gegen den Giganten Napoleon . . .

Literar. Jahresbericht v. Kunstwart und Dürerbund:

Die Krone unter manchen neu herausgegebenen, zum Teil vergessenen Memoiren aus Napoleons Zeit gebührt unstreitig den lebensfrischen und packenden Aufzeichnungen eines ungenannten pommerschen Junkers und Blücher'schen Husaren mit dem Titel „Wider Napoleon! Ein deutsches Reiterleben."

Neue Freie Presse, Wien:

Wenn man die zwei Bände „Wider Napoleon" liest, dann wird einem zu Mute, als sähe man Schillers Vorspiel zum „Wallenstein" in verschiedener Ausstattung und in mehreren Variationen einigemal zur Aufführung gelangen. Aber welche Fülle von Abwechslung liegt in der Wiederholung! . . Die Erzählung der abenteuerreichen Erlebnisse wirkt wie ein spannender Roman

MEMOIRENBIBLIOTHEK

Herbert Spencer

Eine Autobiographie

2 Bände, brosch. 14 M., in Lwd. geb. 16 M., in Halbfranz 18 M.

Zweite Auflage.

Posener Neueste Nachrichten:

Ein autobiographisches Werk von der Wahrheit und Exaktheit des vorliegenden **hat in der ganzen Weltliteratur nicht seines Gleichen, und es sollte auf dem Büchertisch keines Gebildeten fehlen.**

Ein deutscher Leser schreibt:

. . . Dann aber hat das Buch den **immensen Vorzug, dass es den Philosophen in ihm kennen zu lernen gestattet, ohne dass man seine Werke zu lesen braucht.**

Nemb. Correspondent:

Es ist zweifelhaft, ob je ein Denker von schöneren Anlagen unter unserem Volke aufgetreten ist. Wir sind überzeugt, daß die hübsch ausgestattete deutsche Ausgabe auch über den Kreis der eigentlichen Fachinteressenten hinaus eifrige Leser finden wird.

Chicago Herald:

Dies Buch ist ein Dutzend Bücher in einem. **Dem Psychologen, dem Künstler, dem Romanschriftsteller, dem Moralisten, dem Lehrer, dem Prediger, dem Kritiker, dem Dichter, dem Philosophen** — allen diesen bietet das Buch **eine besondere Quelle des Genusses.**

Deutsche Zeitung:

Was Spencer berichtet ist **von unbedingter, dokumentarisch beglaubigter Sicherheit, strengster Sachlichkeit, ein zuverlässig treuer Spiegel der Gedankenbewegung der Zeit,** der Menschen und das Philosophen selbst. — Über den **unerschöpflich reichen Inhalt** lässt sich sagen . . .

Münchner N. Nachrichten:

Doch genug des Nörgelns! Spencers nachgelassenes Werk bleibt trotz alledem eine **der interessantesten und originellsten Selbstbiographien, die es in der Weltliteratur gibt.**

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Feldmarschall Boyens
Erinnerungen
1771—1813.

2 Bände, brosch. 9 M., geb. 11 M., in Halbfrz. 13 M.

Professor Delbrück i. d. „Preuss. Jahrbüchern":

Zu den schönsten Memoirenwerken und überhaupt zu **den Perlen der deutschen Literatur** gehören die Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls v. Boyen; sie geben ein prächtiges Bild von der Individualität des Verfassers und von dem Geiste seiner Zeit.

Braunschw. Landeszeitung:

. . . An innerem Wert und Interesse für den deutschen Leser am höchsten steht Boyen. **Jedem Freunde ernster, bester Lektüre empfehlen wir aufs wärmste, die Denkwürdigkeiten zur Hand zu nehmen.** Er wird es nicht bereuen, diesen ausgezeichneten Mann kennen zu lernen.

Münchner N. Nachrichten:

Da Boyen neben Scharnhorst und Gneisenau zu den Reformatoren der Armee gehörte, so sind seine wunderbar freimütigen Ausführungen über diese Periode **ebenso wertvoll wie interessant**

Posener Zeitung:

Zu denjenigen Memoirenwerken, die dauernd **ein schöner Besitz des deutschen Volkes** sein werden, gehören ohne Frage die Denkwürdigkeiten Boyens . . . Man wird bald den eigenartigen Zauber empfinden, der in diesen geistvollen, klar erfaßten und tief durchdachten Schilderungen liegt. Man wird von Seite zu Seite stets Neue gelesen, und ehe man sich dessen versieht, hat man die zwei Bände von Anfang bis zu Ende durchgelesen.

Germania:

Ein wertvoller Beitrag zur Militär-, Staats- und Kulturgeschichte. Besonders in unserer van Anzeichen des Byzantinismus nicht ganz freien Zeit, sind diese Denkwürdigkeiten des offenen, weiterfahrenen Kriegers und wahren Patrioten **eine beherzigenswerte Lektüre**

Düna Zeitung:

Boyens Denkwürdigkeiten vereinigen jedenfalls **eine Fülle von hochinteressanten Erlebnissen,** die umso prägnanter wirken, als sie uns in der eleganten Darstellung eines hochgebildeten und scharfbeobachtenden Mannes entgegentreten.

D. Thiébault

Friedrich der Große

und sein Hof

Erinnerungen an einen 20jähr. Aufenthalt in Berlin.

2 Bände, brosch. 9 M., geb. 11 M., in Halbfrz. 13 M.

Vierte Auflage.

Professor Delbrück i. d. Preuss. Jahrbüchern:

Es ist selbstverständlich, dass ein Buch, welches über persönliche Beziehungen zu Friedrich dem Grossen handelt, und welches mit **ausserordentlichem Talent** geschrieben ist, dringend zur Lektüre empfohlen werden muss. . . . Die leichte Anmut des Stils ist **über jedes Lob erhaben.**

Westermanns Monatshefte:

So sehen wir in dem zweibändigen Werk den grossen Preussenkönig in farbensatter Anschaulichkeit gezeichnet als Soldaten in seinem todesverachtenden Mut, als Menschen in seiner ausgelassenen Laune und als Philosophen in seiner aufgeklärten, innerlich freien Denkweise.

Deutsche Zeitung:

In der reichen französischen Memoirenliteratur gibt es nur noch wenige Werke, die für uns Deutsche ihrem ganzen Inhalte nach ein so **hervorragendes historisches Interesse** darbieten wie die Denkwürdigkeiten D. Thiébaults.

Hamburg. Correspondent:

Das Buch ist **von Anfang bis zu Ende** in allen Einzelheiten **fast gleich interessant.** Ausserdem ist es durchweg in dem Ton des feinsinnigen, gebildeten Mannes gehalten, der auch delikate Dinge mit Geschmack und Anstand behandelt.

Wiener Allg. Zeitung:

Ein Muster französischer Memoiren sind die Thiébaults über seinen Aufenthalt am Hofe Friedrichs des Grossen. Es mag einer noch so viele historische Werke über jene Zeit gelesen haben, Friedrich II. wird ihm ein genialer Feldherr, ein grosser König, ein merkwürdiger Mensch sein, er lese diese Memoiren, und der Feldherr, der König, der Mensch steht lebhaftig vor ihm mit all seinen Tugenden und Fehlern, in seiner Herrscherglorie und seiner menschlichen Schwäche.

Digitized by Google

ROBERT LUTZ, STUTTGART

E. D. Pasquier

Napoleons Glück und Ende

Erinnerungen eines Staatsmannes

2 Bände, brosch. 11 M., geb. 13 M., in Halbfrz. 15 M.

Neue Zürcher Zeitung:

Von den vielen Werken über Napoleon, die in neuester Zeit besonders zahlreich auf den Büchermarkt gekommen sind, haben uns wohl am besten die Erinnerungen Pasquier's gefallen. Das Buch enthält der geschichtlichen Tatsachen und Mitteilungen über die diplomatischen Vorgänge, der persönlichen Charakteristiken und der Betrachtungen über die allgemeine Weltlage so viele, dass man **gefesselt wird, man mag das Buch aufschlagen, wo man will.** Zum vollen Verständnisse der Zeit von 1806 bis 1815 und zur richtigen Beurteilung der damals handelnden Personen erscheint uns das Werk Pasquier's ganz unentbehrlich.

Schemia

Es ist ein Buch, an dem jeder, der sich für Napoleon I interessiert, nicht vorübergehen darf, interessant durch seinen Inhalt und durch den Verfasser, der alles, was er niederschrieb, aus nächster Nähe mit angesehen hat. **Selten ist über Napoleon in so objektiver Weise geschrieben worden.**

Hallesche Zeitung

Diese Proben mögen genügen, um zu zeigen, wie reich der Inhalt des **gut geschriebenen, geistvollen Buches** ist, das den Freunden einer gehaltvollen historischen Lektüre warm empfohlen werden kann.

Westerm. Monatshefte

Wir erhalten in dem Buche **Aufschlüsse, die z. T. als unschätzbar** bezeichnet werden müssen. Wenige hatten so wie Pasquier Gelegenheit, zu beobachten, was hinter den Kulissen des Welt-Theaters vorging. Seiten sind dieser Fakturen in der napoleonischen Tragödie mit einem so klaren Urteil gewürdigt worden.

Braunschw. Landeszeitung

Wir empfehlen aufs wärmste das Werk der Aufmerksamkeit unserer Leser. Pasquiers Erinnerungen sind ein Werk von bleibendem Wert.

Meine Erlebnisse im russisch-japan. Krieg

Von

W. Weressájew.

Brosch. 5 M., geb. 6 M., in Halbfrz. 7 M.

Zehnte Auflage.

Pester Lloyd:

Weressájew liefert hier ein selten reichhaltiges und wertvolles Material zur Geschichte des modernen Rußland in allen Zweigen seines politischen, kulturellen, sozialen und sittlichen Lebens, so daß hier ein Kolossalgemälde aus dem öffentlichen Leben Russlands von überwältigendem Realismus und beklemmend düsteren Farben geboten wird. Mit unsäglichem Kummer über menschliche Verkommenheit legt man das Buch aus der Hand.

Österreichische Rundschau:

Dem Buch ist der Wert eines Kulturdokumentes in vollem Maße zu eigen. Weressájew schildert mit lebendigster Anschaulichkeit all die Schrecknisse, die für alle Zeiten mit der Erinnerung an jenen mörderischen Krieg verknüpft sind. . . . Er hat hier ein aufreizendes Buch geschrieben — aufreizend darum, weil der Leser hier in keinem Augenblick die Ueberzeugung verliert, daß all das Unglaubliche, das sich auf den Seiten dieses Werkes drängt, nur einfache, ungeschminkte Wahrheit ist.

Weser-Zeitung:

Wie ein unerträglicher Leichengeruch steigt es aus dem Buche auf und benimmt uns den Atem. Man sollte es nicht glauben, daß eine solche Mißwirtschaft, wie sie hier geschildert wird, in der Tat in einem modernen, kultivierten Staat vorkommen könnte.

Berner Rund . . .

. . . Hieraus mag man ersehen, wie reich an Inhalt und wie lebhaft und interessant dieses Buch geschrieben ist. Man darf es mit Fug und Recht als eines der ergreifendsten Dokumente des russisch-japanischen Krieges bezeichnen.

Marine-Rundschau:

Alles was W. geschen, schildert er in vollster Rücksichtslosigkeit, ins besondere von seinen Erlebnissen auf dem Rückzuge mit er Bilder, die an Zolas „Débâcle" erinnern.

St. Petersburger Zeitung:

Aus der Flut von Druckerschwärze, die in den Jahren nach dem Krieg den Büchermarkt überschwemmte, ragt diese Schilderung des furchtlosen und offenherzigen Arztes nicht nur als historisch zuverlässiges, sondern auch als literarisch wertvolles Denkmal hervor.

Digitized by Google

ROBERT LUTZ, STUTTGART

Aus dem Leben eines Wiener Phäaken

Die Memoiren des J. F. Castelli 1781 bis 1862

Brosch. 5 M., geb. 6 M., in Halbfranz 7,50 M.

Soeben erschienen.

Diese amüsanten und für die Kulturgeschichte Alt-Wiens einzigartig bedeutenden Memoiren waren ursprünglich in 4 Bänden erschienen, die leider jede sachgemäße Redaktion vermissen ließen. In dieser Richtung sind nun nach Möglichkeit alle Mängel beseitigt und so ist ein durchaus lesbares Buch aus dem bisherigen Kunterbunt geschaffen.

Castelli war unbestritten einer der genauesten Kenner Wiens und seiner Bewohner; er selber ein typischer Vertreter seiner engeren Heimat, eine wahre Verkörperung des Donau-Phäakentums. So rundet sich in den Memoiren alles, was Castelli selbst erlebt und getan, und was er von seinen Mitmenschen berichtet, zu einem farbenreichen umfassenden Bild Altwiener Lebens und zur plastischen Gestalt einer kauzig-originellen Altwiener Persönlichkeit. Ein allivergnügter Genießer, der Herr Castelli, ein Mann, der bei vieler Geschäftigkeit dafür sorgt, daß sie nie zusarte zur Arbeit, er will seine k. k. Ruh' haben, nach innen und außen. Ein guter Esser, ständig verliebt, ein Spaßmacher, der auch da noch lacht, wo andere weinen würden. Kontraste, die hart aufeinanderprallen, kennt er nicht, kennt seine ganze Wiener Welt nicht, denn wozu wäre am Ende die Gemütlichkeit erfunden worden, und das goldene Wiener Herz?

Eine lavendelduftige Vergangenheit steht in diesen Blättern auf, längst vergangenes Leben wird wieder lebendig, rund um den Stephansturm. Das war wirklich noch eine gute alte Zeit, wo man nicht den achtzehntesten Teil seines Lebens in den „Beißeln" und Kaffeehäusern verbrachte und mit der wienerischen Gspaßigkeit über alle Ecken und Kanten des Lebens fröhlich hinwegglitt. Große Ereignisse findet man wenige in dem Buch, aber eine ganze Welt heiteren, behäbigen Lebensgenusses. Und darin war uns jene Zeit überlegen!

MEMOIRENBIBLIOTHEK

Franz Xaver Bronner
Ein Mönchsleben
aus der empfindsamen Zeit

Zwei Bände, brosch. 10 M., geb. 12 M, Halbfrz. 15 M.

Soeben erschienen.

Diese zwei Bände Bronnerscher Autobiographie sind nahezu das einzige Werk, das uns in ergötzlicher Weise in die Gefühlswelt der empfindsamen Zeit hineinführt. Daneben ist das Buch für den Kulturhistoriker eine wahre Fundgrube, und ein Dokument ersten Ranges sind die Schilderungen des Klosterlebens. Wir gewahren hier ein Bild von abstoßender Häßlichkeit. Ewiger Zank, Haß und Parteisucht, Unzucht, Völlerei und stumpfsinnige Faulheit waren das eigentliche Wesen des Mönchsdaseins. Dazu ein völlig veräußerlichter, rein mechanischer Religionsbetrieb, dem allem sich Bronner durch die Flucht entzog.

Der nun folgende Abschnitt seines Lebens ist von größtem Interesse wegen der scharf beobachteten Schäden der Kirche vor allem der betrügerischen Umtriebe und Schwindeleien der bayrischen Jesuiten, denen der säcularisierte Kleriker zum Opfer fiel. Eine zweite Flucht befreite ihn aus seiner hoffnungslosen Lage. In Frankreich hatte die Revolution soeben die neue Freiheit verkündigt; ihr wollte Bronner mit ganzer Kraft in idealster Weise dienen. Statt der erhofften seelsorgerischen Tätigkeit fand er aber eine Guillotine, die nach des „Pfaffen" Kopf gefährlich schnappte, so daß er froh war, mit heiler Haut wieder nach der Schweiz zu gelangen. Wie uns Bronner aus diesem Lebensabschnitt das Jacobiner- und Sansculottenwesen im Elsaß schildert, ist in seiner einfachen lebenswahren Plastik in hohem Grade packend.

Das ganze Buch hindurch aber fesselt die Persönlichkeit Bronners und deren geistige Entwicklung. In seinem Charakter paaren sich in vielfach komischem Gemisch Mut und Aengstlichkeit, der Drang in die Welt mit einem Hang zur Einsiedelei. Aehnlich in seinem Liebesleben, wo engelreine Schwärmerei, sündliche Lüsternheit, tolle Eifersucht, aufrichtige Nur-Freundschaft zu Frauen ein keusch-unkeusches Gemenge ergeben, aus welchen Irrwegen Bronner aber meist zu einer poetischen Auffassung sich herausfindet.

Memoirenbibliothek

Dritte Serie Band 1—15

1. **W. Weressájew, Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Krieg.** 10. Aufl. Mit Porträt des Verfassers. Brosch. M. 5.—, in Lwd. geb. M. 6.—, in Halbfrz. M. 7.—
2. **Captain Gronow, Aus der grossen Welt.** Pariser und Londoner Sittenbilder 1810—1860. 2. Aufl. Mit 8 Vollbildern. Brosch. M. 5.50, in Lwd. geb. M. 6.50, in Halbfrz. M. 7.50
3. **Erwin Rosen, In der Fremdenlegion.** Erinnerungen und Eindrücke. 18. Aufl. Brosch. M. 5.—, in Lwd. geb. M. 6.—, in Halbfrz. M. 7.—
4/5. **Graf v. Lavalette, Im Dienste Napoleons I.** 2. Aufl. 2 Bde. Mit 2 Porträts. Brosch. M. 10.—, in Lwd. geb. M. 12.—, in Halbfrz. M. 14.—
6/7. **Das Leben des Benvenuto Cellini.** Von ihm selbst geschrieben. 2. Aufl. 2 Bde. Brosch. M. 10.—, in Lwd. geb. M. 12.—, in Halbfz. M. 14.—
8. **Leben, Fehden und Händel des Ritters Götz von Berlichingen.** 2. Aufl. Brosch. M. 2.50, in Lwd. geb. M. 3.50, in Halbfrz. M. 4.50
9/10. **Karl Heinrich von Lang, Aus der bösen alten Zeit.** Lebenserinnerungen. 3. Aufl. 2 Bde. Brosch. M. 9.—, in Lwd. geb. M. 11.—, in Halbfrz. M. 13.—
11. **Ernst Cleield, Der philosophierende Vagabund.** Lebensbeichte eines Wanderkomödianten. 2. Aufl. Brosch. M. 5.50, in Lwd. geb. M. 6.50, in Halbfrz. M. 7.50.
12. **Capitaine Coignet, Von Marengo bis Waterloo.** 2. Aufl. Brosch. M. 5.50, in Lwd. geb. M. 6.50, in Halbfrz. M. 7.50
13. **Heinrich von Roos, Mit Napoleon in Russland.** Mit 3 Kartenskizzen. 4. Aufl. Brosch. M. 5.—, in Lwd. geb. M. 6.—, in Halbfrz. M. 7.—
14/15. **Wider Napoleon! Ein deutsches Reiterleben.** 1806—1815. 2 Bde. 4. Aufl. Brosch. M. 9.—, in Lwd. geb. M. 11.—, in Halbfrz. M. 13.—

Vierte Serie Band 1—10

1. **Erwin Rosen, Der deutsche Lausbub in Amerika.** Erinnerungen und Eindrücke. I. Teil. 13. Aufl. Brosch. M. 5.—, in Lwd. geb. M. 6.—, in Halbfrz. M. 7.50
2. **Napoleons Untergang.** Ausgewählte Memoirenstücke von F. M. Kircheisen. In 4 Bänden. I. Band: 1812. 2. Aufl. Brosch. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—, in Halbfrz. M. 8.50
3. **Papst Alexander VI. und sein Hof.** Nach dem Tagebuch des Zeremonienmeisters Burcardus herausgeg. von Ludwig Geiger. 6. Aufl. Brosch. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—, in Halbfrz. M. 8.—
4. **Helene Scharfenstein, Aus dem Tagebuche einer deutschen Schauspielerin.** 11. Aufl. Brosch. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—, Halbfrz. M. 8.—
5/6. **Die Irrfahrten des Daniel Elster.** Student — Philhellene — Mamkant. Neubearbeitet und herausgegeben von Hanns Martin Elster. 2 Bde. Brosch. M. 9.—, in Lwd. geb. M. 11.—, in Halbfrz. M. [illegible]
7. **Erwin Rosen, Der deutsche Lausbub in Amerika.** Erinnerungen und Eindrücke. II. Teil. 9. Aufl. Brosch. M. 5.—, in Lwd. [illegible]
8. **J. F. Castelli, Aus dem Leben eines Wiener Phäaken.** Neu herausgegeben von Adolf Saager. Brosch. M. 5.—, in Lwd. geb. M. 6.—, in Halbfrz. M. 7.50
9/10. **F. X. Bronner, Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit.** Herausgegeben und eingeleitet von Oskar Lang. 2 Bde. Brosch. M. 10.—, in Lwd. geb. M. 12.—, in Halbfrz. M. 15.—

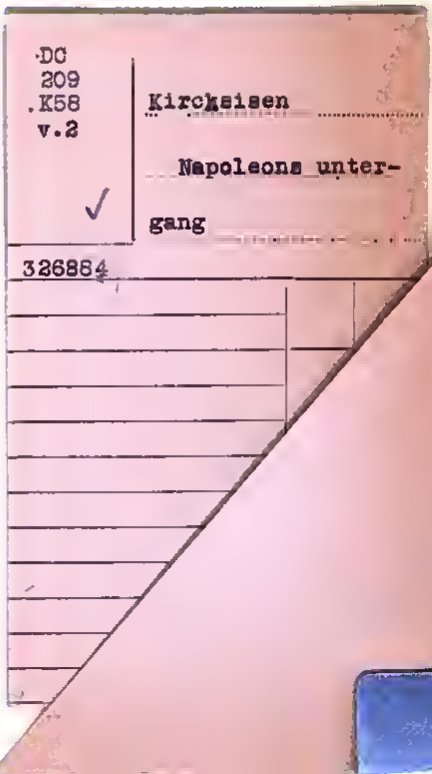
Verzeichnis der Ersten und Zweiten Serie

sowie ausführliche Prospekte über sämtliche Werke der Memoirenbibliothek stehen gern zur Verfügung.

sowie al

BOUND

JUL 11 1919

UNIV. OF MICH. LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05847 8911